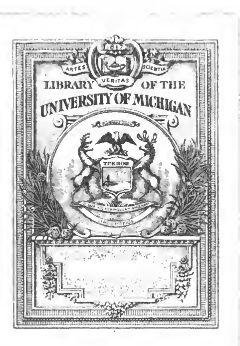
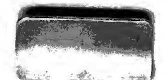

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



GERMANISTISCHE ABHANDLUNGEN

HERMANN PAUL

ZUM 17. MÄRZ 1902 DARGEBRACHT

VON

Andreas Heusler, Johannes Hoops, Emil Koeppel,
Friedrich von der Leyen, Franz Muncker, Friedrich Panzer,
Emil Sulger-Gebing, Ludwig Sütterlin, Albert Thumb,
Roman Woerner, Paul Zimmermann.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1902.

GERMANISTISCHE ABHANDLUNGEN

HERMANN PAUL

ZUM 17. MÄRZ 1902 DARGEBRACHT

VON

Andreas Heusler, Johannes Hoops, Emil Koeppel,
Friedrich von der Leyen, Franz Muncker, Friedrich Panzer,
Emil Sulger-Gebing, Ludwig Sütterlin, Albert Thumb,
Roman Woerner, Paul Zimmermann.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1902.

INHALT.



DIE LIEDER DER LÜCKE IM CODEX REGIUS DER EDDA.

Von Andreas Heusler, Berlin.

I.

Der berühmte Codex Regius, die Haupthandschrift des eddischen Liederbuches, kam schon im Jahr 1662 in versehrter Gestalt in die Bücherei des dänischen Königs. Zwischen Blatt 32 und 33 klafft eine Lücke: die fünfte Pergamentlage, aller Wahrscheinlichkeit nach acht Blätter umfassend, etwa zwei Dreizehntel der ganzen Sammlung, ist verloren gegangen [1]. Der Verlust betrifft die Lieder aus dem Kreise der Sigurdssagen. Halten wir uns an die stoffchronologische Ordnung, die der Sammler anstrebte, so können wir sagen: die Lücke reicht von Sigurds Gespräch mit der auferweckten Valkyrje bis zu den Vorbereitungen zu Sigurds Ermordung. Geschädigt sind wir nicht nur in unserer Anschauung altnordischer Heldenpoesie, sondern auch in der Erkenntnis des bedeutsamsten germanischen Sagenstoffes.

Wir stehen dem Verlorenen nicht mit einem entsagenden ignoramus gegenüber. Schlüsse auf das einst Vorhandene werden durch folgende Quellen ermöglicht:

die Grípisspá, das Ueberblicks- oder Programmgedicht der gesammelten Sigurdslieder; es excerpiert von Str. 17/18 bis zum Schluß der Prophezeiung, Str. 51, die in der Lücke verlorenen Dichtungen;

---

1) Vgl. die phototypisch-diplomatische Ausgabe Håndskriftet No. 2365 4° gl. kgl. Samling (Kbh. 1891) S. VI.

Anspielungen in anderen, ältern Eddagedichten, die der Lücke teils vorangehen, teils folgen; im besonderen Fáf. 40-44, Sigrdr. 20. 21, verschiedene Teile von Brot, Gudr. I, Sig. sk., Helr., Oddr.;

das Prosareferat der Skáldskaparmál (Skálda) in der Snorra Edda (Ausg. von F. Jónsson c. 39 S. 104 f.); das hier in Betracht kommende Stück hat wahrscheinlich ein Bearbeiter Snorris erweiternd redigiert und dabei die eddische Liedersammlung benntzt (vgl. Arkiv 18, 184 f.); doch ist die Skáldastelle nicht ein abhängiger Auszug aus dem Liederbuch in dem Sinne wie die Gríp. und die gleich zu nennenden zwei Prosaquellen: der Stoff ist zum Teil von anderer Seite zugeflossen;

eine kurze Stelle im Nornagests þátt, dessen Hauptquelle die eddische Sammlung war (bei Bugge, Norröne Skrifter S. 65);

endlich das wichtigste Denkmal, die Vǫlsunga saga (angeführt nach der Ausg. von Ranisch, Berlin 1891); ihre ausführliche Paraphrase der eddischen Heldenlieder bietet von c. 21, 18 bis c. 29 Schluß und wieder in Teilen von c. 30 das Gegenstück zu der vermißten Pergamentlage der Quelle.

Indem wir die Frage stellen: wie sah der verlorene Inhalt der Liederedda aus? suchen wir einerseits die litterarische, stilistische Beschaffenheit des Erschließbaren genauer zu bestimmen, anderseits die sagengeschichtlichen Fragen einer neuen Prüfung zu unterziehen. Nach den sorgfältigen Arbeiten nordischer und deutscher Gelehrter wird mir zum guten Teile nur eine Nachlese und die Aufgabe der Sichtung zufallen [1]).

Mit Symons Beitr. 3, 219 nehme ich an, daß die Vorlage der Vǫlsunga saga denselben Bestand an Liedern hatte wie der noch nnversehrte Codex Regius. Unter die-

1) Am eingehendsten wurde Vǫls. c. 21-29 behandelt durch Symons, Beitr. 3, 253-286; in späteren Aufsätzen, Zs. f. d. Phil. 12, 83 ff., 24, 1 ff., hat Symons vielfach abweichende Ansichten begründet. Die jüngste Darstellung ist die von F. Jónsson, Litt. hist. 2, 842 ff. (Kbh. 1901).

ser Voraussetzung vergleichen wir den Umfang der Lücke mit der Ausdehnung der entsprechenden Sagapartie.

Die 16 Seiten des Regius kann man zu mindestens 34 Zeilen rechnen[1]): also in Snmma etwa 550 Zeilen. Hätte der Inhalt aus lauter Strophen, ohne Prosastücke, bestanden, so wären nngefähr 2200 Kurzverse zu beklagen. Das betreffende Stück der Vǫls., bis zum Schluß von c. 29 gerechnet, umfaßt 571 Druckzeilen (die Strophe als 2 Zeilen gezählt). Davon sind gleich abzuziehen die 38 Zeilen von c. 22: dieser Abschnitt stammt nicht aus dem Liederbuch, sondern aus der Þiđreks saga. Somit stehen sich gegenüber:

550 Zeilen im cod. R : 533 Zeilen in der Vǫls.

Vergleichen wir zwei kürzere Stücke, worin sich die Saga einem erhaltenen Teile des Liederbuches verhältnismäßig genau anschließt: cod. R. 59, 25-62, 8 (= Fáfnismál bis vor Str. 40) und Vǫls. c. 18, 30-c. 19, 48: dort 83, hier 106 Zeilen. Sodann cod. R. 73, 25-75, 23 (= Guđr. II, 11 bis Schlnß) und Vǫls. c. 32, 15-33, 18: in der Liederhandschrift 68, in der Sagaausgabe 89 Zeilen. Zu einem ähnlichen Zahlenverhältnis kam Symons, der eine ausgedehntere, stärker abweichende Strecke in den beiden Werken verglich (Beitr. 3, 253). Danach zeigt sich, daß die Vǫls. mit jenen 533 Zeilen, die auf die Regiuslücke entfallen, verhältnismäßig stoffarm ist: sie muß bedeutend mehr weggelassen als zugesetzt haben[2]).

Diesen Umstand darf man immerhin in Betracht ziehen bei der Frage, ob c. 23. 24 Zuthat der Saga seien (unten Abschn. III). Wären sie es, so müßte die Saga anderwärts große Teile der Vorlage übergangen haben. In dem kontrollierbaren Verlauf finden wir durch den Sagaschreiber ausgeschieden nur solche Gedichte, die eine lyrische Situation ohne sagenmäßige Handlung oder ein abseits liegendes ent-

1) Vgl. die Zeilenzahl der angrenzenden Blätter in der phototyp. Ausgabe: 32 1 mal, 33 2 mal, 34 7 mal, 35 4 mal, 36 2 mal.

2) Die Bemerkung im Cpb. 1, LXXVI „the prose of the lacuna is a little above the average sheet, for instance, of the sheet following after the lacuna“ beweist deshalb nichts, weil aus der auf die Lücke folgenden Pergamentlage vier ganze Gedichte in der Vǫls. übergangen wurden.

behrliches Ereignis enthalten (Gudr. I und III, Helr., Oddr.). Ob der verlorene Ausschnitt der Sigurdssagen zu Gedichten dieser Art Gelegenheit bot, können wir natürlich nicht mit Sicherheit entscheiden; wahrscheinlich ist es nicht, im besondern kann man sich ruhende Rückblickskompositionen wie Gudr. I, Helr., Oddr. im Verlaufe dieser Sagenpartie schwer angebracht denken. Für die, auch bei Anrechnung von c. 23. 24, geringe Stoffmenge der Saga bietet sich eine Erklärung darin, daß große Strecken der Handlung in Parallelbericht, in zwei Liedern vorlagen, worunter unser Verfasser eine Auswahl treffen mußte (vgl. unten Abschn. V).

Der Schluß von Vǫls. c. 21 stellt uns vor die viel erörterte Frage, ob schon in der Liedersammlung die Hindarfjallscene, das Gespräch zwischen Sigurd und der entzauberten Jungfrau, mit der Verlobung schloß.

Gríp. 17. 18 meldet nur die Belehrung durch die Erweckte. Die Skálda a. a. O. läßt es bei dem Erwachen und Aussprechen des Namens bewenden. Welche Auffassung der Verfasser des Nornagests þátt hatte, bleibt dunkel („. . . . es verlief zwischen ihnen so, wie in der Geschichte Sigurds berichtet wird“).

Die Annahme ist notwendig, daß schon das Liederbuch die Verlobung hatte. Auf Grund dieser Erwägung. Für den Schreiber der Vǫls. bestand kein Anlaß, die Verlobung hier zuzudichten. Kurz nachher erzählt er, seiner Quelle gemäß, die Verlobung Sigurds mit Brynhild bei Heimi. Diese (zweite) Verlobung reichte für die Zwecke des Sagaschreibers vollkommen aus, d. h. sie ermöglichte die Anbringung der Áslaug. Und mehr als das. Die (erste) Verlobung auf Hindarfjall bildete für den Zusammenhang der Saga eine lästige Verdoppelung, ein blindes Motiv. Daß der Autor an diesem Ballast nicht allzu schwer trug, sehen wir an der Art, wie er die zweite Verlobung behandelt: nur mit ein paar angeflickten Sätzen trägt er dem Umstand Rechnung, daß er selbst eine Seite vorher schon von gewechselten Treueiden berichtet hatte. Diese Oberflächlichkeit in der pragmatischen und psychologischen Begründung stimmt

zu anderem, was wir an unserem Verfasser beobachten. Daß er sich aber selbst, mit Aufgebot eigenmächtiger Erfindung, jene Bürde aufgeladen, sich in die Ungelegenheit gebracht hätte, das stimmt nicht zu dem Bilde seiner Thätigkeit. Er fand also schon in der Vorlage die Treugelübde als Abschluß der Hindarfjallscene, und wenn ältere Eddaausgaben diesen Abschluß aufnahmen, haben sie wenigstens stofflich keine Fälschung begangen.

Die Ansicht, „durch die Begegnung auf dem Berge wird die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins der Áslaug verstärkt“ [1]), hält nicht Stich. Denn obwohl der Sagamann diskret genug ist, die liebende Vereinigung des Paares, woraus Áslaug entsprang, nicht unmittelbar zu berichten, so kann doch kein Zweifel sein: er dachte sich den Vorgang nicht auf Hindarfjall, als er die Worte schrieb „und dazu verpflichteten sie sich mit Eiden. Dann ritt Sigurd davon ....“ (c. 21 Schluß, 22 Anfang), sondern er dachte sich ihn bei Heimi, wo die Annäherung schon viel weiter gediehen ist und wo Sigurd längere Zeit verweilt (c. 24, 48 f. 64. 66). Dies ist so deutlich, daß auch eine anders lautende Stelle der Ragnars saga (Fas. 1, 257) nicht daran irre machen kann: hier erzählt Áslaug ihrem Gatten, „wie sich Sigurd und Brynhild auf dem Berge begegneten, und sie (dort) erzeugt wurde“. Mag hier ein anderer Verfasser zu Worte kommen oder der Urheber der Vǫls. einen Gedächtnisfehler begehen, soviel ist sicher: bei der Ausarbeitung von Vǫls. c. 21. 23. 24 war die Zusammenkunft bei Heimi die für Áslaug und damit für die Saga notwendige, die Verlobung auf dem Berge entbehrlich und folgenlos — und eben deshalb keine berechnende Zugabe des Autors.

Die Gríp. hat diese „erste Verlobung“ mit Absicht unterdrückt. Dies würde sich schon daraus genügend erklären, daß der Dichter an der unsinnigen Duplicität der Fälle An-

1) Golther, Studien zur germanischen Sagengeschichte S. 58 (vgl. Zeitschr. f. vgl. Lg. 12, 292); ähnlich Edzardi, Volsunga- und Ragnars-Saga S. XXIX.

stoß nahm. Es bestand aber der weit gewichtigere Grund: dieser Dichter unterschied die Jungfrau auf dem Berge von Brynhild, und eine „erste Verlobung“ mit einer Fremden hätte sich in dem kurzen biographischen Gesamtbilde allzu absonderlich ausgenommen und sicher die erstaunte Frage Sigurds an den Oheim hervorgerufen: „was geschieht denn aber mit der sitzen gelassenen ersten Braut?“

In einer ähnlichen Lage befand sich die Skálda.

Hat demnach die Verlobung auf dem Berge der eddischen Liedersammlung angehört, so ist damit noch nicht gesagt, daß das betreffende Heldenlied, wie es von seinem Dichter gedacht war, auf jenen Schluß auslief. Von diesem dialogisch erzählenden Liede bergen sich nur wenige Trümmer in dem Komplex, den man als Sigrdrífumál bezeichnet. Die lehrhaften Strophen 6-19 und 22-37,3 halte ich mit Müllenhoff u. a. für eine fremdartige Füllung des heroischen Rahmens. Was übrig bleibt, weckt durch das zwiespältige Strophenmaß Bedenken. Hatten zwei Lieder dieses Gegenstandes das Unglück, nur in geringen Resten an den Sammler zu gelangen? Wir bekommen von Inhalt und Anlage der ursprünglichen Dichtung kein Bild. Der Sammler, der nicht mehr besaß als wir, könnte die Reste des Liedes mißverstanden und die Treueide aus eigener Erfindung dazu gethan haben[1]).

Aber wegen der Strophen 20. 21 ist dies unwahrscheinlich. Es ist das Nächstliegende, daß diese beiden, nicht allgemein-lehrhaften, sondern eine bestimmte epische Situation aussprechenden Vísur zu den Ueberbleibseln des echten Heldenliedes gehören, und daß sie zu dem Austausch der Liebesgelübde die unmittelbare Ueberleitung bilden[2]). Fraglich ist nur, ob dann noch zwei Strophen folgten mit

1) Seine Prosa vor Str. 5, die schon auf den Verlobungsschluß hindeutet (Vogt, Zs. f. d. Phil. 25, 413), enthält eine Verschiebung (unten S. 26f.) und kann jedenfalls nicht die Autorität des Liedes selbst in Anspruch nehmen. — Ich spreche auch im folgenden von „dem Liede“, ohne damit zu leugnen, daß Ueberbleibsel zweier Gedichte vorliegen.

2) Müllenhoff, DAk. 5, 162. Niedner, Anz. f. d. A. 18, 234. Symons, Zs. f. d. Phil. 24, 19 f.

einem Inhalt ungefähr wie Vǫls. c. 21, 28-31 [1]). Diese motivarmen Worte lassen kaum an den Gehalt zweier Lióðaháttstrophen denken. Anderseits sehen Sigurds Worte in Str. 21:

„Den Besitz deiner Liebe (? *ástráð þín*)
will ich völlig haben,
so lange als ich lebe“

nach einer letzten Steigerung aus. Da das Gedicht mit dem gnomischen Strophenmaß nur die Reden in Verse faßte, brauchte nur noch in Prosa die kurze Angabe zu folgen, daß sie sich Eide schwuren. Schon der Sammler oder dann der Verfasser der Vǫls. kann diese außerhalb des poetischen Textes stehende Angabe deutlicher und breiter geformt haben. Allerdings, ob dies nun der wirkliche letzte Schluß der alten Dichtung war, das möchte man doch im Stillen bezweifeln. Auch in der zweiten Hälfte von Str. 37:

„ein langes Leben, das ahn ich,
wird dem Fürstensohne nicht:
starker Zwist ist erstanden“

kann sich leicht noch ein Splitter aus dem echten Bestande des Heldenliedes gerettet haben.

II.

Jetzt erst gelangen wir zu der zweiten Frage: ist die Jungfrau vom Berge Brynhild oder eine andere?

Die Frage führt über die Lücke des Codex Regius weit hinaus und auf das meist umstrittene Feld germanischer Sagenkunde. Ich will meine Auffassung, die zwischen den Ansichten von Symons und Golther etwa in der Mitte liegt, möglichst knapp darlegen, wobei oft ein Hinweis auf die Vorgänger genügen und manche Einzelheit beiseite bleiben

1) „Sigurd sprach: »Einen gescheitern Menschen als dich giebt es nicht, und das schwöre ich, dich will ich haben, du bist nach meinem Herzen«. Sie erwidert: »Dich will ich am liebsten haben, und hätt' ich unter allen Männern zu wählen«.“

muß[1]). Die Linie, die von den nordischen Quellen aus erreichbar ist, halte ich im allgemeinen inne, auch wo ein Heranziehen der deutschen Sagenform Bestätigung brächte.

Die Antwort auf die eben gestellte Frage hätten wir zunächst aus dem Liede zu holen, das in den sog. Sigrdrífumál aufgegangen ist; wir wollen ihm den neutralen Namen „Erweckungslied" geben. Dieses mutmaßlich alte, aus heidnischer Zeit stammende Gedicht ist für die reine Sage von der Entzauberung der schlafenden Jungfrau durch Sigurd, die „Erweckungssage", nnsere einzige Quelle erster Hand. Die anderen Denkmäler, die diesen Stoff berühren, hängen entweder von dem Erweckungsliede ab, oder sie geben die Sage in jüngerer Umbildnng. Allein, die primäre Quelle, trümmerhaft wie sie uns vorliegt, versagt die Auskunft: ob sich der Dichter des Erweckungsliedes als seine Heldin die Brynhild dachte, wissen wir nicht. Die Strophen, die dem Sammler noch erreichbar waren, haben offenbar einen Eigennamen der Jungfran nicht enthalten. Und der Inhalt von Str. 20. 21. 37, 4-6 ist jedenfalls nicht der Art, daß man sagen könnte: er muß notwendig auf die Verwicklung zwischen Brynhild und Sigurd gehen.

Die abgeleiteten Quellen sagen folgendes ans:

Der Dichter der Gríp. giebt der Heldin der Erweckungssage keinen Namen (Str. 15-17), doch ist kein Zweifel, daß er sie von Brynhild unterscheidet.

Der Redaktor der Prosen in den Sigrdrífumál trennt die erweckte Jungfrau ebenfalls von Brynhild und nennt sie dreimal Sigrdrífa. Daß er zu diesem nomen proprium durch ein Mißverständnis kam, ist eine ansprechende Vermutung von Symons (Zs. f. d. Phil. 24, 16 f.). Geht diese Namengebung und damit die Unterscheidung der Heldin von Brynhild auf den ersten Aufzeichner, den Sammler der

1) Symons' Ansichten besonders in dem Aufsatz Zs. f. d. Phil. 24, 1 ff. Golther hat Zs. f. vgl. Litteraturgesch. 12, 186 ff. 289 ff. (1898) seinen frühern Standpunkt (Studien z. germ. Sagengesch. 1888) in manchem verlassen. Von neueren Schriften citiere ich noch: Mogk, Neue Jahrb. f. klass. Altert. 1, 68 ff. (1896); Niedner, Zs. f. d. A. 41, 44 ff. (1897); Patzig, Zur Gesch. des Sigfridsmythus, Berlin 1898; Paul, Die Þiđrekssaga und das Nibelungenlied, München 1900.

Sigurdslieder zurück, so wäre dieser, nicht der Grípisspádichter, der älteste nachweisbare Zeuge für die Trennung der Auferweckten von Brynhild. Denn ein Lied, wie die Gríp., wurde gewiß im Blick auf die geschriebene Gedichtsammlung verfaßt[1]). Doch ist es allerdings nicht verbürgt, daß uns die Prosen im Sigurdsliederbuch so vorliegen, wie sie jener erste Aufzeichner gestaltete. Aus der Verschweigung des Namens in Gríp. 15-17 darf man nicht folgern, daß diesem Dichter die Bezeichnung Sigrdrífa unbekannt war.

Der Sammler der Sigurdslieder, bezw. der Redaktor der Prosastücke, hatte folglich die Vorstellung: Sigurd verlobt sich eine Jungfrau (Sigrdrífa), die fortan aus seinem Leben spurlos verschwindet. Ob er sich dies irgendwie zurecht gelegt hat, wissen wir nicht; als Liedersammler war er nicht dazu verpflichtet. Und ein Sammler blieb er doch in erster Linie; mag er auch für verbindende Prosen gesorgt haben, eine richtige „Saga" hat er nun und nimmer herstellen wollen. Was er zusammentrug, giebt sich ja keineswegs als fortlaufende Lebensgeschichte. Wo eine solche beabsichtigt war, wie in der Grípisspá, da mußte man freilich der folgenlosen Verlobung mit einer Unbekannten aus dem Wege gehen (oben S. 5 f.).

Sodann die Stelle der Skálda. Die Worte „da erwachte sie *ok nefndisk Hildr, hon er kǫlluð Brynhildr, ok var valkyria*" bekunden das Vorhandensein schwankender, geteilter Auffassung. Der Name Hildr findet in Helr. 7 eine Anknüpfung (*Hétu mik allir í Hlymdǫlum Hildi und hialmi, hverr er kunni*). Aber hier scheint *Hildr* oder eher *Hildr und hialmi* als eine Art Ueber- und Ehrenname gemeint zu sein: „die behelmte Kriegerin" par excellence; man denkt an die allerdings mit anderm Nebensinn verbundene Anrede der Sigrún: *Hildr hefir þú oss verit* (H Hu. II 29). Der Zusatz *hon er*

1) Der Sammler selbst könnte das Programmgedicht zu seinem Sigurdsliederbuch verfaßt haben. Dagegen spricht jedoch der Umstand, daß die Gríp. den Zusammenhang eines geschriebenen Textes unterbricht, wie F. Jónsson, Litt. hist. 1, 266 f. zeigt; ferner daß nach Gríp. 13. 14 Sigurd vor dem Erweckungsritt zu Gjuki zieht, ein durch Fáf. 41 angeregter Irrtum, den der Sammler in seiner Prosa hinter Fáf. 44 meidet.

kǫlluð Brynhildr, der nach einem Glossem aussieht, will sagen: „man nennt sie auch Brynhild“ = einige verstehen unter ihr die Brynhild, d. h. die bekannte Buðla dóttir. Der lakonische Bericht stellt also nicht eine zweite, sonst unbekannte Brynhild auf, sondern erwähnt die Meinung, daß die erweckte Valkyrje identisch mit Brynhild sei[1]).

Die Vǫls. endlich und übereinstimmend der Nornag. þ. erblicken in der Heldin die Brynhild. In ihrer Quelle, der Liedersammlung, hat dies nicht gestanden (oben S. 8); es beruht auf eigener Auffassung oder Kenntnis der Sagaschreiber.

Aber noch weitere Zeugen in unserer Sache sind aufzurufen.

Einmal das Lied, das in Gríp. 19. 27-31 ausgezogen, in Vǫls. c. 23. 24 umschrieben wird. Sigurd trifft, ehe er zu den Gjukungen kommt, im Gehöfte des Heimi mit Brynhild zusammen und verlobt sich mit ihr. Nach dem einen bezeichnenden Motiv wollen wir dieses Gedicht das „Falkenlied“, seinen Inhalt die „Falkengeschichte“ nennen. Daß wir hier eine „Sage“ und das aus der Sage schöpfende „Gedicht“ auseinander zu halten hätten, ist nicht glaublich. Die Falkengeschichte (mit Sigurd und Brynhild als Trägern der Handlung) ist mit und in dem Falkenlied geschaffen worden. Es ist eine junge Neudichtung, die an das Personenverhältnis der Erweckungssage anknüpft. Der Dichter muß, wenn nicht das Erweckungslied selbst, so doch seinen Sagenstoff in der Auffassung gekannt haben: die Jungfrau, zu welcher Sigurd nach der Drachentötung, vor der Ankunft bei den Gjukungen in Beziehung tritt, ist Brynhild, seine nachmalige Schwägerin. Von dieser Voraussetzung aus konnte der Dichter Sigurd und Brynhild als Helden seiner Fabel verwerten. Hinter das 13. Jahrhundert weist uns dieses Zeugnis kaum zurück.

Ferner das Traumlied, umschrieben in Vǫls. c. 25. Es kann wohl jünger sein als das Falkenlied, und es wäre denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich (unten Abschn. IV), daß

1) Etwas anders Symons, Zs. f. d. Phil. 24, 8f.

es mittelbar aus der Falkengeschichte die Vorstellung von Sigurds und Brynhilds Verlöbnis übernommen hätte. Dann böte es kein selbständiges Zeugnis in unserer Frage dar.

Schließlich Vǫls. c. 26. 28. 29, hinter denen wir ein Gedicht vermuten, das Große Sigurdslied. Dieses Gedicht wird älter sein als das Falkenlied, doch schwerlich älter als das 12. Jahrhundert. Indem es die Verlobung Sigurds mit Brynhild voraussetzt, weist es auch wieder mittelbar auf eine Form der Erweckungssage, wonach man sich in der entzauberten Jnngfrau die Brynhild dachte.

Die Stellen Fáf. 42 ff., Helr. 6 ff. wird man in unserer Durchmusternng vermissen: es wird sich später zeigen, weshalb wir sie in diesem Zusammenhang nicht als Beweise gebrauchen können.

Das Ergebnis ist demnach: bei den der Sagendichtung und Sagenschreibung obliegenden Isländern des 12. und 13. Jahrhunderts finden wir über die Person der von Sigurd erweckten Valkyrje viererlei Ansicht:

1) sie ist gleich Brynhild: Vǫls., Nornag. þ.; mittelbar: Falkenlied, (Traumlied,) Großes Sigurdslied;

2) sie heißt Hild, einige halten sie für Brynhild: Skálda;

3) sie heißt Sigrdrífa: Prosa in Sigrdr.;

4) sie bleibt namenlos: Gríp.

Die Gewährsmänner unter 1) nnd 3) wissen von einer Verlobung der Jungfrau mit dem Helden[1]).

Da die unter 2) nnd 3) auftretenden Namen (Hild, Sigrdrífa) zu keinem sagenhaften Stammbaum, auf keinerlei festen Sagenboden führen nnd thatsächlich nur „Schall und Rauch“ sind, vereinfacht sich das Bild zu den drei Formen:

A. Sigurd erweckt Brynhild und verlobt sich mit ihr = 1);

B. Sigurd erweckt eine Unbekannte und verlobt sich mit ihr = 3);

C. Sigurd erweckt eine Unbekannte, ohne Verlobung = 2) und 4).

---

1) Beim Nornag. þ. ist dies unsicher, oben S. 4.

Da unter C der Grund für das Verschweigen der Verlobung erkennbar vorliegt (oben S. 5 f.), kommt diese dritte Form für weitere Schlüsse nach rückwärts nicht in Rechnung, und die Zeugnisse 2) und 4) treten in das Lager von B über. Es fragt sich: welche der zwei Formen A und B ist die ursprünglichere in Sigurds Erweckungssage?

Im Kreise unserer späten Quellen ist A, wie man sieht, besser beglaubigt als B. Doch ist daraus nicht viel zu schließen. Denn möglich wäre es, daß die Kombination A auf einen dieser späten Zeugen, den Dichter des Großen Sigurdsliedes, zurückginge. Man muß der Haltung der anderen Eddalieder einen Wink abgewinnen.

Die Form B kann auf die innere Anlage der Sigurd-Gunnar-Brynhildgeschichte — der Werbungssage, wie wir sie kurz benennen[1]) — keinen Einfluß geübt haben. Dagegen ist zu erwarten, daß die Dichter, in deren Sagenkunde die Form A lebte, bei der Behandlung der Werbungssage von sehr wesentlichen Voraussetzungen beherrscht wurden.

Nun liegt es so, daß außer der Gríp. kein einziges der erhaltenen Eddalieder auf eine Verlobung Sigurds mit Brynhild anspielt. Und doch wäre dazu überreiche Gelegenheit, da die auf die Lücke folgenden Gedichte zum großen Teil von Rückblicken leben. Daß die Sig. sk. keine frühere Begegnung mit Brynhild kennt, zeigt Symons, Zs. f. d. Phil. 24, 24 ff. Str. 3, 6 *ok vega kunni* bedeutet doch wohl eher „der die Wege kannte", hat aber mit einer Verlobung nichts zu thun; ein heimatloser Held wie Sigfrid kennt überall die rechten Straßen, und dies hat schon die älteste Sigfridsdichtung an unsrer Stelle passend hervorgehoben (NL 378,3. Þidr. s. S. 208, 24). Str. 3, 7. 8 „er hätte sie (zum Weibe) gehabt, wenn er sie hätte haben können" (*hann um ætti, ef han eiga knætti*) drückt, als lyrischer, stimmungssteigern-

1) Zur „Werbungssage" gehört der ganze Verlauf von Sigurds Ankunft bei den Gjukungen bis zu Brynhilds Tod: dies alles bildet eine unzerreißbare Sage, eine geschlossene Fabel. Die Werbungssage im engeren Sinne ist der (unselbständige) Ausschnitt, der von der Gewinnung Brynhilds für Gunnar handelt.

der Zwischenruf, in treffender Kürze die Gedankenfolge aus: Sigurd vollbrachte die geforderte That und hätte sich des Preises erfreut, und all das Unheil wäre unterblieben — — es sollte nicht so sein [1]). Ein Zurückgreifen über den Rahmen des Liedes darf man hier nicht suchen. Str. 39,1 ***þeim hétumk þá*** faßte Ranisch, Vǫlsungasaga S. XV (Niedner, Anz. f. d. A. 18, 227. Zeitschr. f. d. A. 41, 59) plusquamperfektisch: „dem hatte ich mich verlobt“, nämlich früher, bei Heimi. Das wäre dann in sämtlichen Liedern der einzige Rückweis auf die Begebenheit, der nicht ganz und gar Versteckens spielte! Aber das *þá* fordert doch den Sinn: „dem gelobte ich mich da“, d. h. in jener Stunde, als die Brautwerber in Atlis Hof geritten kamen. Ueber Helr. 5 vgl. unten S. 26; über Vǫls. c. 27 unten Abschn. V.

Die vorhin S. 11 unter 1) genannten Denkmäler sind neben der Grfp. die einzigen, die das Verlöbnis des Helden mit Brynhild bezeugen.

Dazu kommt: der tödliche Konflikt der Werbungssage erwächst nirgends, auch in dem Großen Sigurdsliede nicht, daraus, daß Sigurd den Verlobungseid gebrochen hat. Brynhild erfährt, daß ihr der minderwertige Held als Besieger des Flammenwalles vorgetäuscht wurde: dies bildet den Beginn und den Grund ihrer Rache an Sigurd; dies trägt die weitere Handlung, auch in dem Großen Sigurdsliede noch unverkennbar, obgleich hier das Bemühen waltet, daneben den früheren Treubruch Sigurds zur Geltung zu bringen.

So wie in den übrigen Gedichten der seelische Hergang gezeichnet wird, ist jeder Gedanke an einen vorhergehenden doppelten Gelübdebruch ausgeschlossen. Man nehme Brynhilds lange Reden und die Worte des sterbenden Sigurd in der Sig. sk.: wie konnte der Dichter seine Helden von allem möglichen sprechen lassen, nur nicht von dem einen bedeutungsvollen Punkte? Wie konnte er der Brynhild die Worte in den

---

1) Symons' Worte (a.a.O. S. 25) „das Schicksal verweigert ihm die Braut, die es ihm doch bestimmt hat, und die seiner harrt“ tragen zu viel hinein und stehn mit Sig. sk. 35, 1. 2 in Widerspruch.

Mund legen „Nicht wünschte ich das, daß mich ein Mann besäße“ (Sig. sk. 35, 1), wenn er sie sich als harrende Braut dachte?

Das Große Sigurdslied (und danach das Traumlied und die Grip.) bringt den Vergessenheitstrank, um von dem frühern Verlöbnis zu der Werbungssage die Brücke zu schlagen. Aber damit ist nur dem männlichen Teile geholfen. Zur Erklärung von Brynhilds Verhalten hat die Dichtung kein greifbares Motiv erschwungen. Wohl bestrebt sich der Dichter des Großen Sigurdsliedes, der den Beweggründen seiner Helden bis auf die letzten Wurzeln nachgräbt, die Brynhild von der neuen Grundlage aus sich selbst und den Hörern begreiflich zu machen [1]. Aber daß Brynhild ihren Eid gebrochen hat, nicht mehr noch weniger, als sie dem Drängen Budlis nachgab und die Freierprobe anstellte, das scheint doch nicht in das Sehfeld des Dichters getreten zu sein — soviel wir aus der Sagaprosa schließen können [2].

Es zeigt sich also: die Werbungssage wird von den nordischen Dichtern so dargestellt, daß ihre pragmatisch-psychologische Unabhängigkeit von einer früheren Verlobung Sigurds klar als das Ursprünglichere zu erkennen ist. Die jüngere Dichtung, die diese Unabhängigkeit aufhob, hat in dem Vergessenheitstrank ein Motiv geschaffen, das Sigurds Uebergang zu Gudrun erklärt, während sich die weitere Handlung den neuen Prämissen wenig anbequemte.

In der That ist die Fabel: die Heldin wird von dem würdigen Helden erworben und trügerisch seinem Schwurbruder, dem Unwürdigen, abgetreten, sie nimmt Rache und geht selbst in den Tod — diese Fabel, die schon zu den reicheren gehört, ist ein in sich ruhendes Ganze und verträgt nicht, daß ihr ein so wichtiges Glied wie ein gebrochenes Trengelübde vorausgehe. Nur darf man nicht die episodenreiche Biographie an die Spitze der Entwicklung

1) Vgl. bes. Vǫls. c. 28, 38 ff. 75 ff. c. 29, 82 ff. 116 f.

2) Der von Brynhild gebrochene Eid, den Vǫls. c. 29, 25. 127 erwähnt, ist der aus der ältern Sagenform übernommene und geht nicht auf die frühere Verlobung; vgl. unten S. 26.

stellen oder mit Hilfe der natursymbolischen Deutung einen Zusammenhang als ursprünglich erweisen wollen, den unsere Quellen deutlich als späten, halbgeglückten Versuch darthun.

Wer zwischen Sage und Sagendichtung keinen grundsätzlichen Unterschied macht, sondern einräumt, daß das Lied das wahre Lebensorgan der Heldensage war, dem muß es zu denken geben, daß wir zwar drei epische Lieder kennen, die den ganzen Verlauf der Werbnngssage, mit „Sigurds Hochzeit“ beginnend, nmfassen, aber kein einziges, das mit der „Vorverlobung“ anfinge und daran die weiteren Verwicklungen schlösse. Wohl hatten die Einzellieder das Recht, mitten in der Handlung einzusetzen. Aber daß sie die Vorverlobung, diesen entschiedenen Schritt in die Tragik hinein, stets vor das Eingangsthor verwiesen hätten, wäre doch verwunderlich.

Eine Antwort anf die S. 12 gestellte Frage wagen wir noch nicht. Möglich wäre immer noch, daß die Form A galt, daß aber die Werbungssage von den ältern Dichtern in traditioneller Selbständigkeit behandelt wnrde. Die folgende Betrachtung soll uns zum Ziele führen.

Heldin und Handlung tragen in den beiden Sagen, der Erweckungs- und der Werbnngssage (im engeren Sinne), recht verschiedene Züge. Man halte diese beiden Bilder nebeneinander:

Erweckungssage (ungemischt vorliegend in den Sigrdr.). Die Heldin ist eine zu Odin in Beziehung stehende valkyria, ohne menschliche Verwandtschaft;

sie wird zur Strafe verzaubert;

vom Schlafe gefesselt, liegt sie auf einem Berge, um sie her ein Schildzaun;

Odin hat ihr verhängt, nur der Fnrchtlose solle sie erwecken;

eine Gefahr hat der Held nicht zu überwinden, sein Roß spielt keine Rolle.

Werbungssage (Vǫls. c. 27; Brot 18. 19, Gudr. I, 22. 25 f., Sig. sk. 3. 4. 34-40, Oddr. 16-18, Vǫls. c. 28

und 29 passim). Die Heldin, Brynhild, ist eine kriegerische Jungfrau, Tochter des Buđli, Schwester des Atli;

sie erleidet keinerlei Bestrafung noch Verzauberung;

freiwillig zieht sie sich in den Saal zurück, den ein Feuerwall umschließt;

die Durchreitung des Feuers stellt sie ihren Freiern als Bedingung;

das Roß des Helden ist für das Wagestück unentbehrlich.

Die Parallele verlangt eine Begründung[1].

Zunächst Brynhilds Verwandtschaft mit dem Hunnenkönig. Es ist klar, daß die älteste Sage davon nichts wußte. Aber kein nordisches Denkmal geht auf diese Stufe zurück, alle kennen die Brynhild als Buđlis Tochter. Von einer Dichtung, wie Fáf. 40-44, welche Brynhild zwar aufführt, aber ihren Namen verschweigt, wäre es unbillig zu verlangen, daß sie den Namen des Vaters mitteile. Ueber Vǫls. c. 27 vgl. nnten Abschn. V.

Valkyria und irdische Kriegerin (*skialdmær*). Die nordische Sagendichtung hat für die Valkyrjen keinen unveränderlichen Typus geschaffen: von der außermenschlichen Odinsdienerin, Kampfdämonin führt eine lange Stufenreihe zu der irdischen Schildmaid. Diesem letzten Endpunkt steht Brynhild näher als die Heldin der Erweckungssage. Der auf Brynhild angewandte Ausdruck *óskmær*, Oddr. 16, 3, steht hier in abgeblaßtem Sinne, wie gleich die nächstangrenzenden Verse zeigen[2]. Den merkwürdigen poetischen Vergleich der Vǫls. c. 27, 49 f.: „sie antwortet in Bekümmernis von ihrem Sitze, wie ein Schwan von der Woge“ verstehe ich nicht; aber es scheint mir sehr kühn, daraus zu lesen, daß der Dichter der Brynhild die Fähigkeit zuschrieb, Schwanengestalt anzunehmen (Jac. Grimm Mythologie S. 354); vgl. auch Edzardi a. a. O. S. 131.

In der ersten Sage ist der Schauplatz ein Berg, das Hindarfjall, in der zweiten ein *salr* oder eine *borg* ohne

1) Mit „Brynhild“ schlechtbin meine ich im folgenden die Heldin der Werbungssage.

2) Vgl. Golther, Studien S. 26 und Symons, Litteraturblatt 11, 215.

Bezeichnung der Lage. Hierzu ist nur zu bemerken, daß die Skálda gemischt hat: da schläft die erste Heldin in einem *hús* auf dem Berge und steht der Saal der zweiten auf dem Hindafjall.

Schildzaun (*skialdborg*) und Flammenwall (*vafrlogi*). Der von Golther versuchte Nachweis, daß der Flammenwall in der Erweckungssage heimisch, in der Werbungssage ein Eindringling sei[1]), kann induktiv nicht geführt werden; die Quellen sprechen dagegen. Der Brynhild teilt die nordische Sage von Anfang an den vafrlogi zu. Auf die deutsche Urform gehe ich nicht ein; doch scheint mir, abweichend von Golther, auch von seiten der deutschen Quellen werden wir hingewiesen auf ein dem Feuerwall in der Funktion ähnliches Motiv, das den Angelpunkt der Sage, die Beilagerscene, ungezwungen herbeiführte, ohne die bekannte Neubildung im Spielmannsstil, die man sich denn doch nicht leicht in einem pathetischen Stabreimgedicht erzählt denken kann. — Erwägbar ist dagegen, ob nicht auch in der Erweckungssage einst eine Waberlohe statt oder neben der Schildburg spielte. Daß die Prosaworte des Sammlers „auf dem Berge sah er ein großes Licht, als ob ein Feuer brennte, und der Schein davon ging bis zum Himmel“ einfach ein unklarer Ausdruck für die Lohe seien, wird doch wohl durch das gleich Folgende („aber wie er heran kam, da stand dort ein Schildzaun und eine Fahne draus hervor; Sigurd ging durch den Schildzaun . . .“) ausgeschlossen. Den Rationalismus, der die Weglassung der Flammen bewirkt hätte, haben wir keine Ursache, dem Liedersammler zuzutrauen. Auch der Wunsch, den Feuerritt dem späteren Liede nicht vorwegzunehmen, hätte höchstens dann aufsteigen können, wenn der Sammler schon die erste Jungfrau für Brynhild gehalten hätte. So bliebe die Annahme, daß die mündliche Ueberlieferung in diesem Falle den vafrlogi verkümmern ließ, während sie ihn anderwärts, durch Strophen gestützt, bewahrte[2]). Aber als notwendig kann ich diese Korrektur

1) Studien S. 50 ff., Zs. f. vgl. Lg. 12, 290. 293 f.

2) Uhland, Schriften 8, 68 f. will umgekehrt die Vorstellung der Waberlohe aus der blitzenden Schildmauer herleiten.

des Ueberlieferten nicht zugeben. Vafrlogi + skialdborg wäre eine Tautologie (die sich allerdings der mischende Dichter der Helreid erlaubte, s. u.); und setzt man die bloße Waberlohe, so raubt man der Sage den für die gebannte Kriegerin so bezeichnenden Schildwall. Unrettbarer Unsinn scheint mir der bloße Schildwall nicht zu sein. Man beachte, daß die Fragen der erwachenden Valkyrje und die Antwort Sigurds in Strophe 1, die doch wohl einem alten Liede angehört, nur von dem Lösen der Brünne, dem Brechen des Zauberschlafs reden, nicht von dem Besiegen des Feuers. Und Odins Spruch lautete nicht: wer sich den Weg zu dir bahnt, soll dich gewinnen! sondern: wer sich (durch seine früheren Thaten) als der Furchtlose bewährt hat[1]), dem soll es vergönnt sein, den Zauber zu heben, deinen Schlaf zu brechen! Der Würdige hat sich nicht durch die Bewältigung einer Gefahr auszuweisen; wobei dennoch die Vorstellung bestehen konnte, daß die Schildmauer, wie die Dornenhecke im Märchen, jedem Unberufenen verschlossen blieb. Golthers Formulierung (Zs. f. vgl. Lg. 12, 293): „Die Walküre erduldete die Strafe, ihrem Erwecker anheimzufallen, was Odin dahin milderte, daß nur der, den das Feuer nicht schreckte, sie gewänne“ kombiniert und ergänzt verschiedene Quellenaussagen zu einem Bilde, das mir nicht zutreffend und sagenmäßig vorkommt; vgl. unten S. 26 f.

Der freiwillige vafrlogi der Brynhild aber begegnet unserm berechtigten Erstaunen. Eine Maschinerie, von Brynhild gehandhabt zur Aussiebung des tapfersten Freiers! — Ob hier eine älteste, urwüchsige Sagenvorstellung liege, fragen wir nicht. Aber darein müssen wir uns, glaube ich, schon ergeben, daß die vorhandenen nordischen Quellen — soweit sie nämlich die ungemischte Werbungssage enthalten — nicht darüber zurückführen. Sie zeigen nirgends den Flammenwall als die aufgezwungene Haft, die zauberische Einengung der Brynhild. Folgende Stellen sind zu erwägen.

Vǫls. c. 29, 5-24, aus dem Großen Sigurdsliede stammend, und Sig. sk. 34-40. Beide Stellen ruhen auf der

1) Vgl. Heinzel, Ueber die Nibelungensage S. 691.

gleichen Anschauung, nur daß dort Budli, hier Atli erscheint, und die zweite Stelle nicht auf epische Vollständigkeit ausgeht. Golther hat richtig gesehen, daß wir die Ueberlieferung nicht anzutasten brauchen, und daß keinerlei Sagenmischung vorliegt (Zs. f. vgl. Lg. 12, 200 ff.)[1]. Die Vorstellung ist diese. Die Gjukunge mit Sigurd bringen bei dem Vormund der Brynhild die Werbung für Gunnar vor. Sie drohen mit einem Angriff. Der Vormnnd drängt Brynhild, in die Verlobung zu willigen. Sie hat die überlegene Heldengestalt des Graniritters erblickt und sich ihm innerlich gelobt. Sie fügt sich dem Drängen endlich, mit der Bedingung, daß sie nur den Bezwinger der Waberlohe nehmen werde, und in der Erwartung, daß nnr Sigurd der Bedingung gewachsen sei[2].

Gudr. I 26 bezieht sich auf den Augenblick, da die Brautwerber in Atlis Halle eingetreten sind, und in Brynhild der Wunsch aufsteigt, daß Sigurd sie gewinnen möge. Aber nicht Sigurd in Gunnars Gestalt! Der Gestaltentausch geschieht erst später, vor dem Flammenwall, nicht schon in der Halle des Atli. Dem Dichter kann genau die Sagenform von Sig. sk. 34-40 vorgeschwebt haben.

Diese Sagenform enthält somit — worauf es uns hier ankommt — die Waberlohe als das von Brynhild gewählte Werkzeug der Freierprobe.

Im Oddr. 17 f. fehlt, und wohl nicht bloß wegen der Kürze des Berichts, der drängende Verwandte. Darin liegt eine Altertümlichkeit; das junge Lied hat sich eben in diesem Punkte an die Alte Sigurdarkvida oder eine ähnlich lautende Quelle angeschlossen. Nicht aber fehlt der Flammenwall. Denn auf diesen beziehe anch ich die Verse „die

1) Ein paar einzelne Wendungen der Prosa wüßte ich freilich nicht zu retten: c. 29, 9 *(Buđli) spyrr, hvern ek kera af þeim, sem komnir váru:* die Fürsten können doch keine Kollektivwerbung vorgebracht haben! Edzardi Germ. 23, 177 nimmt dies allerdings an. Auch c. 29, 17 f. scheinen zwei Gedanken unklar vermengt zu sein. Daß c. 31, 15 f. *(Atli) spyrr, ef ek vilda þann eiga, er riđi Grana* schief ist, können wir zum Glück mit der Sig. sk. direkt beweisen.

2) Bugges vielbesprochene Umstellung der Str. 36/39 in der Sig. sk. ist nicht notwendig. Der Eindruck Sigurds auf Brynhild kann der Unterredung mit Atli vorangehen. Aber die Reihenfolge der Vǫls. c. 31, 15-17 macht auch keine Schwierigkeit.

Erde erdröhnte und der Himmel droben" [1]). Da Brynhild webend im Gemache sitzt, kann auch hier nur ein freiwilliger Aufenthalt hinter dem Feuer gemeint sein. Der folgende Waffengang und Burgbruch ist ein Plus zu dem Flammenritt, keine Verdrängung desselben (vgl. Niedner, Anz. f. d. A. 18, 237). Der Dichter dachte sich innerhalb des Fenerwalles, nm das Gebäude her, eine Kriegerwache, die von Sigurd bezwungen wird. Mit der Kriegsdrohung der Gjukunge an Atli-Budli (vorhin S. 19) hängt dies ganz und gar nicht zusammen. Dagegen kann man die Situation der Skirnisfǫr vergleichen (Zweikampf + Flammenritt). Der Ansturm des Berittenen gegen die von Wächtern gehütete Burg und das Brechen des Thores, ohne Feuerritt, fand sich in der älteren Sage von Sigurd und Grípi, und daher dürfte unser Elegiendichter das Motiv bezogen haben. Es bildet eine harmlose Bereicherung der Flammenrittgeschichte, von einer besondern „Sagenform" kann man da kaum reden. Auch über „Verwirrung", wie Golther meint, darf man nicht klagen: der Gang der Handlung konnte durch die Verdoppelung des Hindernisses nicht in Unordnung gebracht werden. Selbstverständlich handelt es sich um die Werbnng Signrds in Gunnars Gestalt — die Werbung der Werbungssage —, daher die unmittelbar folgenden Worte: nicht lange dauerte es, so wußte sie den Betrug.

Die hier betrachteten vier Qnellen sind alle ziemlich jung. Die bei weitem älteste und ausführlichste Darstellung des Flammenrittes, die im Alten Sigurdsliede, Vǫls. c. 27, soll später geprüft werden (Abschn. V). Ich nehme vorweg, daß auch diese Fassung mit den eben besprochenen Formen darin übereinstimmt: die Brautwerber sind nicht ausgezogen, um eine der Menschheit entrückte, verzauberte Jungfrau zu erlösen. Auch hier steht der vafrlogi im Dienste der Brynhild.

Dabei erwäge man, daß auch in einem so alten echten Götterliede wie der Skirnisfǫr der Feuerwall nicht als feindliche Einkerkerung der Gerd, als ein zu brechender Bann

1) Bugge NFkv. S. 427 f. Patzig S. 10. Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 206; anders Symons, Zs. f. d. Phil. 24, 27.

gedacht ist. Wahrscheinlich steht es auch hier in der Macht des Mädchens, die Umwallung zu verlassen. Außerdem kennen wir einen vafrlogi nur noch aus den ganz späten Fiǫlsvinnsmál, und zwar in recht undeutlicher Zeichnung [1]). Doch sehen wir wenigstens soviel, daß Menglǫđ nicht schläft, so wenig wie Gerđ. Von einem festen Typus der Waberlohe in nordischer Sage kann nicht die Rede sein. Es ist deshalb mißlich, vorzuschreiben, an welche mythischen Zusammenhänge dieses Dichtungsmotiv von Rechts wegen gebunden sei. Die angebliche Unzertrennlichkeit von Lohe und Zauberschlaf hat die paar überlieferten Fälle von Feuerwall einerseits, Schlafdorn anderseits direkt gegen sich!

Die nordischen Quellen geben uns also kein Recht, in Sigurds Werbungssage eine Erlösungsfabel zu erblicken. Und dazu stimmt ja die deutsche Sage: Prünhilt ist nicht die im Banne weilende Jungfrau, die der auserlesene Held befreit, indem er sie erwirbt. Wir haben vielmehr die Gestalt der trotzigen Jungfrau, die der Männer spottet und sich nur dem ergeben will, der eine Aufgabe höchster Heldentugend vollbringt. Verwandte Sagen bei Olrik, Sakses Oldhistorie 2, 177. Patzig a. a. O. S. 21 f. Wenn Patzig S. 15 sagt: „ . . . daß mit dem Durchreiten der Waberlohe nicht nur die Erlösung eintritt, sondern auch die Bezwingung eine vollständige und endgültige ist", so setzt er recht handgreiflich die beiden Vorstellungen nebeneinander, die zu verbinden keine Quelle gewagt hat, die späte Helreiđ allenfalls ausgenommen (unten S. 27). Auch Symons spricht davon, daß (nach der Sig. sk.) Brynhild ein unbesorgtes, freies Leben geführt und dann in Sigurd den ihr bestimmten Erlöser zu erkennen geglaubt habe (Zs. f. d. Phil. 24, 25 f.). Den Erlöser wovon? — Die Rolle der Widerspenstigen, deren *übermuot* gebeugt werden muß [2]), ist in der deutschen Sage schärfer ausgeprägt als in der

1) Das Lied hängt in diesem Punkte wie in andern von der Skirn. ab. Vgl. Falk, Arkiv 10, 66 ff. Der von der Lohe umzingelte Saal ist kein Ort der Strafe, Falk nennt ihn „eine freundliche Stätte", „eine Art Paradies".

2) Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen S. 163.

nordischen, auch abgesehen von der neugeformten Beilagerscene[1]. Sobald die jüngere nordische Dichtung den Zug hereingebracht hatte, daß Brynhild von Sigurds Herrlichkeit geblendet wird und von ihm die Lösung der Freierprobe erwartet und erhofft, war das Bild der Spröden sehr wesentlich gemildert.

Im Gegensatze zu der Werbungssage haben wir in der Erweckungssage Sigurds einen ausgesprochenen Vertreter der Erlösungsfabeln. Das Gerüste stimmt zu dem Dornröschenmärchen. Auch wenn man die Dornröschengruppe im weiteren Sinne mit Vogt (Germanist. Abh. 12, 197 ff.) auf den altgriechischen Thaliamythus zurückführt — m. E. handelt es sich um zwei verschiedene Grundtypen — bleibt die nordische Erweckungssage die nächste Verwandte der Belle au bois dormant und des deutschen Märchens und kann von diesen nicht getrennt werden. Es besteht ja doch ein Grad der Uebereinstimmung, wie er zwischen so verschieden stilisierten Phantasiegebilden, einer pathetisch-heroischen und einer genrehaften Märchen-Dichtung, nicht leicht ein zweites Mal vorkommt. Daß das Märchen der Nachkomme der Heldensage sei, nehmen wir nicht an. Wir denken an eine Wanderfabel, deren ursprüngliches Stilgewand (ob göttermythisch oder heroisch oder genrehaft usw.) unbekannt ist: in der Sigurdgeschichte ist sie zur Heldensage, im Dornröschen zum Märchen ausgestaltet worden.

Daß schon in der alten deutschen Sagendichtung Sigfrid zum Träger dieser Erlösungsfabel gemacht worden war, halte ich für recht wahrscheinlich[2]. Diese Sigfridsage stand auf eigenen Füßen, hing mit dem, was man sonst von Sigfrid sagte und sang (der Schmiedsage, Drachen-

1) Þs. c. 227 (Werbung um Brynhild) fällt aus dieser Rolle ganz heraus. Aber in dem situationslosen, unsagenmäßigen Gerede dieses Kapitels kann man nur einen Lückenbüßer sehen: die echte Werbungsgeschichte mit der Freierprobe fand sich, als der Sammler zur Redigierung schritt, in dem aufgefangenen Stoffe nicht vor. Vgl. Paul, Die Þiðr. s. und das NL. S. 325.

2) Golther hat dies in den Studien S. 66 ff. ausgesprochen, später, H. Seyfrid S. XXIII, Zs. f. vgl. Lg. 12, 289 f., aus Gründen, die ich nicht durchschlagend finde, widerrufen.

sage, Nibelungenhortsage, Werbungssage und wohl noch zwei andern), pragmatisch nicht zusammen. Die gegebene Fortsetzung der Erweckungsscene aber war die Vermählung des Helden mit der Befreiten [1]).

Damit entscheiden wir uns für die Annahme, daß die Heldin der Erweckungssage und die der Werbungssage, die entzauberte Schläferin und die für Gunnar gewonnene Brynhild, von Hause aus zwei Gestalten waren, zwischen denen keinerlei poetische Beziehung bestand — ebensowenig wie etwa zwischen der Schwanenfrau und Baduhild in den ursprünglichen Wielandssagen.

Dies schließt nicht in sich, daß die oben S. 11 unter 2) bis 4) genannten nordischen Quellen das anfängliche Verhältnis bewahrt hätten. Sie können aus dem lückenhaft und unklar gewordenen Erweckungsliede ihren Schluß gezogen haben, während der Dichter des Liedes möglicherweise an Brynhild dachte. Auffallend jedoch wäre es, wenn wirklich Brynhild die Heldin war, daß die mündliche Ueberlieferung einen so wesentlichen und zugleich einfachen Punkt vergessen hätte. Und schon in der mündlichen Ueberlieferung müßte es geschehen sein: der erste Aufzeichner fand den Namen Brynhild schon nicht mehr vor.

Schon ehe litterarische Formen geschaffen waren, die zu chronologischer Verknüpfung der einst unabhängigen Sagen führten (: Prophezeiungs- und Rückblicksgedicht, Saga, Epos), fing man an, den einzelnen Liedinhalt in einen Lebenslauf hineinzudenken. Was sich am wenigsten fügen wollte, mußte irgendwie umgebogen werden.

Bei der biographischen Einjochung der Erweckungssage galt es, Sigfrid für die Ehe mit Grimhild-Gudrun frei zu halten. Drei Wege finden wir in nordischen Denkmälern beschritten:

1) Die Handlung konnte dann noch weiter gehen; darauf deuten auch Str. 20. 21. 37, 4-6 der Sigrdr., wofern sie noch nicht die Kontamination mit der Werbungssage voraussetzen. Daß aber die Geschichte, die in den meisten Vertretern der Dornröschengruppe auf die liebende Vereinigung folgt, mit Sigfrids Werbungssage zusammenhänge, ist nicht glaublich. Vgl. Spiller, Zur Gesch. des Märchens vom Dornröschen S. 7.

Erstens, die Erweckte bleibt von Brynhild unterschieden, die Vermählung sinkt zur Verlobung herab und greift in des Helden weiteres Schicksal, soviel wir sehen, nicht mehr ein. Dabei hatte man eine leere, innerlich unlogische Episode in Sigurds Lebenslauf, und man that schon am besten, wenn man auch noch die Verlobung strich und den Dank der Erlösten auf einen oder vielmehr zwei belehrende Vorträge beschränkte.

Zweitens, die Erweckte wird mit Brynhild identifiziert — ein psychologisch wohlverständlicher Vorgang, Heinzel S. 695[1]) —, die Annäherung bleibt wiederum bei den Treueiden stehen; dieses Verhältnis tritt über in eine Neudichtung ohne Erweckung (Falkenlied). Also Gunthers Frau war einst mit Sigurd verlobt, sie sind sich gegenseitig untreu geworden: diese neugeschaffene Thatsache hätte anf den inneren und äußeren Aufbau der Werbungssage bedeutsam einwirken und allerlei Neubildungen hervorrufen müssen. In unseren Denkmälern beschränken sich diese Neubildungen so ziemlich auf den Vergessenheitstrank (oben S. 14). Durch die Art seines Vorkommens verrät er sich dentlich als späte Erfindung, die dem späten Eindringling, dem Verlöbnis, Rechnung tragen soll. Nach dem Vorbild des erinnerungstilgenden Trankes, den Grímhild der Gudrún reicht, lag die Erfindung nahe. Der Verdacht, daß Sigurds óminnisveig irgend einen anderen, altertümlicheren Trank verdrängt habe[2]), wäre gewiß nicht aufgekommen, hätte nicht die Lachmannische Konstruktion im Hintergrund gestanden: die Gibichunge sind Sigfrids ge-

1) Ich glaube nicht, daß der lectulus Brunihildae im Taunus diese Sagenbildung auch für Deutschland beweisen kann. Denn der lectulus, selbst wenn er auf einem Berge liegt, fordert noch nicht den Zauberschlaf. Man nehme die Werbungssage, wie sie etwa in der Skálda erzählt wird: sie weiß nichts von einem Zauberschlaf der Brynhild, und doch hätte sie gewiß die Anregung geben können, irgendwo auf Bergeshöhe ein „Brynhildenbett“ zu lokalisieren; das Bett ist eben auch in dieser Sage sehr wichtig! Ich betrachte also den lectulus Brunihildae auch als ein wertvolles Sagenzeugnis, das uns über das NL hinaus und in die Nähe der nordischen Sagenform führt. Den Zauberschlaf aber und damit die Erweckungssage dürfen wir nicht aus ihm herauslesen.

2) Jiriczek, Zs. f. vgl. Lg. 7, 49 ff. Niedner, Anz. f. d. A. 18, 235.

borene Feinde nnd locken ihn tückisch in ihre Gewalt — eine Auslegung, die mit der Psychologie der überlieferten Werbnngssage vollkommen unverträglich ist.

Für die alsbaldige Trennung Sigurds von dem geliebten Mädchen hat die Sagendichtnng, nach dem, was vorliegt, auch nicht den Ansatz zu einer Begründung aufgebracht[1]) — man sieht, daß die biographische Folge nicht den Grundriß der ganzen Phantasieschöpfung bildete, sondern erst nachträglich und zaghaft angestrebt wurde. Ein weiterer Uebelstand dagegen, daß nämlich Brynhild zweimal hinter dem Flammenwall hervorgeholt würde, ist nach nnserer Auffassung nicht eingetreten, da die Erweckungssage keine Waberlohe kennt (oben S. 17 f.). Thatsächlich redet keine alte Quelle von zweimaligem Flammenritt, Heinzel a. a. O. S. 695 f.

Eine dritte Lösung der biographischen Aufgabe war geistreicher, poetisch schöpferischer. Ihr Ergebnis liegt vor in zwei eddischen Gedichten, der Helreid und der Igdna spá (Fáf. 40-44). Das unmittelbare Verständnis dieser zwei wichtigen Stellen ist durch Symons gewonnen worden (Zs. f. d. Phil. 24, 20 ff.): wir können uns ruhig der Ueberlieferung anvertrauen, sie giebt die Reihenfolge der Ereignisse genau so, wie die Dichter sie gedacht haben. In der weiteren Beurteilung der Sagenform gehe ich mehr mit Golther zusammen (Zs. f. vgl. Lg. 12, 203 ff. 208. 292).

Sigurd kommt nach der Tötung Fafnis und Regins zu den Gjnkungen und heiratet Gudrun. Dann zieht er mit Gnnnar aus nnd erwirbt für diesen die Brynhild. Die Erweckungssage scheint hier also einfach gestrichen zu sein. Thatsächlich aber — und damit entfernen wir uns von Symons' Auffassung — ist ihr Inhalt in die Werbungssage hinübergetragen; es hat eine völlige Ineinanderschmelzung stattgefunden. Die Valkyrje, von Odin bestraft, in Zauberschlaf versenkt, von dem Schildzaun umschlossen, durch den Furchtlosen befreit; und Brynhild, Budlis Tochter,

1) Auch nicht in Vǫls. c. 24, 54 ff. (Wilmanns, Anz. f. d. A. 18, 73): Brynhilds Bedenken gegen die Verlebung begründen nicht, daß nach dennoch geschlossenem Verlöbnis Sigurd die Braut verläßt.

hinter dem Flammenwall sitzend, von dem das Feuer besiegenden Graniritter erworben, — diese beiden Gestalten, die Heldinnen zweier Sagen, sind zn einer Gestalt verschmolzen. Den Rahmen der Handlung gab die Werbungssage her: als eigene Episode in Sigurds Lebenslauf ist die Erweckungssage verschwunden. Aber ihre poetischen Motive blieben, in dem Gefäß der Werbungssage, erhalten. Die Werbungssage konnte sich so abwickeln wie in ihrer bisherigen, ungemischten Gestalt. Denn daß Brynhild die Vorgeschichte der Verzauberten übernommen hatte, übte keinen Einfluß auf ihre Rolle in der Werbnngssage; von dem Augenblick des Erwachens an handelten Brynhild und Sigurd genau so, wie es dem Gange der Werbungssage entsprach. Die störende Prämisse einer früheren Verlobung Sigurds war glücklich vermieden.

Aber ein paar Unebenheiten hat wenigstens die Helr. nicht überwunden. Ein Hauptmotiv der Werbungssage war der von Brynhild abgelegte, dann unwissentlich gebrochene Schwur, sich nnr dem Durchreiter der Lohe zn ergeben [1]). Zu der im Zauberschlaf Liegenden paßt dieses Motiv nicht wohl. Dennoch spielt die Helr. darauf an: Str. 5 „wie mich Gjnkis Söhne . . . . eidbrüchig machten.“ Dies auf die frühere Verlobung zu beziehen, verbietet doch der ganze Inhalt der Helr.! Hier ist ja für diese Verlobung schlechterdings kein Platz. Auch so kann es der Dichter nicht gemeint haben, wie es der Sammler in der Prosa vor Sigrdr. 5 hinstellt: dem Banne Odins hat die Valkyrje das einschränkende Gelübde entgegengesetzt, daß sie nnr den Furchtlosen zum Manne nehmen werde. Ich halte dies mit Patzig S. 10 für unursprünglich, und zwar für eine Anleihe aus der Werbungssage. Das Echte ist, daß Odin selbst die Bestimmung ausspricht, nur der Furchtlose solle den Zauber brechen. Diese richtige Fassung steht aber in der Helr. Str. 9. Das „eidbrüchig“ in Str. 5 geht also nicht auf einen vermeintlichen Eid der Verzauberten, sondern auf den wohlbekannten der Brynhild. Der Dichter hat der

1) Am deutlichsten Skálda l. c., Vǫls. c. 29, 23 ff. 127 f., auch c. 27, 57. 29, 17.

Erlösten ein Attribut aufgedrängt, das der Bezwungenen zukam. — In Str. 11 sodann treffen wir den Pflegevater (Heimi). Der Dichter kannte die Werbungssage in der Form, daß Brynhild, ehe sie hinter die Lohe geht, nicht beim Vater oder beim Bruder wohnt (oben S. 19), sondern in der Obhut eines fóstri lebt; offenbar eine jüngere Variante. Zu dem Flammenritt steht nnn zwar die Rolle des fóstri nicht in Widerspruch, so wenig wie die des Budli oder des Atli. Dagegen die von langem Zauberschlaf Gefesselte könnte den Ziehvater füglich entbehren! — Vielleicht ist noch in einem dritten Punkte dem Dichter die klare Anschauung der Sitnation entglitten. Str. 11, 5-8 sagt Brynhild von dem zur Werbung herreitenden Sigurd: „er der eine erschien dort (*einn þótti hann þar*) trefflicher als alle . . . in der Kriegerschaar“. Obwohl es nur *þótti*, nicht *þóttumk* (*þótti mér*) heißt, schwebte doch wohl jenes Bild aus der Werbungssage vor (oben S. 19): Brynhild selbst bewundert Sigurds überragende Erscheinung. Sobald sie aber schlafend hinter Schilden und Flammen ruhte, war sie dazu nicht in der Lage.

Eine dichterisch wohlgelungene Anpassung der Werbnngssage an die Erweckungssage bringt die Helr. in Str. 10. Nachdem Str. 9 die Umschließung mit Schilden und den Zukunftsspruch Odins („der Furchtlose soll dich erwecken“) berichtet hat, fügt der Dichter in schönem, auch sprachlich ausgeprägtem Gleichlauf das aus der Werbnngssage Uebernommene an: den Flammenwall stellt er, wie den Schildzaun, als die Schöpfung Odins dar, und Brynhilds Gelübde, dem Sieger die Hand zu reichen, wandelt sich zu dem Gebote des Gottes: der Drachentöter soll sich den Weg zu dir bahnen.

Daß das zweite Gedicht, das Fragment Fáf. 40-44, dieselbe gemischte Sagenform wie die Helr. vertrete, können wir nur darans schließen, daß die Heirat mit Gudrun vorangeht (Str. 41): die in Str. 42-44 auftauchende Jungfrau kann deshalb nur die Brynhild der Werbungssage sein. Denn Niedners Ansicht (Zs. f. d. A. 41, 51), „daß die Vögel nicht chronologisch getreu zu berichten brauchten“, trifft doch

wohl auf diese, im Dienste eines prophetierenden Dichters stehenden Vögel nicht zu, und die Strophe Sigrdr. 1 kann nun und nimmer innerhalb eines Gedichtes auf Fáf. 40-44 gefolgt sein: das schlüge den überall beobachteten einfachen Kompositionsgesetzen der erzählenden Einzellieder ins Gesicht. Auch sonst muß Niedner a. a. O. allzuviel Aenigmatik, versteckten Hohn u. ähnl. zu Hilfe rufen, um die fünf Strophen ins Reine zu bringen, während uns die Symonssche Deutung der Nötigung überhebt, mit Kanonen nach Spechtmeisen zu schießen. Brynhild also in Str. 42-44 hat wiederum das Kostüm der anderen Heldin angezogen. Aus der Werbungssage stammen das umzingelnde Feuer und der goldene Saal, alles übrige aus der Erweckungssage. Bei aller Verschiedenheit im schmückenden Detail enthalten die Strophen keinen der Helr. widerstreitenden Sagenzug. Ob es dem Dichter der spá gelang, die Scene ohne logische Mängel (wie in der Helr.) durchzuführen, wissen wir nicht. Soweit die Strophen reichen, fehlt der Schildzaun, ist daher die Tautologie skialdborg + vafrlogi vermieden.

Da Fáf. 40 ff. und Helr. wohl voneinander unabhängig sind, muß die ihnen gemeinsame charakteristische Sagenform auf einen dritten Dichter, unbestimmbaren Alters, zurückgehen. Denn wir denken uns diese Ineinanderarbeitung zweier Sigurdssagen als die wohlüberlegte That eines einzelnen Dichters, nicht als ein planloses Zusammenrinnen verblaßter Vorstellungen im Volksmunde oder als ein gedankenloses Zusammenflicken toter Excerpte durch einen Verseschmied. Es war der entschlossenste und zugleich schonendste Versuch, eine der Biographie widerstrebende Sigurdssage dem großen Zusammenhang von Sigurds Heirat, trügerischer Werbung und Tod an- oder vielmehr einzugliedern.

Aehnliches Ineinanderschmelzen zweier Gestalten bezw. Handlungen finden wir auch sonst in der Sagendichtung:

Fáfni ist der Drache der von Hause aus selbständigen Drachensage, zugleich aber der eine der um das Erbe streitenden Brüder in der Nibelungenhortsage[1]);

1) Daß diese Sage nicht „Windbeuteleien eines mhd. Spielmannes“ sind (Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 193), sondern daß sie zum Grundbe-

Regin, ursprünglich nur der Schmied und Erzieher Sigfrids, hat daneben die Rolle des anderen streitenden Bruders an sich gezogen;

Randvé in der Iǫrmunrekssage hat Züge von den Harlungen übernommen und ist in die früher ganz getrennte Sōnhildsage eingetreten;

Svanhild verschmelzt die Heldin der alten Sōnhildsage mit Ermenrichs Frau in der Harlungensage.

In allen diesen Fällen ist es keine äußerliche Addierung von Motiven. Es entsteht eine reichere Handlung, wo früher zwei gewesen waren.

In welcher Form der Mann, der die beiden Heldinnen des Sigfridkreises verschmelzte, die Erwecknngssage vorfand, können wir nicht sagen. Daß die Entzauberte der Brynhild schon gleichgesetzt war, ist nicht notwendig. Bei der Erwägung dieser Frage oben S. 8 ff. mußten daher Igdna spá und Helr. aus dem Spiel bleiben.

Von diesen beiden Gedichten dürfte die spá das ältere sein. Es ist schwer, die litterarische Stellnng der fünf Strophen zu beurteilen. Die Vermutung, daß sie mit den Fornyrdislagstrophen der Reg. und Sigrdr. zu einem Gedicht gehörten [1]), halte ich schon im Hinblick auf die Begrenzung des Stoffes, die Einheit der Handlnng für nnberechtigt. Wenn die Prophezeiung mit Str. 44 jählings abbricht, so möchte das die Schuld des Sammlers sein, der der Meinung war, an Str. 42-44 lasse sich der gleich folgende direkte Bericht, der Inhalt der Sigrdr., passend anschließen. Ich halte die spá für den Rest eines selbständigen, anch von Fáf. 32-39 zu trennenden Gedichtes, das dem Grundmotiv nach neben die Weissagungsstücke des Liederbuchs zn stellen ist (Müllenhoff, DAk. 5, 163). Auf jeden Fall wird eine Dichtung mit so eingehender Zukunftsvoraussage zu der jüngeren Schicht der Eddapoesie gehören.

stande der Sigfridssagen gehört, finde ich im Blick auf die Uebereinstimmung alter Eddagedichte (Reg. Fáf.) mit NL und HSfr. einen der sicherern Punkte in der Sagenforschung. Vgl. u. a. Heinzel S. 684 f. Der Drache war darum nicht hortlos. Es gab zwei Hortsagen.

1) Symons, Zs. f. d. Phil. 24, 12 ibiq. cit.; dagegen Niedner, Anz. f. d. A. 18, 223.

Daß die Helreið mit Rückblicksgedichten wie Guðr. hvǫt, Oddr., Guðr. I eine junge Dichtungsart vertritt, wird wohl allgemein anerkannt.

Die von Helr. und Igðna spá bezeugte Form der Werbungssage, die Mischform, halte ich mit Golther für genetisch jünger als die von den drei „Sigurdsliedern“ dargebotene Gestalt. Nach der Auffassung von Symons erschiene die Gewinnung der Brynhild für Gunnar in keiner anderen Quelle annähernd so altertümlich wie in spá und Helr.[1]). Denn nur hier haben wir den Zauberschlaf und die Vorgeschichte der Odinsvalkyrje — die Dinge, die Symons als altes Eigentum der Werbungssage ansieht, während sie uns als Lehngut aus der Erweckungssage gelten. Daß nun gerade in jungen Denkmälern eine besonders alte und reine Sagenform zu Tage trete, muß als Möglichkeit gewiß offen gelassen werden. Schwerer wiegt der (von Symons selbst gewürdigte) Einwurf, daß die Helr. den Pflegevater Heimi einführt, ein sehr spätes Entwicklungsprodukt. So würde die Helr. Aeltestes und Jüngstes vereinigen, während in den „Sigurdsliedern“ mittlere Stufen vorlägen. — Die beiden Stoffe, die so ungefähr unserer „Erweckungssage“ und „Werbungssage“ (im engeren Sinne) entsprechen, faßt Symons als „zwei Hauptformen des Verhältnisses zwischen Sigurd und Brynhild“, als stellvertretende Ausgestaltungen e i n e r mythischen Grundidee[2]). Wie man sich dies im Zusammenhange zu denken und mit den Quellen in Einklang zu bringen habe; wie z. B. Sigurds Tod an die erste „Hauptform“, die Erweckungssage, anschließe, das ist mir aus Symons' Aufsatz und seiner Darstellung im Grundr. d. g. Phil. (3, 654 ff., bes. 657 f.) nicht klar geworden.

1) Zs. f. d. Phil. 24, 30 unter b) führt er allerdings daneben auch auf: das Lied, welchem Vǫls. Str. 22. 23 entstammen, und „vermutlich“ Sig. sk. 1-4. 34 f. 39 f. Daß aber jenes Lied, im Widerspruch mit Vǫls. c. 27, 41 ff., die Erweckung der Schlafenden enthielt, wäre schwer zu beweisen. Daß Sig. sk. 34 f. 39 f. nichts vom Zauberschlaf weiß, liegt vor Augen; und daß dasselbe Gedicht in Str. 1-4 eine widersprechende Form voraussetze, wird durch nichts nahegelegt.

2) Aehnlich Vogt, Zs. f. d. Phil. 25, 413. Patzig a. a. O. S. 17. 22.



Wilmanns Anz. f. d. A. 18, 72 bemerkt: „die Verlobung und die Erwerbung für Gunther sind nicht verschiedene Formen, sondern verschiedene Akte derselben Sage". Dazu hat man, wenn die obige Darlegung das Richtige trifft, zu ergänzen: der erste dieser zwei Akte war anfangs ein Drama für sich, die Erweckungssage. Der zweite, die Erwerbnng für Gunther, war zwar von jeher nur ein einzelner Akt in dem großen Drama der Werbungssage. Aber dieses Drama begann da, wo Sigfrid durch das Zaunthor des Gibichungenhofes einritt.

III.

Auf die Sigrdrífumál folgte in der Liedersammlung ein Stück, dessen Inhalt wir aus Gríp. 19. 27-31 und aus Vǫls. c. 23. 24 kennen lernen. Wir haben es als das „Falkenlied" bezeichnet (oben S. 10).

Da die beiden Kapitel der Vǫls. eine störende zweite Verlobung bringen und durch ihren modernen Stil auffallen, hat man oft bezweifelt, daß sie ein Gedicht der Sammlung widergäben [1]). Doch kann sich dieser Zweifel gegen die Erwägungen bei Bugge, NFkv. S. XXXIX nnd Symons a. a. O. nicht halten; vgl. anch oben S. 3. Ans der Störung des biographischen Zusammenhanges ist im Gegenteil zu schließen, daß der Sagaschreiber hier sklavisch seiner Vorlage folgt. Im Liede stand die Falkengeschichte natürlich auf eigenen Füßen und nahm keine Rücksicht darauf, ob nach anderen Darstellungen Sigurd schon früher zu einer Braut gelangte. Diese Selbständigkeit der Geschichte blickt durch die schüchternen Retouchen der Vǫls. deutlich hervor (Beitr. 3, 272 f.). Sehr jung muß das Falkenlied allerdings wohl gewesen sein. Die Modernheit der beiden Sagakapitel liegt nicht bloß in abstreifbaren Aeußerlichkeiten, sondern im ganzen Material. Die Annahme

1) Sieh die bei Symons Beitr. 3, 271 citierten Verfasser, dazu Jessen, Ueber die Eddalieder S. 60; Spiller, a. a. O. S. 34; F. Jónsson, Litt. hist. 2, 834. 843.

scheint nicht zu umgehen, daß der Dichter ritterliche Poesie kannte. So spricht das Lied von seiner Seite dafür, daß das Sigurdsliederbuch und weiterhin das eddische Corpus erst tief im 13. Jahrhundert entstanden und Beiträge aus der jüngsten Vergangenheit nicht verschmähten.

Der Ansicht von F. Jónsson (a. a. O.), daß die zwei Kapitel aus der selbständigen Ragnarssaga stammten und einst vor Vǫls. c. 43 gestanden hätten, treten diese Bedenken entgegen. Ein Verfasser, der die Geschichte der Áslaug erzählen wollte, hätte nicht die Darstellung von c. 23. 24 gegeben, die als Fortsetzung notwendig die weiteren Schicksale von Sigurd und Brynhild verlangt und darum an c. 43 keinen Anschluß findet. Außerdem hätte der Autor der Ragnars saga die Erzeugung der Áslaug, für ihn die Hauptsache des Ganzen, sicherlich erwähnt, und die Vǫls. hätte keinen Grund gehabt, das zu beseitigen. Wenn sie den Punkt nun dennoch verschweigt, so erklärt sich dies wieder aus dem engen Anschluß an das Lied, das von dem Sagenbastard nichts wußte.

Schon P. E. Müller hat in der Sagabibliothek 2, 67 die Falkengeschichte eine „modernisierte Ausarbeitung“ der Erweckungssage genannt. Aus der Valkyrje, die hinter dem Schildzaun schläft, ist die Prinzessin geworden, die im Turme webt. „Sigurd bricht nicht mehr gewaltsam ein, sondern kommt mit Komplimenten.“

Die äußerst blasse Geschichte zeigt als kräftigstes Motiv, man möchte fast sagen: als einziges wirkliches Motiv, den Zug mit dem Falken, der dem von der Jagd kehrenden Sigurd entfliegt und sich in das Fenster eines hohen Turmes setzt, worauf Sigurd ihm nachsteigt und bei der Gelegenheit Brynhild in ihrer Kammer erblickt. Dieses Wandermotiv findet sich, soviel mir bekannt ist, in keiner anderen Erzählung so ähnlich wieder wie im Pentamerone V, No. 5 „Sole, Luna e Talia“ [1]). Es ist dies ein Märchen der Dornröschengruppe; der Falke führt den jagenden König zu einer im Zauberschlaf liegenden Prinzessin. Nun drängt

1) Jac. Grimm in Liebrechts Pentam. 1, XII ff.; Spiller a. a. O. S. 24 f.; Vogt a. a. O. S. 198 ff.

sich gleich der Gedanke auf: in der nordischen Erweckungssage hatte man eine Dornröschenfabel älteren Stiles; sie zog die Dornröschenfabel jüngeren Stiles, die mit dem Falken, an sich, kraft ihrer inneren Verwandtschaft; daraus entstand das eddische Falkenlied[1]). Vergleichbar wäre der Fall im Orendel, wo die Eisenhansfabel ein Stück aus der urverwandten Apolloniussage an sich zog (Laistner, Zs. f. d. A. 38, 116; Panzer, Hilde-Gudrun S. 264 f.).

Doch ist einzuwenden: wenn zwei Erweckungsfabeln zusammentrafen, wäre als ihr Produkt doch wohl wieder eine Erweckungsfabel zu erwarten. In der nordischen Falkengeschichte aber handelt es sich nicht um Verzauberung nnd Schlaf und Erweckung. Nicht die Spur von einer Erlösungsfabel[2]). Obgleich sich eine solche ja anch im ritterlichen Gewande sehr wohl geben ließ. Darum möchte man diesen Hergang vermuten. Der isländische Dichter fand das Falkenmotiv in einem anderen Zusammenhang, nicht dem der Dornröschenfabel, vor. Der dem Vogel nachsteigende Fürst gelangt in das Gemach einer Jungfrau, die mit Weberei oder sonst etwas, nur nicht mit Schlafen, beschäftigt ist; er findet freundlichen Willkomm, und im Lauf des Gesprächs giebt sich das weitere. Der Isländer kannte anderseits aus der Erweckungssage die Thatsache, daß Sigurd nach der Drachentötung zu Brynhild gelangt und mit ihr einen Treubund schließt, den er später durch die Ehe mit Gudrun bricht. Die hier vorliegenden Facta gestaltete er auf Grund jener Wanderfabel zu seinem phantasiearmen Gedichte aus. Das Falkenlied ist also nicht eigentlich eine Umdichtung des Erweckungsliedes zu nennen; es ist nicht dieselbe Fabel in verjüngter Gestalt. Wir haben eine Neudichtung, die aus der Erweckungssage nicht viel mehr als das abstrakte Personenverhältnis schöpfte. Vielleicht ist noch die Darbietung des Goldbechers mit köst-

1) So Spiller S. 34, nur daß er Vǫls. c. 23. 24 als Zuthat des Sagaverfassers betrachtet.

2) Wenn Heimi bei Wilh. Müller (Myth. d. d. Hs. S. 94) „der eifersüchtige Hüter und Gatte der Brünhild (Kriemhild) ist und sie in einen Turm (statt der Drachenhöhle) gesperrt hat“, so ist der gute schattenhafte fóstri wirklich zu unverdienten Ehren gelangt.

lichem Wein (Vǫls. c. 24, 39. 47) eine Nachbildung des von der Valkyrje gereichten zaubervollen Bierhorns. Das Gespräch der Liebenden, c. 24, 35 ff., zeigt keine Einwirkung des älteren Gedichtes.

Aus der Werbungssage stammt die Situation: Brynhild lebt bei dem Ziehvater Heimi. Diese jüngere Vorstellnng — das ältere war Atli, dann Buđli — war anch in die Mischform der Helreiđ übergegangen. Die „Sigurdslieder" halten sich noch auf den älteren Stufen[1]). Heimi selbst tritt in nnseren beiden Kapiteln nicht auf, nnd schon das Lied wird ihn als bloßen Namen verwendet haben, etwa so wie Sig. sk. 1, Guđr. II 1 den Giúki. Bekkhild, für welche ebenfalls die Handlung keinen Raum hat, und Alsvinu, dessen Rolle den Stempel der Improvisation trägt, werden dem Dichter des Liedes ihr Dasein verdanken. Man vergleiche die benannten Nebenfiguren (oder auch Hauptfiguren) ohne Heimatsschein, in jüngeren Eddagedichten wie Guđr. I, Oddr., Atlam., die Svafrlǫđ im Großen Sigurdsliede (Vǫls. c. 29, 47), die Guđný der Skálda l. c. Die Zudichtung der häuslichen Bekkhild neben die kriegerische Brynhild kann nach dem Muster Oddrún-Brynhild erfolgt sein (Oddr. 15. 16); auch daß dann die Schildmaid dennoch an weiblicher Handarbeit sitzt, teilen beide Gedichte (Oddr. 17, Vǫls. c. 24, 3 ff.), vgl. Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 206. Ein paar weitere, die poetische Ausgestaltung betreffende Berührungen mit anderen Liedern sieh unten S. 37 f.

Die Falkengeschichte als Ganzes kann ich nur als Erfindung eines einzelnen Dichters, des Verfassers des Falkenliedes, ansehen. Eine Erfindung, die neben dem Zusammenfügen gegebener Motive wenig von schöpferischer Bethätigung zeigt. In ähnlicher Weise wird man doch wohl auch bei Guđr. I, Oddr., Guđr. III den besonderen Inhalt der Dichtung, ihre Aktion, als einmalige, bewnßte Neuschöpfung betrachten müssen. Für die Lieder der Nachblüte ist dieses freiere Umspielen der alten Themata bezeichnend. Die

1) Ueber Vǫls. c. 27 sieh unten Abschn. V.

Gudr. III stimmt darin insbesondere zum Falkenlied, daß sie eine Wanderfabel (das Gottesurteil der unschuldig verläumdeten Königin) in den Personenkreis der alteingebürgerten Heldensage hineinstellt und dadurch die wohlbekannten Gestalten in einer ganz neuen Handlnng auftreten läßt[1]. Die Annahme, daß das Falkenlied nur eine neue, höfischere Einkleidung einer überlieferten Sigurdssage sei; daß man schon früher von einem Verlöbnis Sigurds mit Brynhild, sei es bei Heimi oder einem anderen, ungefähr in der hier vorliegenden Weise erzählt habe, — diese Annahme hat nichts für sich. In keiner dem Falkenlied vorausliegenden Quelle wird auf eine derartige Sage angespielt. Die Rückdeutungen im Großen Sigurdsliede enthalten entweder nur die nackte Thatsache des Verlöbnisses, oder — sie sprechen vom „Berge", denken also an die Erweckungsscene, nicht an den Inhalt von c. 23. 24 (unten Abschn. V). Zieht man dieser Geschichte das zweifellos junge Falkenmotiv ab, so bleibt ihr gar nichts mehr übrig, das als sagenmäßiges Gnt gelten könnte. „Ein Held tritt bei einer schönen Jungfrau ein, erklärt ihr seine Liebe, sie zögert, ihrem Kriegerleben zu entsagen, tauscht aber schließlich den Treueid aus" — das ist keine Sage. Daß hier ein „Kern" vorhanden sei, der sich mit der Ueberlieferung im NL und in der Þidr. s. decke, haben Mogk und Golther zwar behauptet[2], aber nicht mit Gründen gestützt. Wilh. Müller hatte wenigstens seinen Grund: ihm war Heimi der Träger aller möglichen uralten Rollen aus den vereinigten Sigfridssagen. Wenn Mogk erklärt (S. 76): „man pflegt diese zweite Fassung der Sage [die Falkengeschichte] für einen späteren, speciell nordischen Auswuchs anzusehen. Das kann nur geschehen, solange man den Walkürenmythus [die Erweckungssage] zn der ältesten Gestalt der Sage rechnet", so muß ich diesem zweiten Satze widersprechen. Man könnte einräumen, daß der „Walkürenmythus", wie Mogk es will, in der Vikingzeit entstand, und dennoch

1) Vgl. Jiriczek, Deutsche Heldensagen 1, 161 f.
2) Mogk a. a. O. S. 75 ff.; Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 291.

daran festhalten, daß die Falkengeschichte eine Neudichtnng des 13. Jahrhunderts ist, erwachsen aus einem Novellenmotiv der Ritterzeit und aus der umgedeuteteu, auf Brynhild bezogenen Erweckungssage. Wer sich mit Mogk zu dem Grundsatz bekennt, „Sagengeschichte ist Litteraturgeschichte“, der wird sich nicht dazu entschließen, den Inhalt eines der jüngsten Eddalieder, der durch keines der älteren bestätigt, durch mehrere geradezu ausgeschlossen wird, um ein paar Jahrhunderte weiter zurückzudatieren, als das, was die Dichter des 9. und 10. Jahrhunderts in Verse brachten. Während bei den Dichtungen der Vikingzeit das „nordische Kolorit“ den Ansprnch auf deutsches Heimatsrecht vernichten soll, bereitet das allerdings nicht sehr nordische, mehr südwesteuropäische Kolorit des isländischen Spätlings keine Schwierigkeit; denn hier wird einfach verlangt, von der Einkleidung abzusehen und sich an den Kern zu halten. Ich kann mir, wie vorhin bemerkt, unter diesem Kern nichts Rechtes vorstellen. Für die Uebereinstimmung unserer Kapitel mit der deutschen Sage aber ist der Beweis noch zu erwarten. Das NL spricht hier nicht mit, da es ja, selbst die frühere Verlobung zugestanden, gänzlich dunkel läßt, welche Verlobungssage zn Grunde liegt. Das merkwürdige c. 168 der Þiðr. s. halte ich zwar auch, mit Mogk und Golther, für deutsche Sage, sogar die Roßwahl inbegriffen. Aber von seinen Motiven — 1) Aufbrechen des eisernen Burgthores, 2) Erschlagung von Wächtern, 3) Ausrnf der Brünhild: das muß Sigfrid, Sigmunds Sohn, sein, er sei willkommen!, 4) Belehrnng Sigfrids über seine Abkunft, 5) Roßwahl — kehrt keines, und wäre es verkleidet, in der Falkengeschichte wieder. Wenn sich dennoch ein Zusammenhang nachweisen ließe, so hätte man zunächst an jüngeren Zuzug deutscher Sage zu denken, wie bei dem folgenden Kapitel der Vǫls., dem Traumlied. Nach meiner Ansicht erklärt sich Þiðr. s. c. 168 von anderer Seite her: Brünhild ist hier, vielleicht erst durch den nordischen Sammler, vielleicht schon durch Rollenverschmelzung in der nd. Sage (oben S. 28 f.), an die Stelle des weisen Alten gesetzt worden, der den mutterlosen Knaben über seine

hohe Geburt aufklärt, und die Roßwahl hätte dem wilden Ritt zu der Burg des Alten vorauszugehen.

Ueber die dichterische Art des Falkenliedes kann man auf Grnnd der Sagaprosa folgendes vermuten.

Es war ein selbständiges Ganze, mit Sigurds Ankunft beginnend, mit dem Abschied oder schon mit den Treueiden schließend. Freilich ist dies kein Inhalt, der den Schwerpunkt in sich selbst trägt. Es ist im Grunde nur eine vorbereitende Handlung, eine Stufe zu der bevorstehenden Katastrophe. Nur ein später Dichter, der bewußtermaßen eine neue Variation in die Reihe der Sigurdsdichtnngen bringen wollte, konnte sein Lied an einem Punkte abbrechen, wo erst so wenig hinter uns, noch so vieles vor uns liegt.

Das Lied war nicht rein-dialogisch (dafür ist der unmittelbare Bericht in der Saga zu umfänglich und zu farbig); demnach hielt es sich im epischen Strophenmaß.

Den Dialog hat der Sagaschreiber ein paarmal in leichtere Replikenfolgen, wie sie der erzählenden Stabreimdichtung fremd sind, aufgelöst: c. 24, 20-28. 40-50. Das Gespräch mit Alsvinn enthielt wahrscheinlich sechs Strophen, dreimal a : b. Die Saga machte zehn Repliken daraus.

Man hat nach der Prosa die Anlage des Gedichtes auf vier Scenen bezw. Bilder zu schätzen[1]:

1) Sigurds Empfang bei Alsvinn. Hier waren auch die Namen Heimi und Bekkhild kurz aufgeführt (oben S. 34). Der Auftritt scheint frei nach der Begrüßung bei Gjuki (c. 26 Anfang) modelliert zu sein; vgl. 23, 8 f. : 26, 5 ff., 23, 10 ff. : 26, 10. 14 f., 23, 12 f. : 26, 16, 23, 17 : 26, 17. Das ausdrückliche *inn fimti tók við honum* (*hestinum*) c. 23, 13 f. erinnert an den in der hochtrabenden Umgebung spaßhaft wirkenden Befehl Gríp. 5, 7:

en þú, Geitir! tak
við Grana siálfum.

Zu c. 23, 21 hat Bugge a. a. O. Guðr. II 18, Rígsþ. 35 gestellt.

1) Die zweite und vierte sind die in der Wanderfabel schon vorhandenen, wenn die Vermutung S. 33 zutrifft, die erste und dritte sind Ausweitung.



2) Sigurd erblickt Brynhild (die Falkenscene). Das Gedicht brachte die Schilderung der Jungfrau (c. 24, 2-6) gewiß erst da, wo wir sie durch Sigurds Augen sehen. Die Vǫls. stellte zu der sagamäßigen Ordnung um und bekam dadurch eine Scene mehr. — Gehobener Ausdruck ist in diesem und dem ersten Stücke nicht zu bemerken. Die beiden Auftritte waren vermutlich dialoglos. Die beiden folgenden bestanden fast ganz aus Wechselrede.

3) Gespräch Alsvinns mit Sigurd (6 Strophen? s. o.). Die Erfindung dürfte von Skirn. 3-7 beeinflußt sein (Edzardi S. 112): der Vertraute, der den übergeordneten Freund nach dem Liebeskummer fragt. Aber Alsvinn ist nür poetische Hilfsfigur; nachdem er die erforderliche Aufhellung der Sachlage bewirkt hat, tritt er ab. Man bemerke übrigens, daß Gríp. 29 mit einer ganzen Strophe die Verliebtheit Sigurds breiter und in stärkeren Ausdrücken darstellt als unsere Sagascene. Halb dichterisch ist die Sprache c. 24, 15 (vgl. Symons a. a. O.). 29-31.

4) Gespräch Sigurds mit Brynhild. Ob der malerische, aber auffallend müßige Zug von dem pfeileschäftenden Alsvinn vor der Thür (c. 24, 34) unserem Sagamann zufällt? (Eine Folgerung aus dem *skepta ǫrvar* c. 23, 21, das schon im Liede stand.) Die drei Unterbrechungen des Dialogs c. 24, 38-40. 42-43. 45-49 sind wohl aus einer hervorgegangen. Erst von Z. 50 an nähern sich die Reden poetischer Haltung. Die ganz bestimmte Vorausdeutung auf Gudrun (Z. 60) entspricht dem Weissagungsstil der jüngeren Eddadichtung. Das altertümelnde *þess sver ek við guðin* (Z. 62) mag schon der Dichter angebracht haben. Die darauf folgende Beteuerung („ . . daß ich dich zur Frau haben will, oder dann keine“) ähnelt den Schlußworten der Hindarfjallscene (oben S. 7), doch beweist das keine Abhängigkeit vom Erweckungslied. Wie unser Gedicht endigte, ob mit einer Rede- oder einer Erzählungsstrophe, ist nicht zu ersehen.

Gnomischer Ausdruck begegnet dreimal: c. 24, 26. 37. 50-52.

IV.

In der Grípisspá folgt auf die Verlobung bei Heimi sogleich der Aufenthalt Sigurds bei Gjuki (Str. 31). Die Vǫls. schiebt ein Kapitel dazwischen (c. 25), das gewiß einer Nummer der eddischen Sammlung entspricht, dem „Traumlied“. Die Gríp. mußte es übergehen, da Sigurd nicht darin auftritt.

Was zunächst die Stelle des Kapitels im Zusammenhang der Saga betrifft, so liegt da keine Schwierigkeit. Der Sagaschreiber wollte die Episode vor Sigurds Ankunft bei Gjuki anbringen; darauf führte ihn schon die Ordnung der Lieder in seiner Quelle. Da er sich nun die Entfernung zwischen Brynhilds und Gjukis Höfen gering dachte, ließ er Sigurd erst nach der Traumgeschichte abreiten. So entstand in der fortlaufenden Darstellung der Saga die Konstellation, daß Brynhild den Besuch der Gudrun empfängt in der Zeit, wo sich Sigurd noch in ihrer Nähe aufhält. Doch macht sich dies nicht weiter fühlbar, der Sagaschreiber fand es nicht nötig, einen Hinweis auf Sigurds Anwesenheit einzuflicken. Er hat nicht einmal versucht, die Angabe über Brynhilds Wohnung (c. 25, 29 f.) an die vorausgehenden Kapitel anzugleichen. Die Quelle, das Traumlied selbst, hat nach Art eines selbständigen Gedichtes die Geschichte erzählt, ohne den Zeitpunkt in Sigurds Leben zu fixieren [1]).

Sehr befremdlich ist dagegen die innere Anlage unseres Kapitels.

Es zerfällt in zwei Auftritte. Der erste spielt in Gudruns Gemach. Gudrun erzählt den Traum vom Falken. Eine ungenannte Frau deutet ihn allgemein, ohne den Zukünftigen zu nennen. Diesen will Gudrun von Brynhild erfragen. Im zweiten Auftritt, in Brynhilds Halle, soll

1) Man kann daher nicht mit Wilmanns (Anz. f. d. A. 18, 89) schließen, es seien „verschiedene Versionen ineinander geschoben“; es sind vielmehr drei Liedinhalte (Falkenlied, Traumlied, Großes Sigurdslied) an einen Faden gereiht worden.

Gudrun zuerst durch die bei den Nordländern beliebte Unterhaltung, einen „Männervergleich“, zerstreut werden. Das Gespräch führt auf Sigurd. Gudrun, beunruhigt, bringt jetzt ihren Traum vor: es ist der vom Hirsch. Brynhild deutet ihn. Dann nimmt Gudrun Abschied.

Anstoß erregen die drei Dinge:

Erstens, der Traum vom Falken hat keinen bösen Schluß, obwohl die Geschichte mit der Versicherung anfängt, daß Gudrun von dem Traum Unfreude und Schmerz hatte. Dem Falken geschieht kein Leides. Schon auf Grund der Saga allein würden wir annehmen, daß dem nichtssagenden „ich sah einen goldfarbigen Falken auf meiner Hand“ die Pointe abhanden gekommen ist. Der Traum der Kriemhilt von dem Falken, *den ir zwêne arn erkrummen*, bestätigt die Vermutung[1]).

Zweitens, in dem Auftritt bei Brynhild ist der erste Traum vergessen, durch den vom Hirsch ersetzt, obgleich ausdrücklich gesagt war, daß sich Gudrun von Brynhild die genauere Auslegung des Falkentraumes versprach.

Drittens befremdet die Spaltung der ganzen Geschichte in zwei Scenen, mit zwei Traumdeuterinnen. Man vermißt die klare Begründung, warum Gudrun von der Ungenannten zu Brynhild übergeht, oder aber warum Brynhild nicht von Anfang an aufgesucht wird. Unter den vielen Traumdeutungsgeschichten der nordischen Litteratur ist mir keine mit derartiger Doppelhandlung bekannt[2]).

Eine mögliche Erklärung wäre die, daß ein einheitliches und vernünftig komponiertes Gedicht vom Sagaschreiber ungeschickt beschnitten wurde. Das Gedicht müßte etwa dies enthalten haben:

Gudrun klagt über Träume. Eine ihrer Frauen fragt

---

1) Die Versuche, den Traum ohne den Schluß mit den Adlern zu rechtfertigen, bei Wilmanns a. a. O. S. 90 und Benezé, Sagen- und litterargesch. Unters. 1, 38 ff., überzeugen mich nicht. Daß zu der Deutung der Uote die kürzere Form des Traumes, wie in der Vǫls., besser passen würde, kann man doch nicht behaupten! *ine welle got behüeten, du muost in schiere vloren han* geht deutlich genug auf den tragischen Schluß.

2) Henzen, Ueber die Träume in der altn. Sagalitt. bietet hierfür nichts.

sie aus. Gudrun erzählt den Traum vom Falken (den die Adler erwürgen, und vom Hirsch). Die Frau versucht die Deutung (beider Träume, doch ohne Erfolg); Gudrun will sich (deshalb) an Brynhild wenden. Nach langem Gespräch mit ihr erzählt sie den Traum (vom Falken und) vom Hirsch. Brynhild giebt die Auslegung (beider Träume).

Das Eingeklammerte wäre das von der Vǫls. Uebersprungene[1]). Nun ließe sich zwar denken, daß der Sagaschreiber ein Gedicht von der hier angesetzten Art einer starken Kürzung unterworfen hätte. Aber daß er es so unbedacht und schonungslos gethan hätte, das dürfen wir ihm, so wie wir den Mann kennen, nicht aufbürden. Aus bloßer Unvollständigkeit sind also die Störungen in unserem Prosatext nicht zu erklären.

Die Hebung der Schwierigkeiten hat Edzardi darin gesucht, daß die Saga zwei Traumlieder benützt habe, „ein älteres und ein jüngeres Parallellied“ (a. a. O. S. XXII); die „zweite Traumdeutung ist offenbar einer jüngeren Paralleldichtung im Geschmacke der Grip. entnommen“ (S. 121). Wilmanns a. a. O. denkt an „zwei parallele Berichte“, über deren Form, Lied oder Prosa, er sich nicht äußert; „die Erzählung vom Hirsch bildet die eigentliche Grundlage der Vǫls., sie bestimmt die Situation und die Einleitung des Kapitels; lose und ziemlich ungeschickt damit verbunden ist der Traum vom Habicht“. Nach Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 196 ist der erste Auftritt altertümlich und sagenecht, „der Schluß des Traumes [vom Falken] und die Auslegung kamen in Wegfall durch die thörichte Erfindung von Gudruns und Brynhilds Gespräch“; ob diese Erfindung auf die Quelle oder den Sagaschreiber zurückgehe, wird nicht bestimmt.

Die Annahme zweier Traumgedichte scheint mir ein etwas schwerer Apparat. Ist es wahrscheinlich, daß zwei mehr oder weniger ausführliche, poetisch abgeschlossene Behandlungen dieses Themas nicht nur entstanden, sondern

1) Eine Spur des Alten könnte man in dem Plural *at segia þér drauma mína* (c. 25, 64) finden. Aber er kann wohl auf die verschiedenen Teile des Hirschtraumes gehen.

auch in das Liederbuch gelangten (dies nimmt Edzardi an)? Golthers Bemerkungen haben nur das Alter der Sagenmotive im Auge, sodaß sie jene drei rein litterarischen Anstöße nicht beseitigen. Ueberdies wäre einzuwenden, daß der Kriemhildentraum, seine Sagenechtheit in allen Ehren, auf Island doch nnr ein junger Gast sein kann; es ist nicht gesagt, daß die zweite Traumscene, die „thörichte Erfindung", wie sie Golther nicht ganz mit Unrecht nennt, auf Island jünger sei als der Traum vom Falken.

Der Gedanke von Wilmanns dagegen ermöglicht eine verhältnismäßig einfache Erklärnng, wenigstens für den zweiten und dritten Punkt. Den Inhalt des Traumliedes bekommen wir ungefähr nach Ausscheidung der elf Zeilen c. 25, 16 (*rǫ́đ drauminn* . . .) bis c. 25, 27 (. . . *hverr hann er*). Der erste kurze Auftritt gab nur die Exposition: Gudrun wird von der Frau nach ihrem Kummer gefragt, erzählt, sie habe einen bösen Traum gehabt, und beschließt, vielleicht auf den Rat der Ungenannten, die traumkundige Brynhild aufzusnchen. Dann die Hauptscene, Gudrun und Brynhild, mit Vortrag und Deutung des Hirschtraumes. Dies wäre eine klare, widersprnchsfreie Anlage.

Für die Herkunft des Einschiebsels bieten sich dann verschiedene Erklärnngen. Es könnte aus dem Liederbuch stammen, aber aus einem anderen Zusammenhang. Es könnte, an seiner jetzigen Stelle, schon im Liederbuch gestanden haben; eine der häufigen Stropheninterpolationen. Es könnte, wohl ans prosaischer Ueberlieferung, durch den Autor der Vǫls. hereingebracht worden sein. Das zweite ist das wahrscheinlichste. Der Sammler der Sigurdslieder oder ein ihm Nahestehender[1]) kannte (mittelbar) aus deutscher Ueberlieferung den Kriemhildentraum, brachte ihn in isländische Verse und dachte damit Gudruns Traumlied angemessen zu ergänzen. Ob schon er die Mutter durch die Ungenannte ersetzte, oder ob er bloß Redestrophen dichtete, die den Punkt im Dunkeln ließen, bleibe dahingestellt. Auch das Fehlen des tragischen Schlusses findet in der

1) Vielleicht der Dichter der Grfp., der auch die Doppelhochzeit der Schwäger (Grfp. 43) aus später deutscher Sagenzufuhr übernommen hat.

Annahme der Interpolation noch nicht seine Erklärung; wir wollen den hier sich öffnenden Möglickeiten nicht nachgehen.

Chronologisch stände nichts im Wege, den Traum aus dem NL selbst herzuleiten. Doch ist die Annahme unnötig, denn es steht wohl fest, daß das Epos den in balladenmäßiger Kürze stilisierten Traum dem Anfang eines Einzelliedes entnommen hat, und durch ein solches wird er auch nach Island durchgesickert sein. Der Traum vom Hirsche aber kam gewiß nicht aus Deutschland, er ist echt isländische Mache (s. u.). Nur kann man fragen, ob die Erfindnng, ganz allgemein genommen, daß Gudrun vor Beginn ihrer Schicksale ahnungsvoll träumt, durch den Kriemhildentraum angeregt war. Dann würde unser Traumlied, ohne den eingeschobenen Falkentraum, auch schon die Kenntnis des deutschen Sagenzuges voraussetzen. Ich möchte dies nicht entscheiden. Unter keinen Umständen werden wir auf einen terminus früher als das 13. Jahrhundert geführt. Kettner (Die österreichische Nibelungendichtung S. 58 f.) sagt: „das berühmte Falkenlied des Kürnbergers zeigt Verwandtschaft mit dem Nibelungenlied. Der Vergleich des Geliebten mit dem Falken scheint dem lyrisch-epischen Gemeingut anzugehören. Aber diese Nibelungenstelle ist, wie die nordische Ueberlieferung beweist, in ihrem wesentlichen Bestande älter als der Minnesang.“ Diesen Beweis erbringt die nordische Ueberlieferung keineswegs. Sie hindert nicht, in dem zeichenhaften Bilde des Jagdfalken, den die adliche Jungfrau hegt, eine Phantasieschöpfung der Ritterzeit zu erblicken.

In dem dentschen Epos ist der Traum an den Anfang der gesamten Komposition gestellt; obwohl er nur für den ersten Hauptteil, bis zu Sigfrids Tode, das Programm entwirft. Zur Zeit der epischen Einzellieder alten Stiles gab es für den Traum nur eine denkbare Verwendung: an der Spitze eines Liedes, das die Werbungssage, im weiteren Sinne, umfaßte, und das diesen Stoff vom Standpunkt der Grimhild-Gudrun behandelte. Von den drei Eddaliedern,

die die Werbnngssage umspannen, den „Sigurdsliedern", stellt keines die Person der Gudrun in den Vordergrund. Die beiden jüngeren, das „kurze" und das „große" Sigurdslied, geben sehr entschieden der Brynhild die beherrschende Rolle. Schon aus diesem Grunde halte ich es für ausgeschlossen, daß ein Traum der Gudrun die Handlung des Großen Sigurdsliedes eröffnete [1]).

Die isländische Heldendichtung jüngeren Stiles hatte aber noch eine andere Möglichkeit entwickelt, zukunftenthüllende Träume anzubringen. In dieser Dichtung gab es Lieder ohne echte Handlung, beschaulichen, elegischen Inhalts. Man konnte einen Traum mit der daran geknüpften Weissagung zum Hauptmotiv eines solcheu Liedes erheben. Was früher nur ein Schoß an einem sagenmäßigen Stamme sein konnte, das wurde abgetrennt und zum tragenden Stengel einer unsagenmäßigen Pflanze ausgebildet. Dies liegt vor in unserem Traumliede. Womit wir nicht etwa behaupten, daß gerade sein Traum, der vom Hirsch und Wolfsjnngen, jemals zn anderer Verwendung gedient habe. Er ist gewiß das Eigentum nnseres Poeten.

Dieser, ein Isländer des beginnenden 13. Jahrhunderts, Anhänger der jüngsten Geschmacksrichtung, wollte ein rückblickendes und prophetierendes Situationsgedicht schaffen, worin sich Brynhild nnd Gudrnn, die beiden großen Rivalinnen, lange vor ihrem verderblichen Zusammenstoß wehmütig gefühlvoll begegnen und einen Blick in ihre schreckenreiche Zuknnft thun sollten. Für ihre Unterredung wählte er neben dem Hauptgegenstand, dem Traume, zwei Motive. Zuerst einen Männervergleich, der es ermöglichte, den Sigurd preisend über die Gjukunge zu erheben. Dies führte sogleich zum zweiten, einem Rückblick, diesem beliebtesten Requisitstücke der jüngeren Kunst. Diesmal galt es Sigurds Vorgeschichte und Geburt. Die Weissagung aber kam zu ihrem Recht durch das dritte, vornehmste Motiv, den Traum. Es ist ein Traum von der ganz späten Art, unpsychologisch, reich an Einzelheiten, die aufs Haar genau gedeutet werden

1) Dies ist, wenn ich recht verstehe, die Meinung Golthers Zs. f. vgl. Lg. 12, 196.

können, und so, daß die deutende Person selber in der feindlichen Rolle geträumt wird. Man vergleiche, wie anders die Träume im Brot Str. 16 und in den Atlamál Str. 15-28 geartet sind, alpdruckartig, einfache, allgemeine Schreckvorstellnngen ohne ausgerechnete Allegorie. Wogegen Gudr. II 40 ff. der Manier unseres Liedes näher steht.

Brynhild mußte bei dieser ganzen Unterhaltung die Führerin sein; das ergab sich ans ihrem überlieferten heldenhafteren Wesen. Sie beginnt den Männervergleich, sie erzählt von Sigurds Ursprung, sie enthüllt das Künftige bis zu Atlis Tode. Der sanften Gudrun fiel die passivere Rolle zu: sie hatte den Traum gehabt und erbittet sorgenvoll seine Deutung.

Den Thatsachen der Sage gegenüber nimmt sich unser Dichter von vornherein die Freiheit: er läßt Gudrun und Brynhild gut Freund sein, schon ehe sie auf die Bühne treten. Diese prähistorische Freundschaft ist ebenso geschmackvoll wie das Vorwegnehmen der ganzen Zukunft, der Rahmen ist des Bildes wert. Ein verspätetes skáld wie das nnsrige wird sich immerhin gesagt haben, daß seine Erfindung die Epidermis der Sagentradition nicht mehr dnrchdringen werde: sonst hätte es sich wohl gescheut, die Werbungssage mit einer neuen psychologischen Unmöglichkeit zu belasten. Edzardis Vermutnng aber, nnser Lied habe die Sigrdrífa gemeint, und der Sagaschreiber habe sie auch hier wieder mit Brynhild zusammengeworfen (a. a. O. S. 118), würde, von allerlei kleineren Schwierigkeiten abgesehen, die Erfindung des Dichters ihres ganzen, wenn auch wenig schmackhaften Salzes beranben. Treffend bemerkt Golther Zs. f. vgl. Lg. 12, 196, daß wir „eine Art von Vorwegnahme des Zankes der Königinnen“ vor uns haben.

Eingriffe in die Sage sind im übrigen nicht zn bemerken. Der Rückblick wie der Voransblick stimmen zn dem Altüberlieferten. Daß der Traum vom Hirsch den Tod Sigurds auf der Jagd voraussetze, kann man Symons Beitr. 3, 274, Zs. f. d. Phil. 12, 96 nicht zugeben. Sobald der Held, nach berühmten Mustern, als Hirsch umschrieben

wnrde, war es das Gegebene, das einzig Mögliche, daß man seine Tötung als einen Schuß dachte. Und wenn Brynhild selbst ihn schießt, zeigt das ja, daß der Dichter nicht etwa die Jagdsituation nnmittelbar abbilden wollte; schon eher würde ich umgekehrt folgern, „du schossest das Tier mir vor dem Schoß (*fyrir knióm*)“ ziele auf die Ermordung im Bette.

Die Rahmenerzählung hält beide Heldinnen in einer gewissen nebelhaften Weltferne, einem Frauenreich, wo alles aus Gold und Silber ist. Brynhild scheint sich der Dichter ohne jeden Mundwalt zu denken, als selbständige Herrin, ähnlich wie im Oddrúnar grát. Ihr Wohnort wird nicht mit Namen bezeichnet (c. 25, 29 f.). Die Halle steht auf einem Felsen (*berg*); darin brancht man nicht Einfluß des Hindarfjalls zn sehen. Sicher hat das Lied nicht von Heimis Gehöfte berichtet; denn dies würde der Sagamann, in dessen Zusammenhang es so gnt gepaßt hätte, nicht gestrichen haben. Das Traumlied weist in nichts auf die im Falkenlied gegebene Situation hin. Darum ist es das Wahrscheinliche, daß die Voraussetzung des Verlöbnisses zwischen Sigurd und Brynhild (c. 25, 75 f.) nicht auf die Falkengeschichte zurückgeht, sondern zunächst wohl auf das Große Sigurdslied, mittelbar auf die Erwecknngssage (oben S. 10 f.). Das Altersverhältnis zwischen Falkenlied und Traumlied wage ich nicht zu bestimmen.

Von gehobener Sprache ist in unserer Paraphrase nicht viel zn gewahren; ein paar Einzelheiten bei Symons, Beitr 3, 275. Schon der Bericht von Sigmunds Tod usw. (c. 25, 55-62) läßt vermuten, daß der Sagaverfasser merklich gekürzt hat. Noch deutlicher wird dies, wenn wir den Tranm und seine Auslegung nebeneinander halten (c. 25, 67 ff. 75 ff.):

. . vér gengum frá skemmu margar saman	
ok sám einn mikinn hiǫrt;	til ykkar mun koma Sigurđr,
hann bar langt af ǫđrum dýrum, hár hans var af gulli;	
vér vildum allar taka dýrit,	sá er ek kaus mér til mannz; Grímbildr gefr honum meinblandinn miǫđ, er ǫllum oss kemr í mikit stríđ;

en ek ein náđa;	hann mantu eiga
dýrit þótti mér ǫllum hlutum betra;	
síđan skauztu dýrit fyrir knióm mér;	ok hann skiótt missa;
var mér þat svá mikill harmr, at ek mátta trautt bera;	
síđan gaftu mér einn úlfhvelp,	þú munt eiga Atla konung;
sá dreifđi mik blóđi brœđra minna.	missa muntu brœđra þinna,
	ok þá mantu Atla vega.

Man sieht, wie oft einem Zuge der einen Seite die Entsprechung auf der anderen fehlt. Namentlich fällt auf, daß Grimhilds Met und die Tötung Atlis im Traume nicht vorgesehen sind, und daß die Handlungen Brynhilds (*skauztu*) und Atlis (*sá dreifđi mik*) in der Deutung unpersönlich umschrieben werden („*missa*")[1]. Dem Original dürfen wir eine fülligere und ebenmäßigere Darstellung zutrauen. Der Rückblick auf die Sigmund-Sigurd-Geschichte und dann die Prophezeiung, diese zwei Teile haben wahrscheinlich die Hauptmasse des Liedes ausgemacht. Der Verfasser hat hier in ähnlicher Weise oder noch mehr zusammengestrichen wie bei der langen Weissagung der Sig. sk. 54-64 = Vǫls. c. 31, 35-46.

Es bleibt noch die Präsentation zu Anfang des Kapitels (Z. 1-12). Sie ist mit ihren nenn Personennamen bei weitem die stattlichste der Saga. Wenn Golther a. a. O. S. 196 meint, in den Worten „Gjuki hieß ein König . . . . . Er hatte drei Söhne mit Namen Gunnar, Hǫgni und Gntthorm . . . ." erkenne man dentlich den Anfang eines nenen Liedes, und wenn er in Folge dessen das Große Signrdsgedicht mit diesem cap. 25 einsetzen läßt, so hat ihm wohl ein mhd. Epos vorgeschwebt: in den eddischen Liedern, alt und jung, ist jede Spur von Anfangspräsentation unerhört. Der Sagaschreiber hat das Verzeichnis passend an dieser Stelle angebracht, wo zum ersten Male ein Glied des Gjukungenhauses den Schauplatz betreten soll. Nur die Nennung Budlis und Atlis (Z. 7 ff.)

1) Seltsam ist, daß der Traum auch die Heirat zwischen Atli und Gudrun auf die Brynhild zurückführt (*gaftu mér*).

kommt überraschend, und da sie den am Tage liegenden Zusammenhang zwischen *Giúki átti Grímhildi ina fiǫlkunngu* und *Grímhildr var grimmhuguđ kona. Ráđ Giúkunga stóđ* .. durchbricht, ist die Einführung der Budlungen sicher ein Nachtrag, vielleicht vom Autor selbst, mit dem Zweck, den in der Traumdeutung (Z. 78 f.) vorkommenden Atli auch schon gleich zu präsentieren.

V.

Man darf annehmen, daß die eddische Sammlung hinter dem Traumlied gleich Sigurds Ankunft bei Gjuki brachte, also den Inhalt von Vǫls. c. 26. Von hier an stehen wir wieder altem Sagenstamm gegenüber, nachdem wir es in den beiden letzten Gedichten mit jungem losem Rankenwerk zu thun gehabt haben.

Die vier Sagakapitel, deren Inhalt noch ganz in die Lücke des Codex Regius fällt (c. 26-29), bieten litterargeschichtlich außerordentliche Schwierigkeiten. Die Frage, wie viele und welcher Art Gedichte der Prosa der Vǫls. zu Grunde liegen, stellt sich hier viel verwickelter als bei den besprochenen c. 23-25. Die Ermittelung der Sagenformen hängt von der litterarischen Untersuchung ab, wirkt aber auch auf diese ein: die beidseitigen Erwägungen müssen sich notwendig verflechten.

Den Inhalt der vier Kapitel mag man sich mit folgenden kurzen Ueberschriften vergegenwärtigen.

c. 26. Sigurds Ankunft bei den Gjukungen. Vergessenheitstrank. Schwurbruderschaft. Heirat mit Gudrun. Z. 61-66 gehört stofflich schon zu c. 27.

c. 27. Gewinnung der Brynhild, mit Flammenritt, keuschem Beilager. Hochzeit Gunnars. Enthält zwei Strophen: No. 22. 23.

c. 28, 1-16. Zank der Frauen beim Bade. Dann

c. 28, 16 bis c. 29 Schluß. Eine Kette von Gesprächen, meist Zwiegesprächen, zwischen Gudrun, Brynhild, Sigurd,

Gnnnar, (Hǫgni,) einer Magd; sie bewegen sich nm den Groll der Brynhild. Eingeschaltet zwei Strophen (No. 24 und 25), die zweite eingeleitet dnrch „so heißt es in der Sigurđarkviđa". c. 29 endigt mit der Aufforderung Brynhilds an Gunnar, Sigurd zu töten.

Auch anf c. 30 ist noch ein Blick zn werfen:

Z. 1-25. 58-88 besitzen wir im Original: Sig. sk., ein Stückchen Þiđreks saga;

Z. 35-44 (Strophe No. 26) bildet eine stark abweichende Variante zn Brot 4;

Z. 25-35. 45-58 nnd 88-95 haben kein Gegenstück in unseren Liedern.

Mit c. 31 betreten wir wieder gangbaren Boden, der höchstens vielleicht in den Schlußzeilen c. 31, 61-68 (Leichenbrand) noch einmal durch eine aus der Lücke herüberragende Klippe dnrchbrochen wird.

Ferner ist in Erinnernng zu bringen, daß die Liederhandschrift nach der Lücke mit einer Strophenreihe einsetzt, die den Endteil der Werbungssage behandelt und mit dem Namen Bruchstück, *Brot* (*af Sigurđarkviđu*) bezeichnet wird. Den Schluß hat nns der Sammler, wie es scheint, vorenthalten, es ist nicht klar, ans welchem Grunde[1]). Wie der Torso nach vorn zn ergänzen sei, das fällt in die Frage nach dem Inhalt der Lücke.

Wieviele Lieder hat man als Grnndlage von Vǫls. c. 26-29 (30) anzusetzen?

Die Antwort fiel sehr verschieden aus. Ich führe folgende Meinungen an, wobei vorweg bemerkt sei, daß sie zum Teil nur unter Vorbehalt nnd als eine Möglichkeit unter mehreren aufgestellt wurden.

1) Vier Lieder, den vier Sagakapiteln entsprechend, also 1. Signrds Hochzeit, 2. Werbungsritt, 3. Frauenzank, 4. Klagereden. P. E. Müller, Sagabibl. 2, 68. 72. Sy-

1) Weil der Inhalt ungefähr der gleiche war wie in der Sig. sk. 65 ff.? Müllenhoff DAk. 5, 370. Doch sieh unten S. 62. Oder sollte sich der Sammler gesagt haben: in der Gudr. I lebt Brynhild noch, also darf ich sie nicht in dem vorhergehenden Gedicht sterben lassen? Das wäre dann freilich ein achtbares Zugeständnis an die sagamäßige Komposition (oben S. 9)!

mons, Beitr. 3, 285 f. Edzardi a. a. O. S. XXI f. Die beiden letztgenannten erblicken die Fortsetzung des vierten Liedes (Vǫls. c. 29) in dem erhaltenen Brot, sieh nachher unter 3).

2) Drei Lieder, und zwar

a. c. 26 + 27. c. 28. c. 29 + Stücken von c. 30; vom Brot ist die erste Hälfte verloren gegangen, ohne in c. 26-29 benutzt worden zu sein. G. Vigfússon, Cpb. 1, 391 ff. 306;

b. c. 26. c. 27. c. 28 + 29; das Brot hat nur etwa vier Strophen vorn eingebüßt. Ranisch, Vǫlsungasaga S. XII f. XVI.

3) Zwei Lieder: c. 26 + 27. c. 28 + 29; das zweite ausmündend in das Brot. Bugge, NFkv. S. XL. Bugge hat hier die Ansicht aufgestellt: das Brot, zusammen mit den durch c. 28. 29 umschriebenen Strophen, bildete die „Sigurđarkviđa", die vor Vǫls. Str. 25 citiert wird; sie kann Sigurđarkviđa en langa genannt werden; im Hinblick auf sie hatte die Sigurđarkviđa en skamma ihren (überlieferten) Namen erhalten.

4) Ein Lied, und zwar

a. c. 26-29 setzt sich fort im Brot, das Ganze bildete die Sigurđarkviđa en meiri (= en langa). F. Jónsson, Eddalieder 2, V f. Litt. hist. 1, 283 f.;

b. c. 26-29 setzt sich fort in Teilen von c. 30, dies war die Sigurđarkviđa en meiri; der Anfangsteil des Brot, unbestimmten Umfangs, ist in c. 26-29 nicht benutzt worden. Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 195 ff. 201 Note 2 [1]).

Die Ansichten unter 1) bis 3) gehen von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß es episodische Lieder gebe. Man wird nicht leugnen, daß die Werbungssage — im weiteren Sinne, oben S. 12 — ein Organismus ist, dessen Teile nur als Glieder des Ganzen leben. Wir können an keinem Punkte der Werbungssage abbrechen, ohne daß

1) Golther rechnet auch noch Vǫls. c. 25 zu dem Langen Sigurdslied, darüber oben S. 44. 47. Umgekehrt überbietet Rosenberg (Nordboernes Aandsliv 1, 317) die unter 1) genannten Forscher, indem er für c. 29 zwei Lieder, in summa fünfe, annimmt.

die Frage entsteht: und was nun weiter? Nach Sigurds Heirat, so wie sie in c. 26 erzählt wird, wäre es die Frage: wie wird es mit dem gebrochenen Gelübde gehen? Nach Gunnars Heirat wäre es die Frage: wird der Betrug beim Flammenritt herauskommen? Nach dem Zank der Königinnen: was wird Brynhild jetzt thun? Ein Lied also, das an einer dieser Stellen schlösse, trüge den epischen Schwerpunkt nicht in sich selbst; es müßte sich an ein zweites Lied, als an seine Stütze und Ergänzung, anlehnen. Es wäre, kurz gesagt, episodisch.

In Lachmanns Theorie von den zwanzig Nibelungenliedern fand der Glaube an das episodische Gedicht seinen stärksten Ausdruck. Viele aber, die dieser Theorie nicht anhängen, behandeln doch das episodische Lied als eine selbstverständliche geschichtliche Größe. Die Sage ist ein „Cyklus"; der Dichter bricht irgendwo einen Kreisbogen aus diesem Cyklus und formt ein Gedicht daraus.

Aber die Eddalieder wie die Balladen sind gegen diese Lehre. Sie sind nicht cyklisch und nicht episodisch[1]). In der eddischen Sammlung treffen wir keine zwei Gedichte, von denen man behaupten könnte: das eine ist als Fortsetzung des anderen gedacht; es nimmt den Faden da auf, wo ihn das andere fallen ließ. Oder umgekehrt gewandt: das eine rechnet darauf, daß das andere zur Stelle sei und ihm im Vortrag gleich folgen könne. Trümmerhaufen, wie HHj., HHn. II, Reg., auch Fáf., können hier natürlich nicht mitsprechen. Und die Situationsstücke, ohne sagenmäßige Handlung, folgen ihren eigenen Gesetzen in der Abrundung des Inhalts.

In der einen Hinsicht hat das epische Einzellied fast unbegrenzte Freiheit der Stoffwahl: es kann an einem beliebigen Punkte a n f a n g e n. Klassisches Beispiel die Hamðismál. Die ganze reiche Handlung, wie Svanhild geworben, verklagt und hingerichtet wird, — sie füllt in der Vǫlsunga saga ein Kapitel von 44 Zeilen — setzt der

1) Ueber die dänischen Balladen von Marsk Stig, das vermeintliche Hauptbeispiel cyklischer Dichtungsart, sieh Olrik, Danske Folkeviser i Udvalg (Kbh. 1899) S. 50 f.

Dichter vor Str. 1 seines Liedes; ein paar andentende Rückblicke müssen dieser Stoffmasse genügen. Er selbst besingt nnr die zweite Hälfte der Fabel. Aber der Gedanke wäre ihm nie gekommen, nur die erste Hälfte zu besingen und uns vor dem zertretenen Leichnam der Svanhild zu entlassen. *Aufhören* können die Lieder *nicht* an beliebiger Stelle.

Das kürzeste Eddagedicht, die Gnđr. III, behandelt seine Fabel erschöpfend bis zum letzten Schluß. Die Frage „was nun weiter?“ kann nicht aufkommen, nachdem wir die überführte Verläumderin im Snmpfe ertränkt wissen. Wenn der Dichter weiter ginge nnd etwa noch Atlis Ermordung erzählte — dann hätten wir ein Doppelgedicht, das in zwei Stücke auseinanderfiele. In *einem* Falle, der HHu. I, sehen wir den Versuch, eine Fabel vor ihrem organischen Schlusse abznschneiden. Der Held hat die Verwandten seiner Frau getötet. Aus anderer Quelle wissen wir, daß ein Rächer übrig blieb, nnd daß der Held dem Tode verfallen ist. Diesen Schluß hat sich unser Dichter erspart. Allein, er hat die Handlung schon in der Eingangsscene nnd weiterhin so geformt, daß wir einen glücklichen Ausgang erwarten und nns mit dem Heilwnnsch der Sigrun in den Schlußstrophen zufrieden geben. Unmöglich könnte der Sprecher mit einem Gedicht, das das tragische Ende erzählt (HHu. II 30 ff.), fortfahren. Der Frage „was weiter?“ ist mit bewußter Kunst vorgebeugt. Eine Ausnahme, die die Regel stärkt!

Diese Andeutungen müssen es notdürftig rechtfertigen, daß wir erklären: Vǫls. c. 26 + 27 oder c. 28 + 29 könnten zwar wohl den Inhalt eines Lachmannischen „Liedes“, d. h. eines Leseabschnittes, nicht aber den eines wirklichen, lebendigen Liedes ausmachen. Innerhalb der Strecke c. 26-31 kann kein Liedschluß liegen.

Demnach bliebe uns anscheinend nur eine der Hypothesen oben unter 4): *ein* Lied als Vorlage von c. 26-29. Aber wir haben noch mit einer weiteren Möglichkeit zu rechnen: der Sagaschreiber kann zwei gleichlaufende Gedichte in einander geschoben, abwechselnd benutzt haben.

Dieser Fall liegt nachweislich vor in c. 30/31: das Brot neben der Sig. sk. verwertet; und in c. 33-38: die Akv. mit den Am. verflochten.

Nehmen wir vorläufig c. 28. 29 als zusammenhängende Masse. Dann fragt es sich zunächst, ob diese „Klagereden" mit dem Brot zu einem Liede gehören. Ranisch hat dies a. a. O. S. XIII verneint: „der überkurze Ton unseres Liedes steht in so schroffem Mißverhältnis zu der breiten Darstellung der Sagakapitel, daß die Hypothese gewiß abzuweisen ist." Das Mißverhältnis erscheint besonders auffallend, wenn man sich klar macht, daß der Hauptinhalt von c. 28. 29 die Sage gar nicht vorwärts schiebt, während die 19 Strophen des Brot ein gewaltiges Stück Sagenhandlung erledigen. Im besonderen erwäge man diese drei Punkte:

der Dichter von c. 28. 29 schafft sich unepische Situationen, hinter denen keine Ueberlieferung steht; der des Brot vermeidet sie, eilt von dem einen bedeutungsvollen Moment zum nächsten;

die Vorlage von c. 28. 29 muß fast ununterbrochen vielgliedrige Redeketten gebaut haben; das Brot bringt nur zu Anfang (wo eine Redestrophe Gunnars zu ergänzen ist) zweimal a : b, dann nie mehr ein richtiges Zwiegespräch;

die Reden in c. 28. 29, mit noch zu nennenden Ausnahmen, sind gleichsam ein psychologischer Kommentar zu der Sagenhandlung; die Reden im Brot sind ein wesentlicher Teil der Sagenhandlung selbst, auch die zusammenhängenden vier Strophen der Brynhild (16-19) gehören entschieden zu den handlungsvollen Reden, nicht zu den beschaulichen.

Ich hoffe, das Folgende wird noch klarer zeigen, daß die Klagereden und das Brot nach ihrer Stilart im weitesten Sinne zwei verschiedenen Welten angehören. Hier bedenke man noch dieses Zahlenverhältnis. Für c. 26-29 kann man kaum weniger als 150 Strophen rechnen; das Brot, vorn und hinten ergänzt, enthält 22-24 Strophen. Nach der Ansicht oben unter 4 a) würde folglich die Werbungssage bis

zu Gunnars Verhandlung mit Hǫgni (exkl.) ca. 150 Strophen verbrauchen, für alles Uebrige 22-24 Strophen. Diese Proportion erscheint nicht glaublich. In der Sig. sk. ist das Verhältnis $13^1/_2$ Strophen : $57^1/_2$ Strophen [1]).

Läßt sich c. 28. 29 mit c. 26 und c. 27 vereinigen? Man hat sich hier an die Sagenform zu halten. c. 26 widerspricht den Klagereden in nichts. Wohl aber c. 27. Brynhilds Rückblick in c. 29, 5 ff. bietet die uns bekannte Situation (oben S. 19): die mit dem Angriff drohenden Brautwerber; Budli, der Brynhild znr Einwilligung drängt. Davon hat c. 27 nichts, obwohl es die Werbungsgeschichte ansführlich vorträgt. Einen zweiten Widerspruch — daß der verhängnisvolle Ring nach c. 29, 6 ein Geschenk Budlis, nach c. 27, 64 der von Sigurd gegebene Verlobungsring ist — möchte ich nicht ins Feld führen, da c. 27, 64 ff. vermutlich durch den Sagaschreiber hergerichtet wurde; sieh unten S. 68f. Aber jener erste Punkt scheint mir ausreichend, um für c. 27 die Benutzung einer anderen Quelle zu erweisen.

Wir müssen dieses Kapitel näher prüfen. Die Gjukunge mit Sigurd reiten erst zn Budli und tragen ihm die Werbung in aller Form vor. Er giebt seine Einwilligung, die Zustimmung der selbstherrlichen Tochter vorbehalten. Dann reiten die Freier nach Hlymdalir zu Heimi; dieser bestätigt, daß Brynhild freie Wahl habe, und fügt bei, sie werde wohl nur den Durchreiter des Feuerwalles nehmen. Dann geht es mit den Worten „Sie finden den Saal und das Feuer . .“ zu dem ansführlichen Mittelstück über (Z. 9-67), worin der Gestaltentausch, der Flammenritt, das Beilager, der Ringwechsel, der abermalige Gestaltentansch berichtet werden. In diesem Mittelstück ist von Budli und Heimi nicht die Rede außer in dem einen Satze Z. 43 ff.: (Gunnar spricht) „und du bist mir als Frau zngedacht mit dem Jawort

1) In dem Alten Sigurdslied, nach der unten folgenden Vermutung, ca. 25 Strophen: 22-24 Strophen. Im NL (Text B) 864 Strophen: 278 Strophen (ungefähr 3 : 1), was von der oben erwähnten Proportion 150 : 22-24 (ungefähr $6^1/_2$: 1) immer noch weit absteht.

deines Vaters, wofern ich deine Waberlohe durchritte, und dem deines Pflegevaters, nebst deiner (eigenen) Zusage.“ Diesem unbeholfen zusammengestoppelten Satz, der mindestens in dem Jawort des fóstri eine sachliche Unrichtigkeit enthält, tritt man wohl nicht zu nahe mit dem Verdacht, daß ihn der Sagaschreiber improvisierte, um die beiden kurz vorher genannten Persönlichkeiten, den Vater und den Pfleger, gebührend in Rechnung zu ziehen. Das Original hatte einfach den Gedanken: du bist mir als Frau zugedacht, denn ich habe die Lohe durchritten und deine Bedingung erfüllt. — Hinter dem Mittelstück (Z. 67 ff.) gelangen erst die Freier, dann Brynhild zu Heimi; jene nur, um „zu sagen, wie es ergangen sei“! Brynhild dagegen mit einer beachtenswerten oratio directa, die uns unten S. 68 beschäftigen wird. (Die abrupte Einschaltung der Áslaug Z. 75 berührt uns nicht.) Darauf zieht Brynhild zu Buđli; von hier aus geht sie dann zur Hochzeit.

Das Kapitel bringt also die symmetrische Folge:

Buđli — Heimi — Saal der Brynhild — Heimi — Buđli. Man kann nicht sagen, daß diese Anordnung unlogisch sei: wohnte ein Mädchen, unter der Obhut eines Ziehvaters, in dessen Nähe, fern von dem elterlichen Hause, so mußte auch im wirklichen Leben eine Freite ungefähr in diesen fünf Etappen vor sich gehen. Aber mit der Darstellungsweise eines Heldenliedes ist dieser apparatus, der mehrere ganz leere Momente herbeiführt, schwerlich zu vereinigen. Ich halte es mit Symons, Beitr. 3, 277 ff., Ranisch a. a. O. S. XII für wahrscheinlich, daß jenes Mittelstück, Z. 9-67, herauszuheben ist: in dieser Partie folgt die Saga einer besonderen poetischen Quelle. Ob Z. 1-9. 67-82 bloße Zuthat des Sagaverfassers sei, haben wir später noch zu erwägen; dort werden sich auch weitere Gründe dafür ergeben, daß in diesem c. 27 Stoff von verschiedenen Seiten her zusammengeronnen ist.

Von der Quelle des Mittelstücks kann man wohl mit Sicherheit aussagen: es fehlte ihr das Motiv der kriegsdrohenden Werber und des drängenden Vormundes. Denn wozu hätte es die Saga hier ausgelassen, da sie sich doch

später nicht scheut, darauf anzuspielen (c. 29, 7 ff.)? Weniger sicher ist die weitere Erschließung: Brynhild lebte weder bei Bruder noch Vater noch Pfleger, sondern als ihre eigene Herrin in der flammengeschützten Burg; vgl. oben S. 46. Die Gjukunge reiten geraden Weges vor diese Burg, ohne Ankehr bei einem Vormund. Brynhild bekommt sie daher nicht zu Gesicht; den vermeintlichen Gunnar, der durch die Lohe hereingedrungen ist, sieht sie zum ersten Male. Dies letzte wird doch geradezu gefordert durch ihre Frage, wer er sei, nnd durch seine förmliche Antwort: Z. 43 „er aber nannte sich Gunnar, Sohn des Gjuki“. Die folgenden, eigentümlich stimmungsvollen Zeilen (45-58), worin sich Brynhild enttäuscht zeigt und zögert und neue Bedingungen stellt, schließen nicht in sich, daß sie die Brantwerber vorher schon gesehen und den Einen, der in allen Stücken anders anzuschauen war als die Begleiter (Sig. sk. 39), zum Gatten gewünscht hatte. Die Enttäuschung bei Brynhild tritt ein, wie sie den Namen Gunnar vernommen hat. Sie hat natürlich von Sigurds Heldenruhm gehört, und jetzt erfährt sie, daß der Ankömmling, der die Probe bestand, nicht Sigurd ist. Dies scheint mir die ungezwungenste Erklärung der Stelle. Aber es wäre verständlich, wenn gerade an dieses befremdete Zögern der Brynhild die jüngere Dichtung angeknüpft hätte: die Jungfrau hat die Helden draußen schon erblickt und an einander gemessen und den Sigurd „trefflicher als alle in der Kriegerschar“ (Helr. 11) gefunden; und an dem vorgeblichen Gunnar erinnern sie dann die Augen an den anderen, herrlicheren Helden, nnd verwirrt weiß sie nicht, wen sie vor sich hat (Vǫls. c. 29, 82-84).

Die hier für das Mittelstück von c. 27 vermutete Sagenform ist älter als die von Sig. sk., Gudr. I, Sig. meiri (= Vǫls. c. 29, 5 ff. 82 ff.) dargebotene. Es ist die älteste in nordischen Denkmälern erreichbare Form des Werbungsrittes. Die Verwandten haben keine aktive Rolle. Brynhild thront schon vor der Ankunft der Fremden in ihrem nmloderten Saal. Der Unterschied zwischen der älteren und der jüngeren Form ist für die Psychologie der Sage nicht

bedeutungslos. Aber daran ist nicht zu denken, daß auf unserer älteren Stufe Zauberschlaf und Erlösung gespielt hätten. Brynhild kennzeichnet sich c. 27, 51 ff. deutlich genug als die Widerspenstige, die von Freiern, ihr selbst zum Verdruß, umworben wurde, und an den Helden stellt sie Forderungen, wie sie gewiß nie eine Erlöste an den Befreier erhoben hat. Von einer Erweckungsfabel ist hier kein Hauch zu verspüren.

Wenn aber die männlichen Verwandten in unserem Liede nicht mitthaten, war dann am Ende Brynhild noch gar nicht als *Buđla dóttir*, *Atla systir* eingereiht? War sie noch wie in Urzeiten die stammbaumlose Maid?

Diese Frage verneinen wir, da wir die eben besprochene Dichtung mit Strophen zusammenrechnen, die an der Budlungenverwandtschaft keinen Zweifel lassen, nämlich mit dem Brot af Sigurđarkviđu [1]).

Für die Zusammengehörigkeit mit dem Brot bringe ich eine stilistische Einzelheit in Anschlag. Die beiden Flammenrittstrophen, Vǫls. No. 22. 23, zeigen zweimal die dichterische Figur des Satzgleichlaufs:

23, 3-6. *eldr sloknađi*
fyr ǫđlingi,
logi allr lægđisk
fyr lofgiǫrnum;

22, 1. 2, wo ich mit leichter Besserung des metrisch bedenklichen anderen Verses (überliefert: *en iǫrđ at skialfa*) lese:

eldr nam at æsask,
iǫrđ nam at skialfa.

Im Brot treffen wir diese Stilfigur — die mehreren Eddaliedern ganz abgeht — vier- bezw. sechsmal: 4, 1. 2. 12, 1. 2. 13, 1. 2. 15, 5-8; etwas abweichend 3, 2. 4. 19, 6. 8. Dagegen die so viel längere Sig. sk. hat nur fünf Fälle

1) Als man Brynhild an die Buđlunge anknüpfte, hatte man zunächst nur die Atlisage (Burgundensage) im Auge: zu dieser wollte man einen Faden hinüberspinnen. In der Werbungssage selbst gab man vorerst der neuen Verwandtschaft keine Rolle. Diese Stufe nimmt die oben betrachtete Dichtung ein. Später ging man weiter und beschäftigte die Buđlunge in der Geschichte ihrer Angehörigen, der Brynhild; und zwar zuerst offenbar den Atli, den poetisch greifbaren Vertreter der Dynastie (Sig. sk.. Guđr. I), hernach den Buđli, der der älteren Sage ein bloßer Name gewesen war (Sig. meiri).

(13, 7-10. 16, 5-8. 29, 5-8. 37, 9-12. 66, 5-67, 2), wovon der erste und vierte wahrscheinlich erst durch Zusätze entstanden. Die beiden Strophen in Vǫls. c. 28. 29 enthalten keinen Satzparallelismus.

Der in c. 27, 9-67 geschilderte Vorgang endigt mit dem zweiten Gestaltentausch. An die Anfangsscene des Brot schließt er also nicht an. Es müssen Strophen dazwischen gestanden haben, die den Groll der Brynhild in seinem Ausbruch irgendwie vor Augen führten. Sehen wir zu, ob vielleicht etwas davon in c. 28. 29, unter den Klagereden, zu erkennen ist. Es müßte sich entweder durch den Inhalt (die Sagenpsychologie) oder durch die Darstellungsform oder durch den gestörten Zusammenhang ausweisen.

Zwei Stellen kommen in Betracht. Einmal c. 28, 1-16: der Zang der Frauen beim Bade. Dieser Abschnitt hebt sich in dreifacher Hinsicht von den darauf folgenden Gesprächen ab. Einmal enthält er ältestes Sagengut. Die Situation selbst und die von den Frauen getauschten Worte gehören zum primären Bestande von Sigfrids Werbungssage [1]); wogegen all die weiteren Dialoge durch das Zeugnis der anderen, nordischen und deutschen Quellen als junger Anwuchs erwiesen werden. Sodann der Stil: unsere Scene stellt zwei mittellange, auf je zwei Strophen zu schätzende, gehaltreiche Repliken wuchtig gegen einander. Schlag und Widerschlag — dann ist das Ziel erreicht, die Peripetie der Tragödie ist vollzogen. Demgegenüber bewegen sich die folgenden Zwiegespräche fast durchweg in leichtgegliederter Replikenfolge. Obwohl keiner dieser Auftritte so unentbehrliches zu sagen hat wie c. 28, 1-16, schränkt sich doch keiner auf zwei Repliken ein. Drittens ist die Denkweise der Frauen anders aufgefaßt als im folgenden. Das Selbstbewußtsein und die scharfe Schlagfertigkeit der Gudrun; Brynhilds naiver Glaube an die Ueberlegenheit ihres Mannes und urwüchsige Verachtung für Sigurd — es sind die alten Sagenzüge, wie Þidreks saga und NL zeigen —: das kann mit den Charakterbildern des hinterher kommen-

1) Ueber die Behandlung des Ringmotivs sieh unten S. 69.



den Dichters nicht zusammengestimmt werden, die Verschiedenheit der Situationen selbstverständlich in Anrechnung gebracht [1]).

Der erste Punkt für sich würde nichts beweisen. Gegen die übrigen ließe sich einwenden: auch in dem Gedicht eines Verfassers kann sich eine altsagenhafte Scene, weil sie halb in der Tradition stecken blieb, äußerlich und innerlich von den jüngeren Auftritten abheben. Allein, es kommt hier eben der besondere Umstand hinzu: das, worin unsere Scene mit dem Folgenden kontrastiert, stimmt sehr wohl zu dem Brot; und daß dieses Gedicht neben einem anderen in c. 28 benutzt worden sei, hat von vornherein gar nichts Unwahrscheinliches. Die Annahme, daß die Saga hier nur eine Quelle verwerte, dürfte sich keineswegs als die a priori gegebene, durch die Ueberlieferung empfohlene hinstellen. Das sieht man aus c. 30. 31. 33-38.

Man muß hier noch den Bericht der Skálda heranziehen. Er ist neben der Vǫls. die einzige Quelle, die den Zank am Flusse überliefert. Die beiden Fassungen weichen, bei ziemlich übereinstimmendem Umfange, so sehr von einander ab, daß sie unmöglich dieselbe Vorlage wiedergeben können. Für den Bericht der Vǫls. steht eine poetische Quelle fest. Gälte dasselbe für den der Skálda, so böte sich als nächste Annahme: das Liederbuch enthielt zwei Darstellungen des Auftritts, die eine in dem älteren Gedicht, wozu das Brot gehört, die andere in dem jüngeren Gedicht, wozu die Klagereden gehören. Und weiterhin wäre dann zu schließen: die erste dieser Darstellungen ist in der Vǫls., die zweite in der Skálda benutzt worden. Denn: die Version der Vǫls. hat viel mehr Motive mit Þiðr. s. und NL gemein und erweist sich dadurch als die altertümlichere [2]); das spricht für das ältere der beiden

1) Edzardi a. a. O. S. XXI glaubt in dem *um kveldit* (c. 28, 16) eine Nat zu erkennen. Das scheint mir nicht notwendig; die Worte passen ganz gut, wie immer die ursprüngliche Fortsetzung von c. 28, 1-16 gewesen sein mag.

2) Vgl. die Nebeneinanderstellung der drei Fassungen (Vǫls., Þiðr. s., NL) bei Edzardi Germ. 23, 91. Hält man die Skálda daneben, so sieht man leicht, daß sie mehr abseits steht.

Lieder. Ferner: in der Skálda gliedert sich das Gespräch nicht in zwei, sondern in vier Repliken, wodurch mehr Beweglichkeit und eine deutliche Steigerung herauskommt; dies würde zu der Stilart des jüngeren Liedes stimmen.

So gewännen wir in der Skálda eine Stütze für die Lostrennung der Scene c. 28, 1-16 von den Klagereden. Indessen halte ich es nicht für sicher, daß die Skáldastelle unmittelbar einen Liedtext umschreibt und Schlüsse auf diesen gestattet; sie ist mehr sagamäßig geformt. Dann kann sie nicht als Argument in unserem Zusammenhang dienen.

Die zweite Stelle, die ich für das ältere Gedicht in Anspruch nehmen möchte, ist der Schluß von c. 29: die ***hvǫt***, d. h. die Aufreizung Gunnars durch Brynhild, den Sigurd umzubringen (Z. 144-151). Im Zusammenhang des cap. 29 ist es das zweite Gespräch zwischen den Gatten. Schon Z. 3 hat Gunnar seine Frau aufgesucht und sie gefragt, was ihr sei, und der Dichter hat hierauf der Brynhild eine ziemlich erschöpfende Ausknnft in den Mund gelegt, nur daß er die entscheidende Verleumdnng Sigurds für einen späteren Ort aufhob. Nach diesem ansführlichen Geständnis der Heldin ist Gunnars abermalige Frage, was ihr Leid bedeute (Z. 145 f.), kaum möglich. Dagegen wäre die Frage durchaus sinngemäß in einer Quelle, die diese Unterredung als die erste zeichnete. Auch Brynhilds Worte in der hvǫt: „Ich will nicht leben; denn Sigurd hat mich betrogen . . .“ (Z. 146 f.) sind nicht so gehalten, daß sie die Beteuerung des Lebensüberdrusses in jenem früheren Gespräch (Z. 37 ff.) voraussetzen. Der Text, der in der Vorlage an Z. 144 anschloß, wird uns in c. 30, 28 ff. begegnen: obwohl gekürzt, läßt er doch noch erkennen, daß er sich an Z. 144 besser anfügte als der vom Sagaschreiber hier eingesetzte Abschnitt. Dagegen reiht sich der letztgenannte (c. 29, 144-151) vortrefflich an c. 28, 16 an (wobei das *í annat sinn* Z. 145 natürlich zu entfernen ist). Wir bekommen diesen Zusammenhang:

„Brynhild sieht jetzt diesen Ring und erkennt ihn; da erbleicht sie, als wäre sie tot. Brynhild ging heim und



sprach kein Wort den Abend (c. 28, 14-16). Und nun geht Gunnar sie aufsuchen nnd fragt, was ihr Leid zu bedenten habe, und ob man ihr mit irgend etwas helfen könne. Ich will nicht leben, sagt Brynhild nsw. (c. 29, 144 ff.)."

Man beachte, daß auch in den deutschen Quellen die hvǫt, die Klage bei Gnnther, gleich auf die senna, den Zank der Königinnen, folgt. Das ist der alte echte Zusammenhang, den die Lieder durch Jahrhunderte hin festhielten. Die Skálda hat ihn, sei es bewahrt, sei es sekundär hergestellt, indem sie alles Entbehrliche in ihrer Vorlage wegließ. Die beiden Auftritte, c. 28, 1-16, die senna, und c. 29, 144-151, die hvǫt, sind zwei Pfeiler Urgestein; dazwischen hat sich in der Vǫls. eine breite Strecke junges Schwemmland festgesetzt. Jene stammen aus dem alten, dieses ans dem späteren Gedichte.

Anch die hvǫt hat wieder die einfache, wenig gegliederte Anlage, die das ältere Lied kennzeichnet. Nach einer kurzen Frage Gunnars bringt Brynhild in e i n e r gedrnngenen Rede die ganze Anklage nnd Racheforderung vor. Auf c. 29, 151 mag eine Antwort Gnnnars gefolgt sein u n g e f ä h r mit dem Motiv Þiðr. s. c. 344 S. 299, 26 ff.[1]).

Dann schloß sich gleich die Verhandlung Gunnars mit Hǫgni an, in deren zweiter Strophe das erhaltene Brot beginnt. Br. 2, 5 *þá vélti hann mik* weist zurück auf Brynhilds Wort: *Sigurðr hefir mik vélt ok eigi síðr þik* c. 29, 147 f. — Von den *yawning gaps*, die G. Vigfússon nnserem Brnchstück zuschreibt (Cpb. 1, 558), wird wohl nnr der Ausfall einer Vísa hinter Str. 5 ernstlich zn erwägen sein. Darüber nnd über die herznstellende Strophenordnung vergleiche man die Noten in Hildebrands Edda.

In dem Sagatext v o r c. 27, 9 kann ich Niederschläge unseres Liedes nicht erkennen. Nach der Analogie der Sig. en skamma ist zn vermuten, daß der Erzählung vom Werbnngsritt nnr sehr wenig, 1-3 Strophen, vorangegangen ist.

1) „Herrin, du sollst nicht weinen, schweig nur gleich auf der Stelle. Jung Sigfrid soll nicht mehr lange unser Herr sein, und meine Schwester Grimhild soll nicht deine Herrin sein."

Anderseits fragt es sich, was hinter der letzten Brotstrophe einst noch gestanden hat. Denn mit Str. 19 kann das Lied doch nicht zn Ende sein: es mußte ausgesprochen werden, daß und warum Brynhild in den Tod geht. An äußerem Anhalt znr Ergänznng gebricht es. Annehmbar wäre die Vermutung, daß der Dichter, der in den bewahrten Strophen die Eide so lebhaft betont, Brynhild noch erklären ließ, sie wolle ihren nnwissentlichen, aufgezwnngenen Eidbruch nicht länger überleben und dem Helden im Tode folgen, den sie kraft ihres Schwures im Leben besitzen sollte. Daß dann aber noch, in Rede oder direktem Bericht, die Zurüstnng des Holzstoßes gefolgt sei, also eine Parallele zu Sig. sk. 65 ff. (oben S. 49 Note), dürfte sich mit der Sagenform unseres Liedes nicht vereinigen. Denn Sigurds Leichnam ist draußen geblieben (Str. 7), nach Gudr. II 7, 8 den Wölfen zum Fraß. Das ist augenscheinlich das Ursprüngliche in dieser Sagenform, und das Heimtragen nnd Beisetzen des Leichnams in den deutschen Denkmälern ist Mischung mit der Betttodsage [1]). Demnach gehörte das ganze herrliche Motiv von Sigurds und Brynhilds gemeinsamem Lager auf dem brennenden Holzstoß nur der anderen Sagenform an und hatte in unserem Gedicht keine Stelle. Für Brynhild allein wird aber die Poesie den Holzstoß nicht aufgeschichtet haben. So branchen unserem Bruchstück zu Ende nur etwa zwei Strophen zu fehlen.

Nach dem Gesagten setzen wir Inhalt nnd Umfang des Liedes folgendermaßen an:

Kurze Einleitung: Sigurds Bündnis und Verschwägerung mit den Gjukungen, 1-3 Strophen?

---

1) Die Probleme in der Geschichte von Sigfrids Tod erklären sich m. E. nur dann befriedigend, wenn man schon der ältesten erschließbaren Sigfriddichtung zwei unabhängige Fassungen zugesteht. Die beiden unterschieden sich nicht etwa bloß durch den Schauplatz, sondern auch durch die Person und die Beweggründe des Mörders, durch die Waffe, durch die Stelle der tötlichen Wunde, durch die von dem Sterbenden genommene Rache, durch die Behandlung des Leichnams. Es waren zwei in der Grundidee wie in der Ausstattung verschiedene Sagen. Unsere Denkmäler bieten sie in verhältnismäßig durchsichtigen Mischungsformen.

Der Werbungsritt: c. 27, 9-67, 12-14 Strophen?

Der Zank der Königinnen: c. 28, 1-16, 6 Strophen?

Die Aufreizung Gunnars: c. 29, 144-51 + Replik Gunnars, 4 Strophen?

Die Verhandlung der Brüder: 1 ½ verlorene Strophen + Brot 1-3; dann der Rest des Brot, am Schluß etwa zwei Strophen zu ergänzen.

Zusammen mag das Gedicht gegen 50 Strophen besessen haben.

Zum Unterschied von den beiden anderen Sigurdsliedern, die ihrem Stoff die nämlichen äußeren Grenzen stecken, können wir dieses mit Fug das Alte Sigurdslied, die *Sigurđarkviđa en forna* (Sig. f.), nennen. Nach seiner Erzählweise und seiner Auffassung des Seelenlebens deutet es, gegen die beiden Schwestern gehalten, auf eine viel frühere Entwicklungsstufe zurück. Es ist unter den Gedichten der Eddasammlung hinter der Lücke bis auf Atlakviđa und Hamđismál das einzige, das in jedem Sinne die altererbte Kunstübung vertritt.

Die Klagereden, also Vǫls. c. 28. 29 mit Ausscheidung der beiden altsagenhaften Auftritte, denken wir uns zusammengehörig einerseits mit c. 26, anderseits mit den Teilen von c. 30, deren Vorlage uns fehlt (oben S. 49). In dem ersten Punkte stimmen wir zu F. Jónsson und Golther; in dem zweiten zu G. Vigfússon und Golther (oben S. 50). Das Lied, das diesen Abschnitten zu Grunde liegt, kann passend die *Sigurđarkviđa en meiri* (Sig. m.), das Große Sigurdslied, heißen.

Es trägt zwei kenntliche Merkmale, ein stoffliches und ein formales. Es weiß von Sigurds früherer Verlobung und vom Vergessenheitstrank und behandelt aus diesem Grunde die Trankmischerin Grímhild als eine wichtige Person: nicht weniger als siebenmal wird sie genannt[1]),

1) c. 26, 20. 36. 61. c. 27, 77. c. 28, 61. c. 29, 26. c. 30, 46. Ueber c. 27, 17 s. unten S. 66. Man kann die Stellen nicht aus einer Vorliebe des Sagaschreibers für die böse Heldenmutter erklären. Denn in den kontrolierbaren Teilen nennt er die Grímhild stets nur da, wo die Quelle sie bringt (zu c. 31, 36 vgl. die nächste Note).

wogegen — ein sehr bezeichnender Punkt! — für die Handlung des Kurzen Sigurdsliedes nachweislich, für die des Alten so gut wie sicher Grímhild gar nicht vorhanden ist[1]). Die formale Eigenheit der Sig. m. ist die Vorliebe für Reden — meist Zwiegespräche mit kürzeren Repliken —, die mehr dem Ausmalen oder dem seelischen Ergründen dienen, als daß sie die konstruktiv notwendigen Sagenzüge enthielten.

Die äußeren Stoffgrenzen waren, wie Golther mit Recht angenommen hat, die gleichen wie in der Sig. sk. und, fügen wir bei, in der Sig. f. Bei dem Versuch, aus der Vǫls. den Inhalt des Großen Liedes zu erschließen, leistet die Grípisspá gute Dienste. Von Str. 31 an hat sie sich so gut wie ausschließlich an das e i n e Gedicht gehalten[2]). In Str. 31-36. 45. 46. 51 weist sie Züge auf, die sowohl der skamma wie dem Brot (man darf wohl sagen: der ganzen forna) mangeln, die sich mit der meiri aber ohne Anstoß vereinigen lassen.

Das Gedicht begann mit Sigurds Ankunft am Gjukungenhofe. Unser c. 26 drängt zwar zu der Annahme, daß der Sagaschreiber hier ganz bedeutend verbreitert und ausgemalt habe. Dafür spricht auch Gríp. 31, wonach Sigurd am ersten Tage schon die Verlobte, Brynhild, vergißt: die Handlung schritt rascher vorwärts als in der Vǫls. Aber doch muß schon das Lied den Zeitraum vor dem Werbungsritt, anstatt ihn mit einem poetischen Résumé zu bedenken wie die Sig. sk. und vielleicht die Sig. f., in den Bereich der unmittelbaren, dialogbelebten Veranschaulichung hereingezogen haben. Und die Ursache davon bleibt nicht ver-

1) In Sig. sk. 54 hat Bugges Scharfsinn gewiß mit Recht Grímhild eingesetzt (vgl. Hildebrands Edda S. 231). Aber nicht im Rahmen der Werbungssage finden wir die Alte hier: es handelt sich um ihre spätere, in Guđr. II beschriebene Thätigkeit.

2) Ich würde sagen „ausschließlich“, wenn nicht Gríp. 49, 5. 6. *viđr þú góđri grand aldregi* wie eine Entlehnung aus Sig. sk. 28, 3. 4 aussähe: *enn viđ Gunnar grand ekki vannk.* Bedenkt man aber die gemeinsamen Stellen der skamma und der meiri, so wird man sich nicht gegen die Annahme sträuben, daß auch das eben erwähnte Gríp.-Citat aus der meiri stamme. Soviel ist gewiß: die Gríp. bringt von Str. 31 an keinen Sagenzug, der nicht ohne weiteres in die Sig. m. paßte, — die deutsche Doppelhochzeit Str. 43 ausgenommen.

borgen. Dieser Dichter kannte die frühere Verlobung und den berückenden Trunk, also die Umwandlung in Sigurds Gedanken. Dadurch hatte für ihn „Sigurds Hochzeit“ ein wirkliches Motiv gewonnen, ein äußeres und ein inneres. Sie war keines der neutralen Sagenlieder mehr, wofür das Heldenlied nur eine kurze dichterische Formel („*mey buðu hónom ok meiðma fiǫld*“ u. ähnl.) übrig hat. Es lohnte sich jetzt, diesen ersten Akt, nun er in den Besitz eines erregenden Momentes gekommen war, mit den Mitteln der direkten Darstellung auszugestalten. Unentscheidbar, aber wohl möglich ist es, daß der Dichter des Großen Sigurdsliedes das „arglistige Bier“ (*grimt ǫl*) selbst erfunden hat, er, der sich weiterhin auch in der seelischen Zeichnung bestrebt, an das in der Vergangenheit liegende dunkle Ereignis anzuknüpfen [1]).

Für den nächsten Akt, die Gewinnung der Brynhild, hat die Sig. sk. nur drei Strophen, die auch wieder einen bloßen Auszug geben und die ethischen Momente vor den sinnlichen hervortreten lassen. So kurz ist die Sig. m. nicht verfahren. Sie hat auch ein paar direkte Reden angebracht. Nach der Grfp. 37-39 zu schließen, hat sie den Gestaltentausch nachdrücklich erwähnt. Aber sie wird doch im ganzen einen unvollständigeren Bericht geboten haben als die Sig. f.; sie wird wesentliche Dinge, wie zumal den Flammenritt, verschwiegen oder nur angedeutet haben. Hierfür erblicke ich ein unverächtliches Zeugnis in der Gríp.: sie übergeht die Waberlohe. Dies fiel so sehr auf, daß man sogar auf den Gedanken kam, das wohlerhaltene Gedicht habe hier einen Verlust von zwei Strophen — weniger könnte es nicht gewesen sein — durchgemacht. Sobald man aber erwägt, daß die Gríp. für die ganze Wer-

1) Die von Symons erwogene Möglichkeit, erst die Vǫls. habe den Vergessenheitstrank ersonnen (Zs. f. d. Phil. 24, 31), kann schwerlich in Betracht kommen: weil Gríp. 33, 1-4 ungezwungen nur auf den Trank gedeutet werden kann; weil die von der Vǫls. gebrauchten Ausdrücke *meinblandinn miǫðr* (c. 25, 76), *grimt ǫl* (c. 28, 64) auf poetische Prägung weisen; endlich weil man dem Sagaverfasser so viel Selbständigkeit und Erfindungskraft nicht zuschreiben kann, wenn man vergleicht, wie jämmerlich erfindungslos er die Áslaug in den Zusammenhang eingefügt hat.

bungssage ein Gedicht als bestimmende, wenn nicht als alleinige Qnelle benützt hat, wird man die Lösung der Schwierigkeit darin finden, daß in diesem einen Gedicht der Flammenwall keine Rolle spielte[1]). Wenn somit die Sig. m. die Werbungsfahrt nicht in gleichmäßiger Stofffreude abwickelte, sondern nur einzelne Momente daraus hervorzog, so haben wir darin die Erklärung, weshalb der Sagaverfasser mit c. 27, 9 zu dem nächstfolgenden Gedichte der Sammlung, der Sig. f., übersprang.

Prüfen wir, wie weit in der Prosa von c. 26, 61 an die Handschrift unseres Poeten durchblickt.

Zuerst haben wir in dem Ratschlag der Königsmutter, um Brynhild zu werben, ein unverkennbares Stück Großes Sigurdslied. Auch die Gríp. widmet dieser Aufforderung, die einen neuen Betrug an Sigurd in sich schließt, eine ganze Strophe (35), mit besonderer Hervorhebung der Grímhild. Man erinnere sich an das vorhin Gesagte über Grímhilds Stellung in unserem Liede. Nun heißt es c. 27, 17: „sie tauschen jetzt das Aussehen, wie Grímhild es sie gelehrt hatte". Ueber die Quelle kann kein Zweifel sein. Möglich, daß auch angrenzende Stücke aus der meiri stammen. Dann haben wir für das Mittelstück von c. 27 eine gelegentliche Einflechtung der meiri in die forna anzunehmen. Fast wahrscheinlicher ist aber, daß jene Unterweisung im Gestaltwechsel vorher, zusammen mit dem Ratschlag der Grímhild, in der Sig. m. gestanden hatte, und daß der Sagaschreiber die Notiz für die spätere Stelle aufhob.

Weiter fragt sich, ob die schon oben S. 54 f. betrachteten Stücke zu Anfang und zu Ende von c. 27 (Z. 1-9. 67-82) aus der Sig. m. geschöpft haben. Die Angabe, daß die Brautwerber zu Budli ritten, mag daher stammen. Die betreffende Strophe wird das Faktum nur ganz kurz hingestellt haben, ohne die aus dem nachmaligen Rückblick (c. 29, 5 ff.) bekannte Sitnation zu schildern, und der Saga-

1) Genauer: nicht direkt episch aufgeführt wurde. Denn in den späteren Rückblicken der Sig. m. (Vǫls. c. 28. 29) ist ja wiederholt vom Flammenritt die Rede.

mann hat, um dem Aukehren bei Buđli wenigstens einen notdürftigen Inhalt zu geben, die zwei Zeilen c. 27, 2-4 hinzugethan[1]), die nicht nach einer Liedquelle aussehen und jedenfalls zu c. 29, 5 ff. nicht stimmen. Den Heimi dagegen, der nach Buđli an die Reihe kommt, hat die Saga nicht in der Sig. m. gefunden. Es ist nicht zu kühn, wenn wir ihn an dieser Stelle als freie Zuthat des Verfassers betrachten: die Áslaug mußte er doch einmal erwähnen und zugleich in Sicherheit bringen! Dazu eignete sich nur der aus c. 23. 24 bequem zu übernehmende fóstri. Auf diesem Wege erklärt sich die auffallende Kompliziertheit der Anlage in c. 27 (oben S. 55).

Aus Gríp. 39, 5-8:

mundu fastna þér
framlundađa
fóstru Heimis,
sér vætr fyr því

wird niemand schließen, daß Heimi doch schon in dem hier excerpierten Gedicht, also in der Sig. m., vorkam. Der Gríp.-Dichter hatte den Ausdruck *fóstra Heimis* noch von Str. 29 und 31 her in der Feder (so darf man bei diesem Poeten sagen). Uebrigens ist die letzte Langzeile stablos; setzt man mit F. Jónsson (Eddalieder) *hyggsk* statt *sér*, so muß man zugleich in Z. 7 umstellen (*Heimis fóstru*). Sollte *systur Atla* das Richtige sein?

Woher aber hat die Saga den Namen Hlymdalir für Heimis Wohnort (c. 27. 5. 68)? In c. 23. 24 war er nicht genannt. Die Helreid, die übrigens in der Vǫls. nicht einmal benutzt wurde, spricht es nicht klar aus, daß Heimi in Hlymdalir wohnte. Es liegt hier in der That eine kleine Schwierigkeit: ist Heimi an dieser Stelle Zugabe des Vǫls.-Verfassers, so muß dieser den Ortsnamen aus einer uns unbekannten Quelle in seinem Gedächtnis präsent gehabt haben.

In dem Schlußstück von c. 27 haben wir eine Anrede

1) „Sie tragen die Werbung vor; er (Buđli) war einverstanden, für den Fall daß sie nicht nein sagen will, und erklärt, sie sei so großartig, daß sie nur den Mann nehmen wird, den sie will."

der Brynhild an Heimi (Z. 70-73)[1]. Sie verrät mehrfach die Hand des Sagaverfassers. Aber als Ganzes kann sie nicht seine Erfindung sein. Sie führt uns wieder zu der Sig. m., in deren Sagenform und psychologischem Verfahren die Erklärung dafür liegt, daß Brynhild schon hier mit dem Rechtfertigen ihres Thuns beginnt. Da das Lied den Heimi nicht kannte, war, wie schon Golther vermutet hat (Zs. f. vgl. Lg. 12, 201 Note 2), Buđli der Angeredete. Die Aenderung der Vǫls. ergab sich ohne weiteres aus der Áslaugfiktion. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Worte „Sigurd . . , welchem ich Eide leistete auf dem Berge (*á fiallinu*)". Der Sagaschreiber von sich aus hätte hier, aller menschlichen Berechnung nach, nicht die Eide auf dem Berge, sondern die in Heimis Gehöft erwähnt, erstens weil ihm diese frischer in der Erinnerung waren, sodann weil er selber diese zweite Liebesscene als die leidenschaftlichere, weiter gehende geschildert hat. Das *á fiallinu* stammt daher aus der poetischen Quelle und bezeugt unmittelbar, daß diese, die Sig. m., die Vorstellung von Brynhilds Verlöbnis aus der Erweckungssage, nicht etwa aus der Falkengeschichte geschöpft hatte. Ob das spätere *á fiallinu*, c. 29, 123, eine Wiederholung durch den Sagaschreiber ist oder gleichfalls aus dem Liede herkommt, bleibe dahingestellt.

Hier ist noch ein Wort über den Ringtausch zu sagen, wovon Symons und Golther ausführlich gehandelt haben. Ich glaube zwar mit Symons, daß der Bericht, wonach Sigurd den Andvaranaut der Brynhild giebt und von ihr einen anderen, ungenannten Ring empfängt, der relativ ursprüngliche ist, und daß die umgekehrte Darstellung, die das frühere Verlöbnis und sogar mit einem Verlobungsring voraussetzt, jung ist. Aber die Skálda kann, so wie die Quellenverhältnisse liegen, nicht beweisen, daß erst die Vǫls. die ältere Form zur jüngeren umgeändert habe. Da

1) „Sie erzählt ihm im Vertrauen, es sei ein König zu ihr gekommen, ‚der durchritt meine Waberlohe und sagte, er sei gekommen, mich zu heiraten, und nannte sich Gunnar; aber ich hatte gesagt, Sigurd allein würde dies ausführen, dem ich Eide leistete auf dem Berge, und er ist mein erster Mann'."

das Große Sigurdslied mit der Vorverlobnng rechnet, könnte es an nnd für sich die Version der Vǫls. enthalten haben. Nur weil die demselben Liede entnommene Stelle c. 29, 6 den von Sigurd empfangenen Ring ein Geschenk Bnđlis nennt, ist jene Annahme ausgeschlossen. Da nun die auf der Vorverlobung fußende Form nnmöglich ans der Sig. f. fließen kann, scheint in der That nichts anderes übrig zu bleiben, als daß der Sagaschreiber hier seinem Zusammenhang zu Liebe geändert und den in der Qnelle genannten Andvaranaut mit dem früheren *gullhring* (c. 24, 64) identifiziert hat. Die kurz darauf folgende Stelle in der senna am Flnß (c. 28, 13 f.) hat er in Einklang damit gebracht.

Ans dem Schlußstück von c. 27 sind noch zwei Einzelheiten anf die Sig. m. znrückzuführen. Die Erwähnnng der Grímhild in Z. 77; vgl. oben S. 63. Und der Satz *minnir Sigurđ allra eiđa viđ Brynhildi ok lætr þó vera kyrt* (Z. 81): er wird sehr ähnlich lantend von der Gríp. bezeugt: 45, 1. 2 *minnir þik eiđa, máttu þegia þó.*

Den Zank der Königinnen am Flusse verschweigt das Kurze Sigurdslied. Für das Große Gedicht möchte man dasselbe annehmen und sich dafür auf Gríp. 45 bernfen, wo ebenfalls von diesem Vorfall nicht die Rede ist. Dann fände der oben verfochtene Satz, daß die Vǫls. ihre Schildernng (c. 28, 1-16) aus dem Alten Sigurdsliede holte, zugleich seine Bestätigung nnd seine Erklärung: das in der Hanptquelle Fehlende nahm die Saga aus dem nächstfolgenden Gedicht. Doch ist auf Gríp. 45 nicht fest zn bauen, da in diesem Schlußteil des Programmes das Excerpt besonders dünn ist. Und dann hat unsere Betrachtung der Skálda oben S. 59 f. die Möglichkeit offen gelassen, daß die Sig. m. einen zweiten Text der senna enthielt. Ich wage also nicht zu entscheiden, was das Lange Sigurdslied an dieser Stelle darbot, nnd was den Prosaisten bewog, zn der anderen, älteren Quelle zu greifen.

Mit c. 28, 16 gewinnen wir anf eine sehr lange Strecke hin, bis zu c. 29, 144, den zusammenhängenden Boden der Sig. m. Inhalt und Art dieser Redeauftritte suchen wir im nächsten Abschnitt noch zn würdigen. Edzardi scheint

anzunehmen (a. a. O. S. 137. 141. 147), mehrere dieser Wechselreden (c. 28, 16-26. c. 29, 1-71?) ruhten nicht auf Versen. Ich glaube nicht, daß wir Grund zu einer solchen Vermutung haben. Daß das Liederbuch hier einzelne Gespräche in Prosa eingeschoben hatte, oder daß die Vǫls. Erweiterungen vornahm, denen weder das Bedürfnis nach Verständlichkeit noch die stoffliche Wißbegier zu Grunde liegen konnte, ist beides gleich unwahrscheinlich. Wo die Saga das von der Sammlung Dargebotene um ganze Scenen bereichert, da ist es entweder schablonenhafte Ausmalung einer wortkargen Notiz (der Kampf mit Lyngvi c. 17, 39 ff.), oder es sind greifbare epische Züge aus der mündlichen Sage (mehreres in Sigurds Jugendgeschichte c. 13. 15. 18 und in der Svanhildsage c. 40. 42). Die Redescenen in c. 28. 29 fallen unter keinen dieser Gesichtspunkte. In der Sprache ist ein greller Gegensatz zwischen den verschiedenen Auftritten nicht zu gewahren. Vgl. die von Symons Beitr. 3, 283 gesammelten poetischen Wendungen. Die sagenhaften Voraussetzungen und die Charakteristik der Personen bleiben sich in der ganzen Dialogfolge treu; es sieht entschieden nach einer Quelle aus. Die etwas auffallende Zeitrechnung der Saga (c. 29, 51 *mǫrg dœgr*, c. 29, 66 *siau dœgr*, während sich das Voraufgehende in höchstens drei *dœgr*, anderthalb Tagen, abzuspielen schien) könnte daher rühren, daß sich die Sig. m. zwischen den Klagereden und der ersten senna, abweichend von c. 28, 16, einen längeren Zeitraum dachte, — wenn überhaupt hinter jenen Angaben die poetische Quelle steht.

Seltsam ist der Satz am Ende des langen Brynhild-Gudrungesprächs, c. 28, 78-80: „und daraus entstand große Verstimmung, daß sie an den Fluß gegangen waren, und sie den Ring erkannt hatte, und davon kam ihr Wortwechsel“. Der erste Teil erinnert an einen Aventiurenschluß im mhd. Epos. Der Manier des Sagaschreibers sind solche Formeln fremd[1]). Aber was mag sie im Gedicht bedeutet haben? Stand sie gleich hinter der Flußscene?

1) c. 32, 1-5, c. 38, 87-89 sind nicht zu vergleichen, stehen auch an einem starken Einschnitt der Geschichte.

Oder sollte sie auf die nicht geschilderte, aber als bekannt vorausgesetzte Flußscene, als auf den Beginn des Haders, hinweisen? Dann hätten wir hier ein Zeugnis für das Fehlen dieses Auftritts in der Sig. m. Auf den Gedanken, daß die Saga an dieser Stelle die Vorlage wechsle, verfällt man zuerst; aber ich sehe nicht, daß man damit eine Erklärung gewinnt.

Der aus der Sig. m. genommene Text bricht c. 29, 144 ab, also vor der hvǫt. Von der Fortsetzung liegt manches in c. 30 vor. Nirgends ist die Benutznng zweier gleichlaufender Quellen dentlicher als in c. 30, 14-34: zuerst Gunnars Klage bei Hǫgni, Hǫgnis Abraten, Gnnnars Hartnäckigkeit und Hinweis auf Gutthorm — nach der Sig. sk.; darauf, Z. 25 ff., Hǫgnis Abraten, Gunnars Hartnäckigkeit, kurze Scene zwischen Gunnar und Brynhild, Gunnars Klage bei Hǫgni (ganz neu anhebend!) und Hinweis auf Gutthorm — nach einer verlorenen Quelle, offenbar der Sig. m. Aus eigener Phantasie hätte der Schreiber diese gänzlich zwecklosen Wiederholungen nicht angebracht, und das Brot liegt im Wortlaut, großenteils anch in den Motiven viel zu weit ab. Der Zusammenhang in der Sig. m. läßt sich, wie mir scheint, noch ermitteln. Nach dem großen Auftritt zwischen Sigurd und Brynhild geht Gunnar zn seiner Frau (c. 29, 144) und bittet sie, aufzustehen und guter Dinge zu sein (c. 30, 29); sie folgt, erklärt aber, daß Sigurd ihr in jenen Nächten zu nahe getreten sei, und daß sie nun mit Gunnar das Bett nicht mehr teile, bis der andere Mann beiseite geschafft sei: der letzte Gedanke steht c. 30, 30 f., den vorausgehenden, die Beschuldigung Sigurds, auch durch Gríp. 47 für unser Lied bezeugt, hat die Saga an dieser Stelle gestrichen, weil er in c. 29, 147 ff., nach der Sig. f., mit genügendem Nachdruck ausgesprochen war. Alsdann das Gespräch der Brüder: c. 30, 31-33 Klage Gunnars, Berufung auf den *tekinn meydóm*; c. 30, 25-28. 33 f. Hǫgnis Abraten, Gunnars Hartnäckigkeit, Hinweis auf Gutthorm. Diese einzig mögliche Reihenfolge — die durch das Brot, teilweise durch die Sig. sk. bestätigt wird — mnßte der Verfasser verschieben, sobald er hinter c. 30, 25 noch dem

Paralleltext Platz schaffen wollte: er mußte das Abraten Hǫgnis an die Spitze stellen, um so das verlängerte Hin- und Herzerren zu motivieren. Die betreffenden Teile des Großen Sigurdsliedes sind ungewöhnlich stark gekürzt worden, weil sie ja doch zu dem vorausgehenden Parallelbericht aus der Sig. sk. wenig Neues herzubringen konnten.

c. 30, 35-44 (Str. 26) würde mau ja, wenn kein anderer Ausweg wäre, aus einem wunderlich abweichenden Brot-Text herleiten. Aber da Stücke der Sig. m. vorausgehen und nachfolgen, trifft G. Vigfússou ohne Frage das Richtige (Cpb. 1, 398): es ist *a corrupt duplicate* der Brotstrophe und stammt aus demselben Gedicht wie die Umgebung. Gleich der folgende Satz bietet uns die willkommene Gewähr für unsere Vorlage: er bringt das Schiboleth des Großen Liedes, die Grímhild.

Die Zeilen c. 30, 48-50, aus denen eine wundervolle retardierende, stimmungssteigernde Strophe spricht[1]), rufen das Bedenken wach: konnte derselbe Dichter dies sagen, der früher dem Helden wiederholt die Todesahnung beigelegt hat? Vgl. c. 29, 67. 100. 115. Eine Rechtfertigung will ich nicht versucheu — möglich wäre sie ja auch. Klar ist, daß keines der erhaltenen Lieder dies hergegeben hat; und da wir nicht eigens für die Stelle eine weitere Sigurđarkviđa herbeirufen können, muß es schon bei der sonst so wohlbewährten meiri bleiben. Und aus dieser stammt auch der folgende Bericht von dem dreimal zurückgescheuchten Gutthorm. Au der berühmten Stelle des Kurzen Sigurdsliedes brauchen wir nicht mehr als zwei Langzeilen in der Mitte von Str. 21 zu ergänzen[2]). Es besteht keine Nötigung, auf Grund der Vǫls. eine größere Lücke anzusetzen. Vgl. auch unten S. 86.

Auch die Schlußworte von cap. 30, Z. 88-95, sind zu reich an Motiven, als daß sie Füllsel aus der Feder des Sagamanns sein könnten. Wozu hätte er auch hier, wo ihm die poetischen Quellen im Ueberfluß schenkten, seine

1) *Sigurđr vissi eigi ván þeira vélræđa, mátti hann ok eigi viđ skǫpum vinna né sínu aldrlagi; Sigurđr vissi sik ok eigi véla verđan frá þeim.*
2) Vgl. Golther, Zs. f. vgl. Lg. 12, 197 f.



Erfindung anstrengen sollen? Hǫgnis Ausspruch „Jetzt ist in Erfüllung gegangen, was Brynhild prophezeite“ gleicht den Worten Sigurds „Und jetzt ist das in Erfüllung gegangen, was vor langem prophezeit worden war“ (c. 30, 68 f.), die inmitten von Sig. sk.-Text stehen, aber diesem Liede nicht zugehören. Vielleicht darf man für beide Stellen daran erinnern, daß auch in den Klagereden der Sig. m. das Voransschauen der Katastrophe unterstrichen wird; vgl. im besonderen c. 28, 34: *ok er þetta nǫkkur sú forspá*, sagt Gudrun zu Brynhild. An die Weissagung in dem viel jüngeren Traumlied (c. 25, 77) wird man nicht denken wollen. Der Sig. sk. ist dieser ganze Zug fremd — da beginnt das Weissagen erst später —, auch das Brot hat nichts Vergleichbares. Die Rede der Gudrun (c. 30, 90-95) bildet eine Art Gegenstück zu den Worten des sterbenden Sigurd Sig. sk. 27, 1-4, macht aber in ihrem Hauptmotiv einen einfach-altertümlicheren Eindruck [1]). Es fügt sich gut in die Anlage der Sig. m., daß hier Gudrun noch einmal zu Worte kommt. Auch die Stimmung der Rede entspricht dem im Großen Liede entworfenen Charakterbild. Vgl. unten S. 91.

Die letzte denkbare Spur unseres Gedichtes wäre in dem Schlußabsatz von c. 31 zu suchen, der direkten Erzählung vom Leichenbrand. Die zwei Einzelheiten: daß Brynhild lebend den entzündeten Holzstoß besteigt, und daß sie im letzten Augenblick die Mägde beschenkt, laufen dem für das Vorhergehende verwerteten Liede, der Sig. sk., zuwider (da haucht Brynhild mit den letzten Worten das Leben aus, vgl. auch die Prosa vor und hinter der Sig. sk.). Aber eine eigene Quelle erfordert das nicht. Das ganze Abschnittchen kann leicht eine etwas sorglose Ergänzung des Verfassers sein. Auch ohne das Zeugnis der Vǫls. muß man annehmen, daß die Sig. m., so wie die beiden

1) „Jetzt werdet ihr an der Spitze der Schar in den Krieg reiten, und wenn ihr zum Kampfe kommt, da werdet ihr merken, daß Sigurd euch nicht mehr zur einen Hand ist, und dann werdet ihr sehen, daß Sigurd euer Heil und euere Stärke (*gæfa ok styrkr*) war.“ Das letzte erinnert an Gunthers Wort im NL 872, 2:

er ist uns ze sælden unt ze êren geborn.

anderen Sigurdslieder, bis zu Brynhilds Tode gereicht hat. Ein früheres Aufhören war eine innere Unmöglichkeit. Dagegen mag schon der Sammler die Schlußpartie unseres Gedichtes weggelassen haben, um der (ausführlicheren?) Behandlung des Gegenstandes in der Sig. sk. nicht vorzugreifen. Vgl. auch oben S. 49 Note. Dann versteht man, warum die Prosa hinter Gudr. I speciell die Sig. sk. als Quelle für Brynhilds letzte Thaten anführt. Und dann erklärt sich auch einfach, weshalb in dem ganzen cap. 31 der Vǫls. keine Stellen mehr auftauchen, die neben dem Brot und der Sig. sk. irgend eine dritte Vorlage verraten: das Gedicht, das bis zu c. 30 Schluß diese Stellen geliefert hatte, war von da ab nicht mehr vorhanden.

Verloren ist uns somit aus dem Großen Liede der Teil von Sigurds Erstechung an (c. 30, 58), ausgenommen zwei Reden Hǫgnis und Gudruns (c. 30, 88-95), die ihren Platz zwischen Brynhilds Triumph und ihrer Sterberede hatten. Unbekannt ist uns, wie Sigurds letzte Augenblicke, Gudruns ausbrechende Klage, Brynhilds Frohlocken, Gunnars Verhalten nach dem Morde, Brynhilds Abschied dargestellt waren. Die Gríp. liefert für diese Strecke keinen Ertrag mehr. Als Vermutung darf geäußert werden, daß die meiri in diesen Teilen kürzer verfuhr als die gerade hier besonders breite skamma: deshalb hätte sich die Vǫls. von Sigurds Verwundung an fast ganz der Sig. sk. als der ausgiebigsten Fassung anvertraut.

Den Verlauf bis zu Gutthorms That überblicken wir leidlich vollständig. Lückenhaft oder sehr verkürzt liegen uns die Partien vor, für welche der Schreiber eine der beiden Paralleldichtungen (Sig. f., Sig. sk.) begünstigt hatte: Werbungsritt, Ausbruch des Konfliktes, hvǫt, Verhandlung der Brüder.

Ueber die Strophenzahl des Gedichtes kann man sich nur mit allem Vorbehalt äußern. Daß es bei weitem das größte Eddalied war, erheblich länger als die Atlamál, leidet keinen Zweifel. Der aus Akv. und Am. zusammengearbeitete Vǫls.-Text umfaßt $9^1/_2$ Druckseiten. Der auf die Sig. m. zurückzuführende Text mißt bis zu Sigurds

Durchbohrung 9 Seiten. Enthielt die verlorene Pergamentlage 2200 Kurzverse (oben S. 3), und entfielen 800 davon auf den Schluß der Sigrdr., Falkenlied, Traumlied, Anfangsteil der Sig. f., so würden, wenn man noch einiges für Prosasätze abzieht, für die Sig. m. etliche 160 Strophen übrig bleiben. Das scheint ein mögliches Maß, die Annahme also nicht notwendig, daß ein oder mehrere Lieder in der Lücke spurlos verschollen seien.

Der Sammler des Liederbuchs stellte das Große Sigurdsgedicht voraus, gleich hinter das Traumlied, und zwar deshalb, weil der Anfang der Geschichte, „Sigurds Hochzeit“, nur in der Sig. m. episch eingehend behandelt war. Als zweites der Sigurdslieder folgte die Sig. f.; dann zunächst ein Situationsstück, die Gudr. I, und erst darnach das dritte, Kurze Sigurdslied. Wurde diesem deshalb die letzte Stelle gegeben, weil es mit seiner ausführlichen Prophezeiung (Str. 53—64) als Ueberleitung zu dem Folgenden erschien?

Das Verfahren der Vǫls. war, kurz zusammengefaßt, dieses: sie schloß sich zunächst an die meiri an, schob drei Stücke aus der forna ein, ging dann (c. 30, 1) zu der skamma über und benutzte die drei Quellen abwechselnd, bis sie sich von c. 31, 11 an ganz auf die skamma begründete. Aus der Sig. sk. wurden (nachweislich) 56 Strophen verwendet, aus der Sig. f. (mutmaßlich) etwa halb so viel, aus der Sig. m. wohl mehr wie doppelt so viel.

Die Gríp. hat ihren Ueberblick über die Werbungssage ganz oder fast ganz auf Grund der einen Quelle, der Sigurđarkviđa en meiri, entworfen.

VI.

In diesem Abschnitt versuche ich, die drei Sigurdslieder nach ihren bezeichnenden Sagenzügen und Eigenschaften des inneren Stiles zu beschreiben. Man mißdeute es nicht, wenn ich hier auf alle „vielleicht“ und „möglicher-

weise" verzichte. Aus dem eben Dargelegten ist zu ersehen, wie weit ich mich in den vielen einzelnen Fragen einem Beweise glaube genähert zu haben.

Die Sigurđarkviđa en forna.

Ein Norweger oder Isländer der heidnischen Zeit (9. oder 10. Jahrh.) faßte Sigurds Werbungssage in den engen Rahmen von einigen vierzig Strophen. Er folgte der Sagenform, wonach Sigurd draußen unter einem Baum erschlagen wird. Brynhild kannte er zwar schon als Buđlis Tochter, aber ihre Verwandten traten in der Werbungssage noch nicht leibhaft auf.

Der Dichter hielt sich, alter Kunstübung gemäß, an das überkommene Gebälk der Sage. Die notwendigen, handlungtragenden Scenen wurden der fast ausschließliche Inhalt seines Gedichts: 1) Flammenritt, 2) Beilager, 3) Zank am Flusse, 4) hvǫt, 5) Verhandlung der Brüder, 6) Sigurds Tod, 7) Schmerz und Jubel der Gegnerinnen, 8) Brynhilds Abschied. Jeder Auftritt zu 4-6 Strophen, der letzte etwas mehr. Es waren dies seit Jahrhunderten schon die acht dramatischen Kettenglieder der Werbungssage. Das NL bewahrt sie, mutatis mutandis, alle, bis auf No. 8; in der Þiđr. s. sind außerdem No. 1 und 5 vergessen.

Die ruhenden Momente, wie die Bruderschwüre, die Hochzeiten, wurden in andeutender Kürze abgethan.

Blieb das Gerüste unverändert, so kam doch auch die eigene Erfindung zu Worte. Wir verspüren die persönliche Vision in dem Gespräch zwischen Brynhild und dem vermeintlichen Gunnar; in den Versen von Sigurds Tod, den uns der Dichter nicht am Schauplatz miterleben läßt, nur aus der Ferne, durch die Vogelstimme, dann durch die kurze Botschaft, traumartig vermittelt; in der nächtlichen Unrast Gunnars, der länger wacht als alle und die unheimliche Vogelstimme nicht aus dem Sinne bringt. Gemeinsam ist diesen Teilen eine verhaltene, ahnungsvolle, halbdunkle Stimmung. Nur mit der letztgenannten Scene hat der Dichter ein neues Glied in der Kette geschaffen; und es besteht nur aus zwei Strophen.

Die seelischen Mächte haben sich durch Handlung und namentlich durch handlungsvolle Rede zu erklären. Die Psychologie der Werbungssage ist noch einfach, d. h. für den Dichter und seine Zeit: uns liegt sie viel ferner als die der späteren Lieder, und da diese alte Kunstweise keine Seelenanalyse treibt, sind wir darauf angewiesen, aus den paar zugespitzten Lebensäußerungen den ganzen Hintergrund der Gesinnung zu erraten.

Brynhild hatte wohl gehofft, daß nur der gefeierte Drachentöter die Flammen durchdringen und ihrem männerabwehrenden Eide genügen werde. Aber wie es nun, anscheinend, Gunnar war, da fügte sie sich und wurde stolz auf den Gatten, dem sie jene größte Heldenthat zuschrieb. Sie hat Sigurd nie geliebt und Gudrun nie beneidet. Da erfährt sie den Betrug: Sigurd war es, der die größte Heldenthat vollbrachte, und er hat es gethan, um sie dem Wechselbalge auszuliefern. In stummem Brüten faßt sie den Entschluß: sie will Sigurd verderben und selbst auch in den Tod gehen, denn man hat sie eidbrüchig gemacht. Sie will nicht mit dem Unwürdigen weiter leben, sondern dem Würdigen im Tode folgen. Sie muß Gunnar für die Unthat an dem Schwurbruder gewinnen, und sie schrickt vor der Lüge nicht zurück: „er hat mich und dich betrogen; als Weib zweier Männer will ich nicht weiter leben; eines von uns dreien muß sterben.“ Gunnar als heidnischer Germane ist dadurch an der Ehre gefaßt, und da giebt es kein Fragen, nur ein ehernes Müssen. Er sagt die Rache zu. Vor dem Bruder erhebt er die Anklage. Hǫgni widerstrebt — er hat die Rolle, die sich im NL auf Gunther und Gîselher verteilt[1]); die Þiđr. s. hat diesen Bestandteil des Dramas verloren —; er spricht in seiner Sprache den Gedanken aus:

---

1) Das Ursprüngliche in der Werbungssage ist doch wohl, daß der gekränkte Gatte zum Morde treibt, der nicht gekränkte zweite abrät, und nicht umgekehrt! In der Sagenform des NL hat der aus einer anderen Sage stammende Sigfridtöter Hagen so sehr das poetische Uebergewicht, daß er die Rollenverteilung zu seinen Gunsten (dichterisch gemessen) umdreht. Gunther wird um die Mordlust, auf die er ein sagenmäßiges Recht hat, betrogen.



jâ ist es harte lîhte dar umbe zürnent diu wîp
(NL 866, 4).

Daß Gunnar durchdringt, sucht der Dichter gar nicht zu begründen. Hǫgni zaudert nicht, seinen Teil an der vollbrachten That auf sich zu nehmen [1]). Gudrun ist scharfzüngig wie schon in der senna am Fluß, flucht dem Bruder und schreit nach Rache (wie Þiđr. s. S. 302, 11 = NL 1012, 4). Und Brynhild frohlockt (vgl. Þiđr. s. S. 302, 1): von dem übermächtigen Helden, der die anderen in Schatten stellte, ist man befreit! Aber sie selbst muß dem Uebermächtigen nachfolgen; denn er war der einzige, der — nicht nach irgend einem Schicksalsspruch, sondern kraft seiner Heldenart — ein Recht auf sie hatte. Ihn haben seine Schwurbrüder jetzt ehr- und treulos gemordet: das ist der „Harm", den Brynhild leidenschaftlich beweint und anklagt. Nach der geistigen Urheberschaft fragt sie so wenig wie der Dichter. Sie widerruft, ehe sie stirbt, die Verleumdung, die ihren Zweck erreicht hat: Sigurd hat seinen Eid gehalten, Gunnar ist es, der den seinen gebrochen hat.

Dieses ganze Seelenleben ist altertümlich, herb, formalistisch gebunden. Die Eide sind das Beherrschende, nicht die Sympathien. Brynhild liebt Sigurd nicht; oder sagen wir vorsichtiger: sie fühlt kein liebendes Begehren nach ihm. Denn mit der Entdeckung, daß er der ihrer würdige Gatte gewesen wäre, ist Liebe in gewissem Sinne allerdings gegeben, jene eigentümliche altgermanische Mischung von Bewunderung, Machttrieb und überempfindlichem Ehrgefühl. Auch Haß und Verachtung gegen Gunnar sind gleichsam erst im Keim vorhanden — sofern er als der Untergeschobene, der Held zweiten Ranges enthüllt ist, nicht aus einer Abneigung gegen den „widerwärtigen, unholden" oder den „finsteren" Gatten. Ihre Worte zu Gunnar (Str. 16 f.) sind nicht gehässig, sie empfindet noch Sorge um seine

1) Daß im Brot Hǫgni nach dem Morde der trotzig Herausfordernde ist, Gunnar der Zurücktretende und nacher sogar Geängstigte, führe ich zwar nicht auf jüngeren deutschen Einfluß zurück, aber es hängt allerdings mit der Ermordung im Walde zusammen: in dieser Sagenform stand Hǫgnis Rolle seit Alters so. Es haftet noch in der späten (mißverständlich *„en forna"* genannten) Guđr. II.

Zukunft. Sie gehört immer noch zur Partei der Brüder. Von Vorwürfen Gunnars gegen Brynhild, von einem Abwälzen der Schnld anf sie ist nicht die Rede.

Dies alles steht der Auffassnng des Konfliktes in den deutschen Qnellen viel näher und erweist sich schon dadurch, aber nicht nnr dadurch, als das ältere, den beiden anderen Sigurdsliedern gegenüber.

Die Werbungssage mit ihrem ungewöhnlich reichen dramatischen Geflecht nötigte nicht dazn, eine unbedingte Hauptperson anfzustellen. Und unser Dichter hat dies anch nicht gethan. Gegen Ende muß ja Brynhild die Handlung an sich reißen. Aber das vorausgehende Stück sehen wir nicht brynhildocentrisch behandelt. Daß die Dichter immer mit Sigfrids Ankunft bei Gunther beginnen, nicht etwa, was auch möglich war, mit der stolzen Maid, zu welcher eines Tages die Gibichunge geritten kommen, das ist eiserner Bestand der poetischen Ueberlieferung; nur in weiblichen Rückblickselegien wie Helr. und Oddr. hat man dies umgedreht. Aber man mache sich klar, daß Sigfrid nach dieser alten Form zwar der unvergleichliche, übermenschliche Held, jedoch der undramatischste, seelisch ärmste Charakter der Werbungssage ist. Er ist der gefällige Freund, der seine Treue in einer außerordentlichen Lage bewährt; aber da er niemand haßt und beneidet und nur da liebt, wo er lieben darf, steht er außerhalb der Konflikte und ist von der Beilagerscene an notwendig der passive Held. Unser Dichter geht soweit, dem Sigurd von jener Scene an nie mehr, selbst in der Todesstunde nicht, das Wort zu erteilen, ja ihn überhaupt nicht mehr auf die Bühne zu bringen. Aber dies ist eine subjektive, weitgetriebene Vereinfachung durch den Dichter: die alte Tradition legte Sigfrids Sterben nicht hinter die Scene und lieh ihm eine letzte Rede (NL. þiđr. s. — Sig. sk.). Eine „Sigurđarkviđa" kann das Lied dennoch geheißen haben, mit mehr Recht als das Lied von Gnnnars Untergang nnd Gndruns Rache „Atlakviđa" hieß.

An anderen alten Gedichten gemessen (Vkv., Akv., Hamđ.), enthielt die Sig. f. viel direkte Rede, wohl gegen

zwei Drittel der Gesamtverse, doch keine längeren Zwiegespräche. Beschauliche Rede war ausgeschlossen. Der von Brynhild erzählte Traum wirkt in seiner lebenswahren Undeutbarkeit und mächtigen Stimmung dramatisch[1], und es folgt ihm nur eine unbestimmte düstere Ahnung, kein den Fortgang hemmender Zukunftsprospekt. Die strenge Kürze unseres Gedichtes hat Rosenberg (a. a. O. S. 318) der des Wielandsliedes an die Seite gestellt; aber sie geht noch weit darüber hinaus.

Der sprachliche Ausdruck hat viel Aehnlichkeit mit dem der Þrymskviđa[2]. Die Diktion der Sig. f. ist um einen Grad gehobener, weniger balladenmäßig als die des Götterliedes, reicht aber nicht von fern an den epitheta- und variationenreichen Stil der Akv. oder Hamđ. heran und thut es auch den meisten anderen Eddaliedern in ungesuchter Einfachheit zuvor.

---

1) Das Anreiten des von der Fessel gelähmten Fürsten in den feindlichen Heerhaufen darf nicht im einzelnen aus Gunnars späterem Schicksal gedeutet werden, es wäre sonst eine unerträglich schiefe Allegorie. Die Verse enthalten, wie die vorausgehenden, ein allgemeines, phantastisches Traumbild. Ich zweifle nicht, daß der *fiǫturr* den *herfiǫturr* des nordischen Aberglaubens meint; vgl. besonders Sturl. saga 2, 47: *en þá kom á hann herfiǫturr, ok kunni hann ekki at ganga nema í móti þeim* (den Feinden).

2) Sieh die oben S. 57 besprochenen Parallelsätze: bekanntlich ist diese Figur in der Þr. ungemein beliebt. Die Fälle Vǫls. Str. 22, 1. 2, mit der oben gegebenen Besserung, und Brot 13, 1. 2 haben specielle Verwandtschaft mit Þr. 1, 5. 6; neben Br. 15, 5-8 halte man Þr. 10, 5-8. Die Verbindung: Eigenname + (im nächsten Kurzvers) Apposition begegnet im Brot 6mal (6, 1. 6, 5. 8, 1. 11, 1. 11, 5. 14, 1), in der Þr. 10mal. Die Formel *þá kvađ þat N.N.* + Apposition im Brot 2mal (8, 1. 11, 1), in der Þr. 6mal (sonst noch in Guđr. I, Akv., Ghv.). *Ok hon þat orđa allz fyrst um kvađ* Br. 6, 3. 4, in der Þr. 4mal (1mal im Oddr.). *Hló þá Brynhildr, bœr allr dunđi* Br. 10, 1. 2 ∾ *Fló þá Loki, fiađrhamr dunđi* Þr. 5, 1. 2. 9, 1. 2, sieh auch Þr. 13, 3. 4 *allr ása salr undir bifđisk*. Mit *ǫll yđur ætt Niflunga* Br. 16, 9. 10 vgl. *ætt iǫtuns alla* Þr. 31, 7. 8. Br. 8, 5-8 erinnert entfernt an Þr. 18, 5-8. — An Abweichungen des Stiles nenne ich: die Þr. schwelgt in epischen Wiederholungen, das Brot hat nur eine, unvollkommene: 8, 3. 4 ∾ 10, 5. 6. Die Setzung eines Appell. oder Adj., wo die Prosa den Eigennamen oder das pron. pers. gebraucht, ist in der Sig. f. viel häufiger als in der Þr.: dort 12 Fälle, darunter 4 adjektivische (kursiv), Vǫls. Str. 23, 4. *23, 6.* Br. *1, 7.* 4, 7. *5, 7.* 7, 6. 10, 7. 13, 3. *18, 3.* 18, 5. 18, 8. 19, 3, in der Þr. 7, und zwar schlichtere Fälle, darunter 1 adjektivischer, 1, 7. 2, 8. 21, 7. 23, 4. 24, 9. *31, 3.* 32, 9. Das Br. hat eine echte kenning, *benvǫndr* 19, 1, und eine künstlichere Umschreibung, *dís skiǫldunga* 14, 3.

Mag auch die Aeußerung Ljungstedts[1]), das Bruchstück sei vielleicht das Schönste, das die heroische Dichtung aufzuweisen habe, etwas weit gehen: jedenfalls zeigt sich das Alte Sigurdsgedicht als ein edler, stilreiner Vertreter der epischen Einzellieder, worin die Germanenstämme ***antiquorum actus regumque certamina*** besangen.

Das Christentum war im Norden eingezogen, und die alte Kunstübung hatte sich vom Mutterlande Norwegen nach der Kolonie geflüchtet. Auch auf Island war die Sagazeit, mit ihrem heroischen Schimmer, abgeblüht. Man pflegte immer noch die Heldensagen der *forn ǫld* und trug ihre Dichtungen vor. Aber wo man aus den alten Geleisen heraustrat und schöpferisch vorging, da entstanden Werke, die von einer neuen Stimmung, einem veränderten Kunstgeschmack zeugen.

Die Heldendichtung ist lyrischer geworden und zugleich grüblerischer: das Seelenleben der alten Heroen und besonders Heroinen wird zum Problem. Der abgemessene Gang der Sagenhandlung mit seinen dramatischen Repliken erklärt sich nicht mehr durch sich selbst. Der Dichter muß bisweilen der Sage ein Halt gebieten und den Helden das Wort leihen zur Betrachtung und Erläuterung ihrer Schicksale, zur Rechtfertigung ihrer Thaten. Held und Heldin werden redselig. Bald sind sie mehr elegisch gestimmt, bald mehr lehrhaft und stoffhungrig.

Während manche Dichter diese Beschaulichkeit zum alleinigen oder Haupt-Inhalt ihres Liedes machten (Situationsgedicht), behielten andere den Grundriß des Ereignisgedichtes bei und verleibten ihm die neuen Elemente ein. Die Handlung selbst — und zu ihr gehört auch die handlungfördernde, sagenechte Rede — wird selten mit der Kraft und Klarheit geführt wie in den älteren Liedern, und wo es geschieht, da darf man wohl Lehngut argwöhnen. Das Wollen dieser Dichter liegt auf einem anderen Felde,

1) Eddan, Stockholm 1898, S. 187.

und an lyrischen Erfindungen, an seelenkündenden Motiven haben sie vieles von unvergänglicher Schönheit geschaffen.

Dieser Nachblüte der Heroendichtung, die, auf die rauhere Sagazeit folgend, etwa von 1030 bis 1130 gewährt haben mag, gehören die hinter der Lücke der Sammlung stehenden Heldenlieder an, jene dreie, Sig. f., Akv., Hamđ., ausgenommen. Und eines der jüngsten Gedichte der Reihe ist die Sigurđarkviđa en skamma.

Obwohl sie kein Lied der Lücke ist, ziehe ich sie heran, damit die Eigenart der dritten, Großen Sigurđarkviđa besser herauskomme. Aber zu den schwierigen Fragen höherer Kritik, die sich an die skamma heften, kann ich nur in Kürze mein Votum abgeben. Das Lied ist das Werk eines Dichters und stellt von der ersten zur letzten Strophe eine einheitliche Sagenform dar. Benutzung älterer Lieder hat reichlich stattgefunden; daher eine gewisse Buntscheckigkeit des Stils. Aber es war keine Kompilation, wozu Schere und Kleister ausgereicht hätten: ein wählender und ordnender Dichtergeist war dabei thätig.

Gegenstand des Liedes ist die Werbungssage mit Sigurds Betttod. Von Brynhilds Verwandten ist Aţli in die Handlung hereingezogen worden; damit hängt zusammen, daß die Brautwerbung jetzt eine andere Gestalt angenommen hat. Der Dichter läßt dem Stoff seine herkömmlichen Endpunkte. Auch der Personenbestand ist der alte (Sigurd, die drei Brüder, die zwei Frauen), bis auf die Dienerinnen, die sich weigern, mit der Herrin zu sterben. Atli kommt nicht auf die Bühne.

Sehr verschieden von dem älteren Gedichte ist die Disposition der Massen. Unser Dichter hat einerseits den überlieferten Scenenbestand beschnitten. Nicht nur „Sigurds Hochzeit", sondern auch den Werbungsritt giebt er in bloßer Skizze: er legt den Accent auf das schuldlose Beilager, auf welches er dann später, in der viertletzten Strophe, wirkungsvoll zurückschaut, und hebt in einer eigenen lyrischen Strophe (5) hervor, daß die Heldin unverdient vom arglistigen Geschick ergriffen wurde; ein apologetischer Klang,

der uns schon darauf vorbereitet, daß Brynhilds Leid den Inhalt der Dichtung bilden soll. Gleich nachher hat der Verfasser die uralte Scene, die senna, worin der Betrug offenbar wird, ausgelassen. Im weiteren Verlauf sind alle altsagenhaften Glieder bewahrt.

Anderseits bringt der Dichter Neues herzu. Ein stummer Auftritt mit dem brütenden Gunnar schiebt sich zwischen die hvǫt und die Verhandlung der Brüder (Str. 13-14, 6). Ob die Sklavinnenscene (46-52) eine Tradition hinter sich hat, wissen wir nicht, da uns hier die deutschen Quellen im Stich lassen. Die voraufgehenden Versuche, Brynhilds Selbstmord zu hemmen (42-45), sind schon im Brot 14. 15 angedeutet. Neu sind dann aber die vier Reden der Brynhild: 6 f. 8 f. 34-41. 53-71. In ihnen vornehmlich scheint der Dichter sein persönlich Eigenes zu geben.

Nur die beiden ersten führen neu erfundene, in dem alten Grundriß nicht vorhandene Auftritte herbei. Es sind die beiden kurzen Monologscenen, vor der hvǫt eingeschaltet, die Ausführung dessen, das die ältere Sagendichtung mit dem Satze abgethan hatte: „da ging Brynhild heim und sprach kein Wort“[1]). Der jüngere Dichter zeichnet eine stimmungsvolle Scenerie und bringt in den Redeversen, die die Hüllenlosigkeit des echten Selbstgespräches haben, den inneren Zustand der Heldin mit hinreißender Gewalt zum Ausdruck.

Die beiden späteren, längeren Reden der Brynhild, der Rückblick und der Vorausblick, typische Ausgeburten des jungen isländischen Stils, bilden nur Teile des großen Schlußauftrittes, den wir „Brynhilds Abschied“ genannt haben. Beide liegen im Keime schon in der Sig. f. vor: im Brot Str. 16 kündet Brynhild, kurz und unbestimmt, eine schreckenvolle Zukunft an — dem stellt die Sig. sk. ein namen- und datenreiches Excerpt aus verschiedenen Eddaliedern gegenüber (Str. 53-64). Und im Brot Str. 17-19 erinnert Brynhild an die Vergangenheit, an das keusche

1) Vgl. Vǫls. c. 28, 16 (dazu oben S. 60f.), Skálda S. 105, 26f. Þiðr. s. S. 299, 3.

Beilager, nicht um sich selbst zu rechtfertigen, sondern um von Sigurd den Makel zu tilgen: der Rückblick des jüngeren Liedes, Str. 34-41, soll Mitgefühl mit Brynhilds Leiden wecken und verborgene Regungen ihres Innern entschleiern. Es ist bemerkenswert, daß dieser Rückblick uns über Ereignisse, die doch auch schon im Rahmen unserer Kviđa liegen, eingehender belehrt als die direkte Erzählung selbst (Str. 3). Diese Dichtart zieht es vor, die Facta in den lyrisch gefärbten, seelenvolleren Ich-Bericht zu kleiden. Vgl. Grundtvigs Bemerkung über die Guđr. II (Udsigt over den her. digtning S. 80).

Der Hauptgedanke der Schlußstrophen (65 ff.), das Brennen auf gemeinsamem Holzstoß, ist älter als die Sig. sk. Denn die von der Sig. sk. benutzte Ghv. setzt mit ihrer kühnen Erfindung Str. 19 f. jenen Gedanken voraus. Eine andere Frage ist, ob nicht erst unser Dichter dieses Motiv in lyrisch bewegter Entfaltung zu der Abschiedsrede Brynhilds geschlagen hat. Auch der tief-dichterische Einfall, daß das Schwert jetzt wieder wie einst die trennen soll, die sich nicht gehören durften, wird eher der Phantasie des jüngeren, gefühlvolleren Zeitalters entsprungen sein.

Alte Bauglieder der Werbungssage sind: Str. 1-4. 10-12. 14, 7-33. 42-45. 46-52? 65-67? Zusammen 30 bis 40 Strophen, etwa die Hälfte des Gedichts. Die andere Hälfte ist junge Zuthat betrachtenden Inhalts. Sie hat den Umfang des Liedes auf das Anderthalbfache des früheren gebracht. Die Schlußscene allein, Brynhilds Abschied, maß in der Sig. f. 6 (+ 2 verlorene?) Strophen; in der Sig. sk. ist sie zu 38 Strophen angeschwollen, bildet mehr als die Hälfte des Ganzen. Umgekehrt, das, was die Sig. sk. in Str. 1-5 erledigt, Hochzeit + Werbung + senna, verbrauchte in der Sig. f. vermutlich mindestens 20 Strophen, nicht viel weniger als das halbe Gedicht. So ist das jüngere Lied nicht im allgemeinen breiter angelegt, sondern es hat eine völlige Verschiebung der Gewichtsverhältnisse stattgefunden. Die forna ließ auf eine ziemlich ebenmäßige Gewichtsverteilung schließen (oben S. 76): die skamma konzentriert sich mit Nachdruck auf den absteigenden Teil

des Dramas, den der senna folgenden, der die lyrischen Elemente in sich aufnehmen kann.

Durch die Einfügung bezw. Anschwellung der Brynhildreden haben in der Sig. sk. die Redeverse den unmittelbaren Bericht noch mehr zurückgedrängt; sie bilden etwa 70 % der Gesamtmasse. Vor allem aber hat durch jene Reden Brynhild ein Uebergewicht erlangt, wie es ihr in dem Alten Liede nicht von ferne znkam. Sie redet 276 Verse — Gudrun keinen einzigen! Sogar die Klagerede nach Sigurds Tod, ein ältestes Besitzstück der Dichtung, hat unser Brynhildenpoet der Gegnerin entzogen. Der einzige Teil des Liedes, der uns auf längere Zeit von der Heldin wegführt, ist Sigurds Ermordung. Mit ihren 8 Strophen (21-28) ist sie nach der großen Schlußscene (Str. 34-71) das breitest ausgeführte Sagenglied. Es fällt auch auf, daß die 3 Strophen von Gutthorms Angriff und Sigurds Rache den sinnlichen Vorgang mit einer trockenen Sachlichkeit zeichnen, die sonst nicht die Stärke unseres Dichters ist; man halte z. B. die gleichfalls redelosen Strophen 1-5 daneben. Der Verfasser übernahm wohl für Sigurds Tod eine fertige Darstellung und entschloß sich nicht, sie durchgreifender für sein Brynhildenlied znrecht zu stutzen. Wir werden ihm das gern verzeihen; aber mit der Vermutung, daß die Episode einst noch viel ausführlicher war, thun wir dem Aufbau des Liedes keinen Gefallen (vgl. oben S. 72). Sigurds zwölf letzte Verse (27, 5-28, 8) liegen ganz in der Linie unseres Dichters: sie wenden sich dem Hauptthema zu, den Beziehungen zwischen Sigurd und Brynhild[1].

Der Sig. sk. fehlen der feste, logische Schritt und die

1) Sigurds letzte Rede enthält z. gr. T. Motive, die durch das NL als alt verbürgt werden (der Þidr. s. fehlen sie): das Mitleid mit dem Sohn, die Beteuerung der Treue, auch die oft verlachte Verweisung der Gudrun auf ihre Brüder (vgl. NL 996 f.). Ebenso haben wir in der Verhandlung der Brüder (Str. 15-20) ursprünglichen Sagengrund, vgl. NL 867, 4. 868. 870, 3. 4. 872, 1. 2, wobei wieder Hagene dem Gunnar, Gunther dem Hǫgni enspricht. Es ist merkwürdig, daß die Parallelscene im Brot 1-3 fast kein Motiv gemeinsam hat. Ueberhaupt kann ja die Sig. f., auch wenn sie unserem Dichter bekannt war, doch nicht Quelle und Vorbild für ihn gewesen sein. Wenn ich oben die beiden Lieder vergleiche, so liegt mir der Gedanke fern, daß die Sig. sk. gleichsam eine Neubearbeitung der Sig. f. sei.

scharfe Gliederung der Sig. f. Die hvǫt wie die Verhandlung der Brüder vergessen bei allem Wortreichtum das Hauptmotiv, das in den beiden anderen Sigurdsliedern festsitzt: die *meydóms*-Klage. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die vom Dichter übernommene Sagenbelehrung dieses Motiv ausgeschieden hatte (vgl. Müllenhoff DAk. 5, 380). Jedenfalls sehen wir es durch kein anderes ausreichend ersetzt, zumal die Anstachelung durch Brynhild entbehrt die überzeugende Kraft. — Die Monologe der Heldin stellen den Zusammenhang nicht in das helle Licht, wie es der Zank am Flusse mit seiner straffen Begrenzung der Gegnerschaften gethan hätte. Ein charakteristischer Zug ist, daß auf Brynhilds Herausforderung die Antwort Gunnars unterbleibt, und statt dessen das lange schweigende Nachsinnen eintrittt (Str. 13-14, 6). Diese stumme Scene ist doppelt so lang wie der zwar in anderem Zusammenhang stehende, aber doch vergleichbare Auftritt des schlaflosen Gunnar in dem Alten Liede (Brot 12, 7-13, 8), und wo der ältere Dichter Anschauung und Bewegung gab, bringt der jüngere die unepische, abstrakte Gedankenzergliederung. Das Gespräch der Brüder bewegt sich in zähem Flusse, nicht Schlag auf Schlag. Während im Brot nach der Botschaft vom Morde die beiden Frauen in drei kurzen Aeußerungen aufeinanderprallen, legt unser Dichter dem Gunnar eine lange Schelte in den Mund, woran sich gleich Brynhilds ausgedehnte Rede schließt. Dieser innerlich undramatischen, mehr zur Lyrik und Reflexion neigenden Anlage entspricht der äußere Bau des Dialogs. Wir haben zwei zusammenhängende Brynhildreden von 74 und 156 Versen, Unica in den Ereignisgedichten und schon mit den Redeleistungen in den altenglischen Epen wetteifernd. Weitere drei Reden gehen über 20 Verse hinaus. Die Zwiegespräche bringen es nur zweimal zu drei Repliken und sind durchweg schwer gegliedert.

Nicht nur die künstlerischen Mittel in weitem Umfange sind andere geworden: auch der seelische Gehalt der Sage hat sich gewandelt, die Rollen sind in neuer Weise gegen einander gestellt.

In Brynhild brennt jetzt begehrende Liebe zu Sigurd nnd Eifersncht gegen Gudrnn. Es hängt mit einer Aendernng im äußeren Sagenverlauf znsammen. Brynhild hat nnter den Brantwerbern den herrlichen Drachentöter erschaut und ihn innerlich zum Gatten erkoren. Gunnar bedentet demnach für sie von Anfang an eine Enttäuschung, einen Notbehelf; sie liebte einen, nicht bald den, bald jenen (Str. 40, 1. 2). Sigurd weiß es, daß sie ihn liebt über alle anderen (Str. 28). Durch die Enthüllung des Betrnges wird nicht mehr, wie früher, eine stolze, wunschlose Zufriedenheit in Brynhild mit einem Schlage zerstört, sondern aus einer nnbefriedigten Neignng wird ein wilder Konflikt erweckt: der geliebte Held ist zugleich der Betrüger!

Darum bekämpfen sich jetzt in Brynhilds Brust die zwei Wünsche: in Sigurds Armen zu liegen und ihn tot zu sehen (Str. 6). Und es mischt sich die Reue ein, der Begier nach dem Gatten der anderen Raum gegeben zu haben (Str. 7). Diesen seelischen Widerstreit, der der älteren Sage fremd war, gestaltet unser Dichter in Brynhilds abendlichen Selbstgesprächen aus: sie sind, von ihrer dichterischen Höhe abgesehen, das psychologisch Feinste und Modernste, das uns in eddischen Versen erhalten ist.

Auch in Gunnar wird der innere Kampf, die Spaltung zwischen widerstrebenden Mächten mit einem bewnßten Nachdruck geschildert, wie es jedenfalls die alte Dichtung nicht gekannt hatte.

Die Stellung der Gjukungischen Brüder zu Brynhild hat sich auch geändert: nachdem der Mord geschehen ist, überhäufen sie Brynhild mit Anklagen und wünschen ihr alles Böse (Str. 31 f. 45). Das Empfinden des Dichters spricht sich hier aus, der Brynhilds That als ungeheuerlich anstaunt nnd darum ja auch der Heldin die lange Selbstverteidigung zuweist. Früher stand Brynhild mit Gunnar und Hǫgni zusammen gegen Gudrun: jetzt steht sie allein gegen alle anderen, und Gudruns Zorn und Rachewünsche müssen darüber verschwinden. Dagegen ist der Dichter noch nicht so weit gegangen, in Brynhild einen verach-

tenden Haß gegen ihren Mann zu zeichnen. Hierin steht er der älteren Auffassung noch nahe.

Die Sigurdarkvida en meiri setzt dieselben litterarischen Zustände voraus. Ihr Dichter kannte die Sig. en skamma und wollte über diese im Maß wie in der psychologischen Vertiefung hinausschreiten.

Seine Sagenform weicht darin von der des anderen Dichters ab, daß er als Mundwalt der Brynhild den Budli, nicht den Atli nennt. Vor allen Dingen aber darin, daß er das frühere Verlöbnis zwischen Sigurd und Brynhild voraussetzt, infolgedessen den erinnerunglöschenden Trank spielen läßt und Grímhild in den Kreis der Handelnden neu einführt (oben S. 63). Grímhild hat als die Urheberin und Lenkerin des Unheils eine solche Bedeutung erlangt, daß dem *ein veldr Brynhildr ǫllu bǫlvi* der Sig. sk. 27, 7, dem *veldr einn Atli ǫllu bǫlvi* der Gudr. I 25, 3 in unserem Gedichte die Formel gegenübersteht: *hon (Grímhildr) veldr ǫllum upphǫfum þess bǫls, er oss bítr* (Vǫls. c. 28, 63 f.), und daß die Gríp. 51, 8 ihr Excerpt aus dem Großen Sigurdsliede mit dem Vers beschließt:

veldr því Grímhildr!

Die Werbungssage wird in derselben Ausdehnung vorgetragen wie in den beiden vorangehenden Liedern. Die Personen sind, wie eben bemerkt, um Grímhild vermehrt worden: sie hat offenbar ihren Gemahl hereingezogen, König Gjuki, der in der älteren Dichtung nur als väterlicher Name prangte. Auch Budli wurde nicht bloß in Brynhilds Rückblick, sondern, ganz kurz, schon in der direkten Erzählung vom Werbungsritte aufgeführt. Außerdem tritt eine Kammerfrau Gudruns sprechend und benannt auf (*Svafrlǫð* c. 29, 46 f.) und ein ungenannter Krieger Gjukis mit einem Stück oratio directa (c. 26, 5 ff.)[1].

Hinsichtlich der inneren Stoffbegrenzung ergab sich

1) Falls die in der Skálda genannte Gjukitochter Guðný aus einem Eddaliede stammt, könnte es kaum ein anderes als die Sig. m. sein. Aber aus der Vǫls. ersieht man nicht, was für eine Rolle das Lied für Guðný übrig gehabt hätte.

uns mit mehr oder weniger Gewähr: die Werbung war breiter als in der skamma, kürzer als in der forna behandelt. Die hvǫt und die Verhandlung der Brüder glichen mehr der dramatischeren Anlage der forna als der der skamma (sie enthielten die *meydóms*-Klage). Sigurds Tod, soweit in der Vǫls. vorliegend (bis zu Gutthorms Rückzug), war ausführlicher erzählt als in der Sig. sk. Der Schlußteil läßt die Annahme zu, daß er kürzer gehalten war als in der Sig. sk.: sicher ist, daß er nicht Brynhilds Rückblick enthielt, da dieser in früherem Zusammenhang (Vǫls. c. 29, 5 ff.) untergebracht war. Ueber den Zank am Flusse ließ sich nichts ausmachen.

Die zwei großen Unterschiede von der Sig. sk. sind: der erste Akt der Sage, „Sigurds Hochzeit", war zu einer richtigen Erzählung ausgestaltet worden; darüber oben S. 64 f. Und: vor die Aufreizung Gunnars durch Brynhild legte der Dichter sieben teils kürzere, teils sehr lange Dialogscenen (c. 28, 16-29, 144), Gespräche mit und über Brynhild [1]). In diesen Dialogen giebt der Dichter seine eigenste Erfindung. Nach ihrer Stelle im Gang der Geschichte bilden sie das Gegenstück zu Brynhilds zwei kurzen Selbstgesprächen in der Sig. sk. 6-9 und sind, ebenso wie diese, junge Erweiterung des Sagengefüges, welches ursprünglich und noch in der Sig. f. von der Flußscene allsogleich zur hvǫt überging.

Der dichterische Zweck von Vǫls. c. 28, 16 bis c. 29, 144 ist derselbe wie der von Sig. sk. 6-9 (+ 34-41): den Seelenzustand der Brynhild zu erklären, ihr grauenhaftes Vorgehen gegen Sigurd verständlich zu machen. Aber die dichterischen Mittel sind sehr ungleich. Die Sig. m. setzt einen unendlich größeren Apparat in Bewegung, es genügt ihr nicht, Brynhild in zwei einsamen Augenblicken vor dem Hause zu belauschen. Sie will Brynhilds Beziehung zu

1) Dieses Scenarium mag den Ueberblick erleichtern: 1. Gudrun und Sigurd c. 28, 16-26; 2. Gudrun und Brynhild c. 28, 26-80; 3. Brynhild und Gunnar, dazwischen Hǫgni (stumm) c. 29, 1-42; 4. Gudrun und Svafrlǫd, dann Gunnar c. 29, 43-56; (Kurze Scenen ohne Rede c. 29, 56-61;) 5. Sigurd und Gudrun c. 29, 61-71; 6. Sigurd und Brynhild c. 29, 71-141; 7. Gunnar und Sigurd c. 29, 142-144.

all den drei Menschen, die in Betracht kommen, zu Gunnar, Signrd und Gudrun, erschöpfend genau entwickeln. Auch von außen her, dnrch Gespräche zwischen Gudrun, Sigurd, Gunnar, den Mägden, soll die Gestalt der tragischen Heldin beleuchtet werden. Lange Dialogketten sind an die Stelle des wortkargen Selbstgesprächs getreten. Der eine Auftritt hat 24, der andere 23 Repliken hintereinander. Ein mehr dramatisches als lyrisches Verfahren. Mit diesen das Seelenleben analysierenden, für die epische Fabel entbehrlichen Zwiegesprächen vergleichen sich in der Eddadichtung einzig die Unterhaltungen Atlis und Gudruns in den Atlamál Str. 68-73. 92-103. Doch ist die ganze Anlage im Sigurdsliede viel umfassender, planmäßiger, und man sieht dem Prosatext an, daß der Dialog an den meisten Stellen leichter gegliedert, beweglicher war. Neben dem oftmaligen Scenenwechsel muß eine für den Augenblick erfundene äußere Handlung belebend wirken. Brynhild will sich an Gunnar vergreifen, Hǫgni legt ihr Fesseln an, Gunnar tritt dem entgegen (c. 29, 34 ff.); Brynhild reißt in der Wut ihr Gewebe entzwei (29, 41), u. a. m.

Man kann dem Dichter das Zeugnis nicht versagen, daß er Bewegung und Leben in den endlosen Wortwechsel gebracht hat. Obwohl sich nichts von dem specifischen Gewicht einer Sagenhandlung zuträgt, ist es keine eigentliche Situationspoesie. Wir schauen nicht von einem gesicherten Rnhepunkte auf die Verwicklung hin (wie in den eddischen Frauenelegien), sondern behalten immer das Gefühl, daß wir vorwärts treiben, auf eine furchtbare Explosion zu. Man sehe, wie viel dramatischer Brynhilds Rückblick in c. 29, 5 ff. wirkt als in der Sig. sk. 34 ff.: hier eine elegische Trauer, die in den Gedanken ausläuft: „nur im Tode wird mir Genugthunng“; dort eine erregte Anklage, die mit den Sätzen schließt: „dir und der Grímhild möcht ich das heimzahlen!“

Die Wechselreden sollen zugleich Ahnung wecken, Stimmung steigern. Nachdem das zweite Gespräch Sigurds mit Gudrun (Auftritt 5) das drohende Unheil nachdrücklicher erwähnt hat, führt uns der Dichter in der Haupt-

scene, dem großen *andspiall* zwischen Helden und Heldin, auf den Höhepunkt, wo die gekränkte Brynhild das letzte, äußerste Anerbieten zurückweist, und Sigurd erschüttert sie verläßt, — ein Höhepunkt, nach welchem das Folgende fast nur wie ein Ausklingen wirken kann.

Schon die Anlage dieser Klagereden bringt es mit sich, daß Sigurd und Gudrun in unserem Lied viel öfter und greifbarer uns vor die Augen kommen als in den beiden anderen Sigurdsgedichten. Der breit ausgeführte Eingangsteil, Sigurds Hochzeit, wirkt in derselben Richtung. Und gegen Ende noch einmal, c. 30, 90 ff., bringt der Dichter die Gudrun in den Vordergrund mit einer Rede, der in der Sig. sk. nichts entspricht. Dazu nehme man den Ueberfall Sigurds mit seiner verweilenderen Schilderung. Die skamma ist in strengerem Sinne ein Brynhildenlied als die meiri.

Wie hat nun dieser dritte Dichter die Gesinnungen seiner Helden angeschaut?

Sigurd, der bei den zwei Vorgängern überhaupt nur eine Rolle, keinen Charakter hat, ist ungemein weich, wehmütig, milde gezeichnet, und erst das hervorbrechende Liebesverlangen (c. 29, 118 ff.) schenkt seinem Auftreten einen markanteren Zug. Bei Gudrun beobachten wir einen deutlichen Unterschied von der Auffassung des alten Dichters. Mit den grimmigen Worten im Brot 11 vergleiche man die nachgiebigen, ängstlichen Reden in c. 28. 29 und die aus derselben Anschauung geformte, mehr entsagende als racheheischende Klage in c. 30, 90 ff. In Gunnars Zeichnung hat das Lied noch einen Schritt über die Sig. sk. hinaus gethan, indem es dem König schon vor der Mordthat bittere Schmähungen gegen Brynhild in den Mund legt (c. 29, 28-32); sie scheinen auf das einstige Kriegerleben der Schildmaid anzuspielen und gehen darin mit dem Vorwurf der Helr. 2, 5-8 zusammen.

Was die Stimmung der Heldin selbst anlangt, so hat unser Dichter endlich den Schritt gethan, auf den die Werbungssage nach ihrer angeborenen Art, sollte man denken, von Anfang an hindrängte, und der doch in keiner

anderen Quelle, weder nordisch noch dentsch, nnternommen wurde: Brynhild äußert laute Verachtnng, Widerwillen und wilden Haß gegen Gnnnar, der in dem großen Betrug die schmähliche Rolle gespielt und sich sein Weib erschlichen hat. „Du erblaßtest wie eine Leiche und bist kein König und kein Held!“ c. 29, 22; „nie, wenn ich Gunnar ansehe, lacht mein Herz ihm entgegen, und feind bin ich ihm“ c. 29, 93 f.; vgl. c. 29, 26. 34 f.[1]). Damit hängt zusammen, daß mit größtem Nachdrnck der Gedanke wiederholt wird: „Sigurd war der berechtigte, meinem Eid genugthuende Held!“

Das seelische Gewebe ist viel verwickelter geworden dadurch, daß unser Dichter, als erster, dem einstigen Treubruch der Verlobten Rechnnng zu tragen sncht (vgl. oben S. 14). Auch in die Beziehnngen zu Gudrun spielt dies hinein (c. 28, 38 ff.). Ganz neue Vorwürfe und Entschuldigungen tauchen an die Oberfläche. Diese zwei Kapitel der Vǫls. zeigen in der That am handgreiflichsten, dnrch den Gegensatz, daß sich die Lieder hinter der Lücke von der früheren Verlobnng anch nichts tränmen lassen!

Als wichtigste Neuernng aber entsprang aus der vorausgesetzten Verlobung dies: S i g n r d l i e b t B r y n h i l d. Damit ist die dritte Stufe erreicht. In der Sig. f. besteht keine Liebe zwischen den beiden; in der Sig. sk. liebt Brynhild den Helden, er sie nicht; in der Sig. m. ist die Leidenschaft gegenseitig.

So ist nun der Konflikt auch in die Seele Sigurds getragen worden, der nach älterer Anschauung, selbst noch

---

1) Daß die ältere Sagendichtung in Brünhild keine Verachtung gegen Gunther spielen läßt, wird für jeden, der in der Werbungssage keinen entstellten Naturmythus, sondern ein Drama menschlicher Leidenschaften sieht, Beweis genug dafür sein, daß damals, als die Sage ihre entscheidenden Umrisse gewann, die Beilagerscene nicht den Gang hatte wie in der Þiđr. s. Von der Vorstellung aus, „Gunther trägt die Entjungferung seiner Braut dem Freunde auf“, hätten germanische Dichter die Rolle Brünhilds unvermeidlich anders gestaltet. Vgl. Paul a. a. O. S. 324. Die deutsche Spielmannsdichtung des 12. Jahrhunderts hat, wie zu erwarten, die seelischen Konsequenzen ihrer Neuerung nicht gezogen: Brünhilds Stellung zu Gunther bleibt auch nach der Entdeckung dieselbe wie in der überkommenen Sage, obwohl dies dem Empfinden auch eines niedrigeren Publikums sicher nicht entsprach.

in der Sig. sk. — genan wie im NL —, mit der Kindesunschnld des lichten Helden durch eigenen und fremden Trng hindurch in den Tod geht[1]. Und in Brynhilds Innerm verschärft sich noch der Kampf der nnversöhnlichen Mächte. Hatte die ältere Dichtung, wie die Quellen einstimmig lehren, von der Beilagerscene ab Sigfrid und Brünhild nie mehr konfrontiert, so stellt jetzt nnser Neuerer mit kühnem Griff die beiden innerlich zerrissenen, einander begehrenden Menschen zu langem Gespräch Seite an Seite. Und jetzt hat Brynhild nicht mehr, wie in der Sig. sk., nur der eigenen Leidenschaft, sie hat dem offenen Werben des Geliebten zu widerstehen. Seinen Worten „gern wollte ich, daß wir ein Bett bestiegen, und du wärest mein Weib“ und „lieber als daß dn stirbst, will ich dich zum Weibe nehmen und Gudrnn verlassen“ stellt Brynhild ihr entschlossenes „lieber das Leben lassen als König Gunnar hintergehn“ und „ich will dich nicht und keinen anderen“ entgegen. In dieser Znspitzung, die über die ursprünglichen Motive der Werbungssage unendlich weit hinausgeht, hat der Dichter jene letzte Steigerung in seiner Dialogkette erreicht (c. 29, 118 ff.). Er hat damit die Brynhildmonologe des Kunstgenossen wohl noch überboten, wenn nicht an Stimmung nnd Lebensunmittelbarkeit, so doch an dramatischer Wucht.

---

1) Die von Mogk und Golther entworfenen Sigfridbiographien gründen sich im wesentlichen auf Þiðr. s., Sig. sk. und Grip. Aber wenn Mogk sagt, in dem Verlöbnishruch Sigfrids liege der tragische Konflikt, und wenn Golther erklärt, Sigfrid sei „mit schwerster Schuld helastet“, so ist dies jedenfalls nicht die Meinung der beiden erstgenannten Quellen. Doch auch auf Sig. m. und Grip. kann man sich nicht berufen. Denn diese kennen zwar den Verlöbnisbruch, aber zugleich den Vergessenheitstrank: von der jung angedichteten Schuld wird der Held gleichzeitig schon entlastet. Mir scheint, daß die Psychologie der ältesten Werhungssage am hesten durch die Vergleichung von Sig. f. und NL zu gewinnen ist, und diese Quellen (ührigens auch Sig. sk. und Þiðr. s.) lassen keinen Zweifel, daß Sigfrid den sonnigen, arglosen Heldentypus der altgermanischen Dichtung vertritt, denselben wie Beowulf, Wolfdietrich, die beiden eddischen Helgi's, Hialmar u. a., im Götterreiche Baldr und Frey. Das schönste Gegenstück aus dem wirklichen Leben ist der Gunnar der Niáls saga. Sigfrids „Schuld“ besteht einzig in der Hyhris, daß er in der Beilagerscene den Ring als Trophäe an sich nimmt und sich vor Grimhild-Gudrun seines Sieges rühmt. Aber, *c'est le péché des héros, des forts*, sagt Lichtenherger treffend l. c. S. 163.

Liebe und Haß finden in der Sig. m. einen mannigfaltigen Ausdruck wie in keinem anderen Eddaliede. Halten wir die idealisierten Stimmungen des leidenschaftlichsten unter den alten Gedichten, des Liedes von Helgis Tod und Wiederkehr, daneben, so meinen wir in unserer Kviđa schon fast die Luft des bürgerlichen Trauerspiels zu atmen. Aber die Erregtheit des Vortrags hat nicht nachgelassen. Der Dichter gefällt sich in starken, z. T. krassen Wendungen zum Ausdruck der Leidenschaft. Er zieht auch malende äußere Symptome herbei: Brynhild webt ihren Teppich in Stücke (c. 29, 41), sie läßt die Kammerthür öffnen, daß ihre Harmreden weithin schallen (ebd.); und in der Hauptstelle (Str. 25) trennt sich der Ringpanzer entzwei an den Seiten des den Atem in sich pressenden Helden [1]). Das ist, buchstäblich, gedunsene Kunst, Barockstil, verglichen mit der klassischen Leidenschaft in Vkv., HHu. II, Akv. Barock ist auch Guđr. I 27: Brynhild feuersprühend und giftschnaubend; Sig. sk. 8, 3: Brynhild angefüllt von Eis und Firn.

In dem Dichter der Sig. sk. haben wir den elegischen, in dem der Sig. m. den dramatischen Psychologen der Werbungssage. Welches der beiden Lieder den Preis verdiene, bliebe vielleicht selbst dann Geschmackssache, wenn wir die meiri in ihrem ganzen Umfang und ihrem poetischen Wortlaut vor uns sähen. Doch darf man so viel behaupten, daß nach Seiten der seelischen Vertiefung, der energischen Herausarbeitung sittlicher Konflikte die Stabreimdichtung des Nordens in dem Großen Sigurdsliede ihren Gipfel erstiegen hat.

Unwillkürlich fragt man sich da, ob dieses umfänglichste Heldenlied einen Weg einschlug, der die Isländer, wenn sie ihm weiter folgten, zum großen Epos geführt hätte. Man wird mit Nein antworten. Was die Sig. m. zu dem doppelten oder dreifachen Umfange älterer Lieder anschwellen ließ, ist fast allein der gesteigerte Anteil an dem tragischen Seelenkampf. Aehnliches gilt für die Atlamál,

1) Ein zahmeres Gegenstück in der Egils saga c. 78.

verglichen mit der Atlakviđa. Um die „epische Breite" hervorzubringen, scheint überall noch ein zweites nötig zu sein: die Freude an dem sinnlichen Schein, welche neue, kampflose Scenen hervorsprießen läßt und das alte dramatische Gerüst mit faltigem Teppich überkleidet.

Noch ein Wort über die gegenseitige Abhängigkeit der drei Lieder[1]). Die Sig. f. ist sicher von der Sig. m., sehr wahrscheinlich von der Sig. sk. benutzt worden. Die beiden jüngeren Lieder haben außer ein paar Einzelheiten vor allen Dingen die eine lange Stelle gemeinsam, den oft genannten Rückblick der Brynhild auf die Werbung der Gjuknnge. Ich habe im Vorhergehenden angenommen, daß die meiri das jüngere der beiden Gedichte sei. Die eine und andere Eigenschaft könnte vielleicht eher auf das Entgegengesetzte führen. Die beiden Lieder stellen nicht verschiedene Stufen der Geistesentwicklung dar, wie dies die forna, gegen jene zweie gehalten, allerdings thut. Daß das eine der beiden ein wesentlich moderneres Gepräge habe, wird man schwerlich finden. Sie können leicht von Zeitgenossen verfaßt worden sein. Wenn ich glaube, daß die meiri nach der skamma und im Blick auf diese gedichtet wnrde, nicht nmgekehrt, so hat dies in der obigen Betrachtung der Lieder wohl schon Stützen gefunden; ich füge, z. T. wiederholend, diese vier Gründe an:

das jüngere Gedicht sucht das ältere an Umfang zu überbieten, wie die Hákonarmál die Eiríksmál (Fagrskinna

---

1) Vgl. Edzardi Germ. 23, 181 f. F. Jónsson Litt. hist. 1, 290. Niedner Zs. f. d. A. 41, 61. Parallelstellen sind: 1) Sig. f.: Sig. m.: Vǫls. Str. 22, 7. 8 : Vǫls. Str. 24, 7. 8; Br. 4, 1-4 : Vǫls. Str. 26, 1-4; Br. 9, 7 : Vǫls. Str. 25, 6; Vǫls. c. 29, 149 : Vǫls. c. 29, 121 (diese Parallele kann vom Prosaisten herrühren). 2) Sig. f.: Sig. sk.: Br. 7, 2 : Sig. sk. 17, 2. 45, 2. 50, 4; Br. 9, 5 : Sig. sk. 18, 9; Br. 15, 1. 2 : Sig. sk. 50, 1. 2 (sieh F. Jónsson l. c.); ob Sig. sk. 30, 1-4 Entlehnung von Br. 10, 1-4 sei, ist sehr fraglich, da dieses Auflachen der Brynhild der Sagenform mit dem Betttod zukommt; der Dichter der Sig. f. nahm es aus einem älteren Liede dieser Sagenform herüber. 3) Sig. sk.: Sig. m.: Sig. sk. 13, 2 : Vǫls. Str. 25, 4; Sig. sk. 35-39 : Vǫls. c. 29, 7-18 (vgl. Bugge NFkv. S. 253. Symons Beitr. 3, 284 f.); Sig. sk. 46, 2 : Vǫls. Str. 25, 2.

22, 6 f.), auch die Atlamál die Atlakvida? (vgl. F. Jónsson Litt. hist. 1, 314);

die Sagenzüge, worin die Sig. m. abweicht (oben S. 88), sind Neuerungen;

die Ausgestaltung der Rollen in der Sig. m. erklärt sich als Steigerung, Weiterführung des in der Sig. sk. Vorliegenden; bei entgegengesetztem Verhältnis hätte man eine seltsame Rückbildung zum älteren, einfacheren hin anzunehmen;

der bekannte Rückblick der Brynhild war zuerst, wie in der skamma, für den Auftritt „Brynhilds Abschied“ gedacht, wo die Heldin mit ihrem Leben abschließt (vgl. das Brot, oben S. 83f.); das spätere ist es, wenn der Rückblick, wie in der meiri, an eine Stelle weiter vorn, mitten in die Wortgefechte hinein, gerückt wird.

Ist die Sigurđarkviđa en skamma das ältere der beiden Lieder, so hat sie ihren Zunamen nicht von Anfang an geführt, erst nachdem die meiri bekannt geworden war. Denn neben der forna war die skamma das längere Gedicht.

VII.

Als Inhalt der verlorenen acht Pergamentblätter des Liederbuches haben wir erschlossen:

Das Endstück der Sigrdrífumál, die auf eine, vielleicht nur in Prosa berichtete, Verlobung ausliefen.

Das Falkenlied, ein Gedicht des 13. Jahrhunderts, = Vǫls. c. 23. 24.

Das Traumlied, derselben Zeit angehörend, = Vǫls. c. 25, 12-81; der den Zusammenhang verwirrende Kriemhildentraum, Z. 16-27, vermutlich schon im Liederbuche als poetisches Einschiebsel vorhanden.

Das Große Sigurdslied, ein Hauptwerk der jüngeren isländischen Heldendichtung (Anfang des 12. Jahrhunderts?), von der Grípisspá in Str. 31-51 ausgezogen, von der Vǫlsunga saga umschrieben in c. 26, Stücken von c. 27, in c. 28, 16 bis c. 29, 144, c. 30, 25-58. 88-95. Der Schluß des Liedes fehlte vielleicht schon in der Gedichtsammlung.

Die erste, größere Hälfte des Alten Sigurdsliedes, einer Dichtung der heidnischen Zeit, verwertet in Vǫls. c. 27, 9-67, c. 28, 1-16, c. 29, 144-151. Die zweite, kleinere Hälfte ist auf dem ersten Pergamentblatt hinter der Lücke, als sogen. Brot af Sigurđarkviđu, bewahrt.

Es ist möglich, daß die hier genannten drei Lieder und zwei Liedteile, nebst ein paar kurzen Prosastückchen, die ganzen acht Blätter der Handschrift ausgefüllt haben, sodaß man weitere, in Gríp. und Vǫls. übergangene Gedichte der verlorenen Lage nicht zuzuschreiben braucht.

Nachdem wir so die Lücke des Codex Regius durchmessen haben, greifen wir noch einmal auf das Verhältnis der Werbungssage zur Erweckungssage zurück, das uns im zweiten Abschnitt beschäftigt hatte, und fassen einen Teil der Ergebnisse in kürzere Sätze zusammen.

Die Werbungssage in ungemischter Gestalt ist durch drei direkt erzählende Gedichte auf uns gekommen, die drei Sigurdslieder, wovon das eine der norrönen Blütezeit der Heroendichtung angehört, die beiden anderen der isländischen Nachblüte entstammen.

Zwei mittelbar erzählende Gedichte, das Erste Gudrunlied und die Klage der Oddrun, ebenfalls in den jüngeren Zeitraum fallend, setzen in ihren Rückblicken die ungemischte Werbungssage voraus.

Die Erweckungssage liegt uns ungemischt vor in Bruchstücken eines alten Gedichtes, aufgenommen in die Reden der Sigrdrífa. Dunkel bleibt, ob dieses Gedicht schon den inneren Anschluß an die Werbungssage vollzogen, d. h. die Heldin mit Brynhild identifiziert hatte.

Die Erweckungssage wirkte auf die Werbungssage ein:

Einerseits gab die auf Brynhild bezogene Erweckungssage der Werbungssage die Prämisse, daß Sigurd und Brynhild einst, vor der Schwelle der Werbungssage, verlobt waren: dies liegt vor in dem jüngsten der drei Sigurdslieder. Doch lag es auch diesem Dichter noch fern, die Erweckungssage als ersten Aufzug in die Darstellung der Werbungssage

hereinzuziehen: die letzte behielt, äußerlich betrachtet, nach wie vor ihre abgeschlossene Selbständigkeit.

Anderseits trug ein Dichter den Inhalt der Erweckungssage, soweit als thunlich, in den Grundriß der Werbungssage hinein: es entstand die Mischform, worin doch der dramatische Organismus der Werbungssage unversehrt fortlebte. Diese gemischte Form kennen wir aus zwei Gedichten der späteren Periode, aus Brynhildens Helfahrt und dem Fragment der Spechtmeisenweissagung.

In der Epigonenzeit, als man schon Gedichte niederschrieb und sammelte, entstand das Traumlied, das sich auf die nngemischte Werbungssage, mit Voraussetzung des Verlöbnisses, gründet. Ferner das Falkenlied, das mit Hilfe einer Wandernovelle eine neue Verlobungsgeschichte komponiert. Endlich die Weissagnng des Grípi, die den Inhalt des verderbten Erweckungsliedes, des Falkenliedes und des jüngsten der Sigurdslieder aneinander reiht und auf einen Zusammenhang der ersten Episode mit dem Folgenden verzichtet, während sich der zweite und dritte Liedinhalt ohne weiteres aneinander fügen.

In der Grípisspá zum ersten Male treten die Erweckungs- und die Werbungssage in den Schranken eines Liedes, als zwei Handlungen des Gesamtschauspiels, nebeneinander. Neue Verbindungsfäden hat dieser letzte Sigurddichter nicht geknüpft. Die Erfindungen, die in der einen oder anderen Weise die Erweckungs- mit der Werbungssage zu einigen suchen, rühren von zwei früheren Dichtern her: von dem Unbekannten, der die Mischform ersann, und von dem Schöpfer des Großen Sigurdsliedes.

AUGUST WILHELM SCHLEGEL UND DANTE.

Von Emil Sulger-Gebing.

I.

August Wilhelm Schlegel rühmt sich in dem bekannten, von höchstem Selbstbewußtsein geschwellten Sonett an sich selber, er sei

> Der Erste, der gewagt auf deutscher Erde
> Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
> Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.

Und Friedrich Schlegel nimmt noch in später Zeit (1818) den Rat des Bruders in Anspruch als des „Altmeisters aller Dantesken Wissenschaften“ [1]). Da lohnt es sich doch wohl, einmal genauer zu prüfen, wie sich das Verhältnis Schlegels zu Dante dem unbefangen prüfenden Blicke darstellt, wie weit diese eigene und die brüderliche Einschätzung berechtigt ist.

Da muß denn eines von vornherein festgestellt werden. Mit dem Eintreten A. W. Schlegels in die deutsche Dantelitteratur tritt zum ersten Male das künstlerische Element in den Vordergrund. Und zwar sowohl in der Behandlung als in der Beurteilung des großen Florentiners. Die sich bis dahin in Deutschland mit Dante beschäftigt hatten waren entweder, wie in den älteren Zeiten vorwiegend, Theologen gewesen, die naturgemäß ihr Hauptinteresse den theologischen und politischen Momenten zuwandten, wie

1) Kurz vorher nennt er ihn ganz ähnlich den „alten Meister der scienza Dantesca“. Vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgeg. v. Walzel, Berlin 1890. S. 614. 595.

denn im XVI. Jahrhundert nicht die Commedia, sondern die Monarchie ganz im Vordergrunde stand. Oder es waren Männer, die allzutief in der nüchternen Aufklärung, der Modephilosophie ihrer Zeit, drin steckten, um bei allem redlichen Bemühen der dichterischen Größe Dantes gerecht werden zu können. So gerade die Vorgänger Schlegels als Uebersetzer der Divina Commedia, ein Meinhard, Bachenschwanz, Jagemann. Hatten sich Meinhard in seinen ausführlichen Auszügen und Bachenschwanz in seiner ersten vollständigen deutschen Uebersetzung des gewaltigen Werkes mit Prosa und dazu noch mit öfters recht schlechter Prosa begnügt [1]), so bediente sich Jagemann wenigstens einer rhythmischen Form und übertrug in reimlose, fünffüßige Jamben [2]). Jedoch ohne alle weitere Teilung, die zum mindesten äußerlich die Terzinen des Originales angedeutet hätte, sondern in fortlaufender Weise und ganz unbekümmert um die strenge Architektonik des Danteschen Baues. Hatten Meinhard und Bachenschwanz wenigstens kurze Lebensbeschreibungen vorausgeschickt, wenn auch in der Hauptsache nur flüchtige Auszüge aus des Leonardo Bruni (Aretino) Vita, so findet Jagemann auch dies entbehrlich und beschränkt sich auf wenige, meist sehr dürftige Anmerkungen vorwiegend historischen Inhalts.

Zwischen ihrer Auffassung, die eben die der kühl verstandesmäßigen Aufklärung war, und der Schlegels steht die Bewegung des Sturm und Drang, steht Herder. Wie in so vielen ihrer besten Gedanken die jungen Brüder Schlegel abhängig sind von Herder, so ist es auch August Wilhelm in seiner Auffassung Dantes. Nicht im einzelnen — Herder hat sich ja niemals eingehender mit Dante be-

1) Schlegel scheint Bachenschwanz und Jagemann nicht gekannt zu haben, wenigstens erwähnt er ihrer nicht, soweit ich sehe; über Meinhard urteilt er sehr abfällig in seinem Briefe an Schiller vom 4. Juni 1795 (Preuß. Jahrb. IX. 1862. S. 198). Er hat sich auch in einem handschriftlichen Kollektaneenheft der Dresdener Bibliothek mit sehr flüchtigen Auszügen aus Meinhard begnügt. Ueber Meinhard und Bachenschwanz vgl. meine Ausführungen in Zeitschrift f. vergl. Littgesch. N. F. X. S. 34—47 und 50—63.

2) Erschienen in Jagemanns „Magazin der italienischen Litteratur und Künste“ Bd. I. II. III. V. VI. 1780—82.

schäftigt, — aber im großen ganzen, in den Grundlagen seiner Anschauung. Denn er versncht als erster Dante ans seiner Zeit heraus zu begreifen und innerhalb seiner Zeit darzustellen. Darin aber, wie auch in seinem Bemühen, als erster in Deutschland auch die Form Dantes, die Terzine, nachzubilden, erkennen wir Herderschen Geist. Schlegel stellt sich die Aufgabe, den für die Deutschen überhaupt und für seine Zeitgenossen insbesondere fremdartigen Dichter von innen herans zu erfassen: „Wie leicht ist es überhanpt, einen großen Menschen und einen großen Dichter zu loben oder zu tadeln! Wie leicht, einen dürren Scheiterhaufen aus moralischen oder ästhetischen Regeln aufzubauen und dann ohne weitere Umstände ein Auto-da-fe anzustellen. Hingegen in die Zusammensetznng eines fremden Wesens eindringen, es erkennen, wie es ist, belauschen, wie es wnrde, nicht allein die verliehene Kraft gegen das, was sie gewirkt hat, wägen, sondern auch den ganzen Zusammenhang der Dinge, den Widerstand oder die Hilfe des vielfach bildenden Schicksals mit berechnen: das fordert mehr, aber belohnt auch" —[1]). Das ist Herdersche Schule, das beste Erbteil des Sturm nnd Drang: die Kunst der Individnalisierung in der Betrachtung von Dichtern und Dichtungen, das Bestreben, gerade dem Abseitsliegenden, aber Großen, ja titanenhaft Gewaltigen verstehend gerecht zu werden. Dies Erbe haben die Schlegel voll angetreten, und es ist ja doch in der Hauptsache Herdersches Erbe. Herder, der darin selbst wieder Hamannsche Gedanken weiterführte und nutzbar machte, lag die ältere italienische Litteratnr ferner, er hat sich auch als Uebersetzer nur gelegentlich an Petrarca bethätigt, zu einer Zeit, als eben auch Schlegel mit formvollendeteren Verdentschungen desselben Dichters hervortrat (1791)[2]). Herder

1) A. W. Schlegels sämtl. Werke, ed. Böcking. III, 200 (= Akademie der schönen Redekünste [ed. Bürger] I. S. 240 f.).

2) Hayms Herder II. 452. Herders Uebersetzung von 6 Sonetten des Petrarca (in der Suphan'schen Ausgabe XXVII. 329 ff.) ist zuerst gedruckt in „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst", herausgeg. von Joh. Georg Müller nebst einigen einleitenden Briefen von Herrn Vicepräsidenten Herder. I. Bd. Winterthur 1791. S. XXXVII—XL (in der

hatte zu Dante — merkwürdigerweise — kein Verhältnis, ja er scheint denselben überhaupt kaum gekannt zu haben [1]). Hier also lag ein weites Feld offen. Und Schlegel hat es mit Eifer und Erfolg angebaut. Allerdings — und das hat die Wirkung sehr beeinträchtigt — sind seine Dante-Aufsätze und -Uebertragungen in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut und zerstückelt erschienen, das zusammenfassende Dante-Buch aber, das er plante, ist nie zu Stande gekommen. Umsonst mahnte Friedrich Schlegel, der überhaupt gerade von des Bruders Dante-Arbeiten sehr entzückt war [2]), aufs Nachdrücklichste: „Wenn Du das Denkmal, das Du dem Dante zu setzen versprachst, nicht vollendest, versündigest Du Dich wahrlich an diesem herrlichen Haupte, an Dir selbst und an der Göttin der Kunst. Du hattest ein verborgenes Heiligtum derselben entdeckt. In Deine Macht war es gegeben, es aller Welt zu zeigen, und nun willst Du es wieder in ewige Vergessenheit herabsinken lassen" [3]). Es blieb bei jenen Fragmenten. Leider. Wir würden, hätte Schlegel seine Uebertragungen vervollständigt, daran eine künstlerisch so hochstehende Wiedergabe der Divina Commedia besitzen, wie sie unter den vielen deutschen Uebersetzungen nicht häufig anzutreffen sind, einen deutschen Dante, der sich mit Ehren neben seinen deutschen Shakespeare stellen dürfte [4]).

---

mir vorliegenden zweiten verbesserten Auflage, Winterthur 1806. S. XXXIII—XXXVI.) Sie bilden den Abschluß von Herders einleitenden Briefen, und den Abschluß des ganzen Bandes bilden 4 Sonette Petrarcas in A. W. Schlegels Uebersetzung, die der Herausgeber, weil sie „so ausnehmend schön geraten", aus dem Göttinger Musen-Almanach auf 1791 als letzten seiner „Zusätze" abdruckt (2. Aufl. S. 288—290). So treten hier in einem und demselben Buche der größte Uebersetzer des Sturm und Drang und der klassischen Zeit, und der größte Uebersetzer der Romantik dem gleichen Original im friedlichen Wettstreit gegenüber, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Jüngere den Preis gewinnt.

1) Vergl. meine Bemerkungen darüber in Zeitschr. f. vergl. Littgesch. N. F. IX. 488 ff.

2) Vergl. Walzels Ausgabe der Briefe S. 12. 19. 200 ff. 233 f. 417.

3) Brief vom 11. Febr. 1792. l. c. S. 37.

4) Auch Franz Xaver Kraus spricht in seinem Dantebuch die Ueberzeugung aus, daß Schlegel, „hätte er das Gedicht übersetzt, wohl auch für Dante nach dieser Richtung das Beste geleistet haben" würde (S. 500).

Merkwürdigerweise wagte anch der Formkünstler A. W. Schlegel noch nicht, die Terzine im Deutschen vollständig nachzubilden. Zwar ist er der erste, der sie in Dentschland überhaupt nachbildet und in allen seinen Uebersetzungen ans Dante von Anfang an durchführt, aber er begnügt sich damit, Zeile 1 und 3 zu reimen, und läßt den Mittelreim ausfallen. Dadurch erleidet jedoch die ebenso schöne als eigenartige Form eine empfindliche Einbuße, das Gleitende geht verloren und die seltsame Harmonie der guirlandenartigen Verschlingung, die zngleich durch die dreifache Wiederkehr derselben Reime musikalisch noch wirksamer wird [1]). Schlegel hat anch da, wo er die Form in eigenen Dichtungen anwandte, in dem überlangen Prunkgedicht „Promethens“ [2]) nnd in der einen Nummer des satirischen Potponrris gegen Kotzebne „Kotzebnes Reisebeschreibung“ [3]) den Mittelreim durchgeführt, wie er auch in einer späteren Uebersetzung, dem Bruchstück aus Boccaccios „Ameto“ [4]) die Terzine regelrecht bildet. Er hatte auch bei Dante das Gefühl, daß die Sache doch nicht so ganz in Ordnung sei: bei der Umarbeitung seines Dante-Aufsatzes aus Bürgers „Akademie“ hat er eine Anmerknng beigefügt, worin er diese Freiheit mit der Unmöglichkeit, im Deutschen den 3-fachen Reim beizubehalten nnd doch treu zu übersetzen, entschuldigt [5]). Aber das französische Sprichwort bewährt sich auch hier: qni s'excuse, s'accuse. Uebrigens weiß jeder, der sich auch nur einmal an Danteschen Terzinen versucht hat, welche Schwierigkeiten gerade der Dreireim einer getreuen und doch schönfließenden Uebertragung in unser geliebtes Deutsch bereitet, Schwierigkeiten, die nur ansdauernder Fleiß, verbunden mit seltener Reimbegabung, erfolgreich überwinden können. Trotzdem durfte die deut-

1) Ueber Schlegels Terzinen vergl. E. Hügli, Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. Zürich 1900. S. 39—41.

2) Zuerst gedruckt in Schillers Musen-Almanach auf 1798. S. 49—73. In den S. W. I. 49—60.

3) Zuerst gedruckt in „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue“ 1800. In den S. W. Bd. II. 336 ff.

4) Zuerst in den „Blumensträußen“ 1804. In den S. W. IV. S. 85 ff.

5) S. W. III. 227.

sche Uebersetzungskunst nicht bei Schlegels Auskunftsmittel stehen bleiben, sie mußte über seine Form weiterschreiten zur genauen Nachbildung der Terzine. Und wenn noch keine der zahlreichen deutschen Nachbildungen trotz mancher trefflichen Leistung völlig zu befriedigen vermag, diese eben aufgestellte Forderung haben doch für einzelne Gesänge, wie für das ganze Werk eine ganze Anzahl deutscher Uebersetzer erfüllt. Ich nenne beispielsweise: Schelling[1]) (1802), Karl Edmund (1803), August Bode (1803), Kannegießer (zuerst 1809), Streckfuß (zuerst 1824) Karl Gustav von Berneck (zuerst 1840), Karl Graul (1843), Friedrich Notter (1861), Gildemeister (1888) und in allerneuester Zeit Stefan George[2]) (1901).

Während Schlegel aber zur Zeit seiner eigenen Uebersetzungsversuche die Terzine noch sehr nüchtern und nur als äußere Form betrachtete, wie die oben erwähnte Anmerkung beweist, hat er sich späterhin zu einer völlig mystischen Anschauung über den Sinn der Terzine bekehrt. Im Manuskripte seiner Berliner Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst finden sich im dritten Teile, der Geschichte der romantischen Litteratur, vorgetragen im Winter 1803/4, nach einigen Ausführungen über die Zahlenmystik der Divina Commedia, worin die 3 eine so wichtige Rolle spielt, folgende Sätze über die Terzine: „Die Dreiheit entsteht aber nicht nach der gewöhnlichen Meinung durch Addition, sondern durch die Verdoppelung oder Entzweiung der Einheit in sich selbst und Erzeugung eines vermittelnden Dritten aus sich selbst. Dies ist in der Terzine dargestellt: Der erste Reimvers ist gleichsam der Vater der dritten ihm entsprechenden Zeile, und der zweite

1) Die in A. W. Schlegels sämtl. Werken Bd. III. S. 369 ff. abgedruckte Uebersetzung von Par. II. 1—123 u. 127—148 ist nicht, wie der Herausgeber Böcking annahm, von Caroline Schlegel, sondern von Schelling verfaßt. Vergl. Reinhold Köhler, Der V. Gesang der Hölle in 22 Uebersetzungen. Weimar 1865. S. 160 und Schellings sämtl. Werke Abt. 1. Bd. X. S. VII sowie den dortigen Abdruck des Gesanges S. 441 f.

2) Stefan George hat in den Blättern für die Kunst V. Folge. 1900/1. S. 24 ff. folgende Bruchstücke übersetzt: Inf. V. 58—93. Purg. II. 69—117. XXX. 22—48. Par. XXX. 38—130. XXXI. 1—30 u. XXXIII. 1—39.

trennt und verknüpft sie beide. Freilich erscheint diese erste in sich vollständige Zahl hier unter den Schranken der Endlichkeit, indem jede Terzine, vermöge des vereinzelten Reimes in der Mitte eine folgende fordert, gerade wie durch die Produktivität der Natur immer in jeder Erzeugung ein Widerstreit der Kräfte ausgeglichen, zugleich aber der Keim eines neuen Widerstreites ausgestreut wird und so ins Unendliche fort. Dies begründet denn die Verkettung der Terzinen, die darin liegende Hinweisung auf die Zukunft, welche dies Silbenmaß zu einer prophetischen Bedeutung so geschickt macht. Und wie der Geist in dem Progressus der Endlichkeiten nur durch einen freien Akt, durch einen unbegreiflichen Sprung das Unendliche zur Einheit zusammenfassen kann, so kann auch die Kette der Terzinen nur willkürlich durch einen zugegebenen Vers geschlossen werden [1]". Hätte Schlegel schon 12 Jahre früher diese Anschauung gehabt, er hätte unmöglich alle diese geheimnisvollen Beziehungen mit plumper Hand zerstören können, indem er den Mittelreim in seiner Uebersetzung unbeachtet ließ. Schlegel steht hier deutlich unter dem Einfluß der Mystik, wie sie durch Schelling und besonders Novalis in die romantischen Bestrebungen getreten war und wie sie ja auch von Bruder Friedrich übertreibend aufgenommen und vertreten wurde. Aber wie schon Haym betont, dieser mystische Zug war A. W. Schlegel nur „von Außen eingeimpft" [2], er lag seiner eigentlichen Natur ganz ferne, es war ein fremder Tropfen in seinem Blute. Seinem eigentlichen Wesen entspricht die frühere kühlere Auffassung jedenfalls viel mehr.

Die von Schlegel mit Vorliebe benutzte Ausgabe Dantes ist, wie aus mancher seiner Notizen hervorgeht, die bei Zatta in Venedig 1757 f. erschienene. Sie enthält Dantes sämtliche Werke in 4 oder eigentlich 5 Bänden, denn der letzte zerfällt in 2 Teile. Dieselbe liegt mir in doppelter

1) In der Ausgabe von Minor (Deutsche Litteraturdenkmale des XVIII. u. XIX. Jahrh. in Neudrucken von Senffert. No. 17—19 Heilbronn 1884.) III. S. 196 f.

2) Haym, Die romant. Schule S. 832.

Gestalt vor, in Folio und Großquarto: Text und Druck sind derselbe, ebenso die reiche illustrative Ausstattnng, nnr ist die zweite stark beschnitten. Die anch von Schlegel erwähnte Oktavansgabe derselben Edition von 1760 ist mir nicht zugänglich. de Batines bezeichnet sie als eine „ristampa economica dell'edizione 1757"[1]). In den Berliner Vorlesungen von 1803 empfiehlt Schlegel die schöne Quartausgabe der Div. Com., welche 1791 in Rom in 3 Bänden erschien, herausgegeben von dem Minoritenbruder Baldassare Lombardi[2]). Gegen die älteren Kommentatoren, auf welche die neueste Danteforschung mit Vorliebe zurückgreift, verwahrt sich Schlegel energisch und empfiehlt einzig Pompeo Venturi, dessen Erläuterungen sich weder durch besondere Tiefe noch besondere Feinheit anszeichnen, und der durchaus auf dem jesuitischen d. h. Dante wenig geneigten Standpunkt steht: „Ziemlich befriedigend habe ich die Erläuterungen des Pompeo Venturi gefunden .... Vor den älteren Kommentatoren, Landini, Velutello, Daniello u. s. w. warne ich Alle, die den Dante lesen wollen. Sie gleichen einem finstern Walde —

Und wie des Waldes rauh verwachsene Wildnis
Beschaffen war, ist mir zu sagen schwer,
Denn meine Furcht erneuert noch sein Bildnis"[3]).

II.

Es dürfte notwendig sein, hier zunächst nochmals die verschiedenen Drucke von Schlegels sämtlichen Uebersetznngen aus Dante in chronologischer Anordnung zusammenzustellen, da die Verzeichnisse von Böcking[4]) nnd von Reinhold Köhler[5]) nicht ganz vollständig sind.

---

1) Bibliografia Dantesca I. 1. S. 114.
2) Vergl. Minors Ausgabe l. c. III. 191 und de Batines l. c. I. 1. 119.
3) Akademie der schönen Redekünste S. 243; danach leicht verändert S. W. III. 201 f.
4) A. W. Schlegels sämtl. Werke III. S. IX. f.
5) l. c. S. 20 f.

1791. Bürgers „Akademie der schönen Redekünste" I. Band. III. Stück. S. 239—301. Ueber des Dante Alighieri göttliche Comödie. Von August Wilhelm Schlegel.
Enthält in Uebersetzung: Inf. I. 1—12. 79—90. II. 127—142. III. 1—32.

1794. W. G. Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen". Vierter Jahrgang. S. 206—211[1]). Ugolino. Aus Dantes Hölle. Unterzeichnet Schlegel.
Giebt die Uebersetzung von Inf. XXXII. 124—139. XXXIII. 1—90.

1795. Schillers „Horen". Drittes Stück. S. 22-69. Dantes Hölle.
Enthält in Uebersetzung: Inf. I. 1-12, 79-90. II. 127-142. III. 1-33, 130-136. IV. 1-27, 118-120. V. 1-69, 73-142. IX. 1-105. X. 22-93.
Schillers „Horen". Viertes Stück. S. 1—13. Dantes Hölle. Fortsetzung.
Enthält in Uebersetzung: Inf. XVII. 1—27, XXII. 16—129, 133—151.
Schillers „Horen". Siebentes Stück. S. 31—49. Dantes Hölle. Fortsetzung.
Enthält in Uebersetzung: Inf. XXV. 46—141. XXVI. 1—6, 85—142. XXXI. 10—21.
Schillers „Horen". Achtes Stück. S. 35—74. Ugolino und Ruggieri. Fortsetzung von Dantes Hölle.
Enthält in Uebersetzung: Inf. XXXII. 124—139. XXXIII. 1—90.

1795. (W. G. Beckers) „Leipziger Monatsschrift für Damen". Sechstes Bändchen. S. 69—74. Fragment aus Dantes göttlicher Comödie. Die Büssungswelt. Achtundzwanzigster Gesang, unterzeichnet Aug. Wilh. Schlegel.
Enthält in Uebersetzung: Purg. XXVIII. 1—75.

1796. W. G. Beckers „Erholungen" Drittes Bändchen. S. 237—255. Fragmente aus Dantes Bußungswelt[2]).
Enthält in Uebersetzung: Purg. I. 1—27. VI. 61—151. IX. 13—45. XXVII. 70—142. XXX. 1—145.

1797. W. G. Beckers „Erholungen" Erstes Bändchen. S. 177—193 Fragmente aus Dantes Himmelreich[2]).
Enthält in Uebersetzung: Purg. XXXIII. 142—145. Par. I. 1—18. 22—142. II. 1—30. XXI. 1—12. XXXIII. 1—75, 133—145.

---

1) In der mir einzig vorliegenden „dritten verbesserten Auflage". Leipzig 1818. S. 160-165.

2) Diese beiden Bändchen waren mir nicht zugänglich. Wo ich daher im folgenden Beispiele aus den hier zuerst gedruckten Uebersetzungen gebe, ist die Möglichkeit vorhanden, wenn auch nicht groß, daß der Text der „Erholungen" noch eine weitere Variante ergeben könnte.

1797. W. G. Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen."
Siebenter Jahrgang. S. 221-223[1]). Ans Dantes Himmelreich, dreißigster Gesang. Unterzeichnet „A. W. Schlegel".
Giebt die Uebersetzung von Par. XXX. 58–102, 106–123.

1799. A. W. Schlegels und Fr. Schlegels „Athenäum". Zweiter Band. Ueber Zeichnungen zn Gedichten und John Flaxmann's Umrisse[2]). Ueber die Zeichnnngen zn Dante. S. 208-224.
Enthält in Uebersetzung: Inf. XXXIII. 72–74. V. 27. Purg. XXXI. 139–145. Par. XIV. 127–129.

1804. A. W. Schlegels „Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie". Dante. S. 1–10.
Giebt in Uebersetzung:
Ballata „Poichè saziar non posso gli occhi miei."
Canzona „Donna pietosa e di novella etate."
Sonetto „Un dì si venne a me Malinconia."
Sonetto „Deh peregrini che pensosi andate."

1828. Kritsche Schriften. Bd. II. Enthält im Abdruck der znerst 1817 in Paris erschienenen Schrift über Joh. von Fiesole[3]) die im ersten Druck nur im Urtext gegebene, hier aber von deutscher Uebersetzung begleitete Terzine Par. XI. 37–39. (S. 407.)

1846. A. W. Schlegels sämtliche Werke, herausgegeben von Böcking. Bd. III. A. W. Schlegels Poetische Uebersetznngen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Abhandlungen. Erster Teil. Dante. S. 199–388.
Enthält sämtliche früher gedruckten Uebersetzungen[4]), außerdem zum ersten Male aus dem Nachlasse veröffentlicht: Inf. V. 70–72. XXII. 130–132. Purg. VIII. 1–6. XXXI. 139–145. Par. XI. 1–12. XIV. 28–30. 127–129. XXIII. 76–78. XXX. 103–105. XXXI. 91–93.

Wo immer dieselben Stellen in späteren Drucken wiederkehren, sind sie gegen früher verbessert, und die endgiltige Fassung in den sämtlichen Werken ist nach einer jetzt auf der Bibliothek zu Dresden befindlichen

1) In der mir vorliegenden „dritten verbesserten Auflage" Leipzig 1818. S. 188–191.

2) Vgl. darüber meine Schrift: Die Brüder A. W. nnd F. Schlegel in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst. München 1897. S. 62 ff.

3) Vgl. meine eben citierte Schrift S. 170 ff.

4) Mit einer einzigen Ausnahme. Die Terzine Par. XI. 37–39 ist von Böcking übersehen worden (sie ist anch nicht in der Reinschrift Schlegels auf der Dresdener Bibliothek enthalten, deren Text Böcking zn Grunde legt) nnd steht nun in den S. W. nur Bd. IX. S. 352 in Abdruck des Aufsatzes über Fiesole.

Reinschrift redigiert, die nochmals zum Teil nicht unerhebliche Varianten bringt. Wie sorgfältig Schlegel seine poetischen Uebersetzungen immer wieder durchsah, wie vielfältig er feilte und besserte, ist ja znr Genüge durch die mnster- und meisterhafte Untersuchung von Michael Bernays „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare“ bekannt. Anch für Dante können wir Aehnliches verfolgen. Es befinden sich in Schlegels Nachlaß auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden, dessen Benutzung in München mir durch die Liebenswürdigkeit ihres verdienten Leiters, des Herrn Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, und das Entgegenkommen der Münchener Universitätsbibliothek ermöglicht wurde, eine Anzahl Zettel verschiedenen Formates, welche Verändernngen und Verbesserungen für einzelne Verse, ganze Terzinen oder größere Stellen enthalten. Auch hier hat sich Schlegel nie genng gethan und bis in die erwähnte Reinschrift hinein sind Verbesserungen zu verfolgen, die mehr als einmal schließlich wieder auf eine frühere, ja wohl gar die erste Fassung zurückgreifen. Als Gründe solcher Aenderung und Verbesserung lassen sich erkennen: das Streben nach möglichster Treue gegen das Original, der Wunsch nach möglichst leichtem und natürlichem Fluß des Verses, das Suchen nach möglichst deutscher Fassnng des Gedankens, endlich die Rücksicht auf den Reim, die öfter, als gut ist, geradezu bestimmend auftritt. Natürlich durchkreuzen oder verbinden sich in einzelnen Fällen zwei oder gar mehrere dieser leitenden Gesichtspnnkte.

Es hat einen eigenen, großen Reiz, einen solchen Meister der Uebersetzungskunst an der Arbeit zu belauschen. Da durch die verschiedenen gedruckten Versionen, wie durch die eben erwähnten handschriftlichen Notizenblätter Schlegels ein oft genauer Einblick in die Werkstatt des Dante-Verdeutschers eröffnet wird, so möchte ich zunächst einige charakteristische Proben solcher Arbeit herausgreifen, wobei ich möglichst solche Fälle bevorzuge, welche ungedrucktes Material verwerten lassen und mich jeweils auf wenige Beispiele beschränke.

1) Aenderungen im Sinne möglichster Annäherung an den italienischen Text:

Inf. XXXIII. 59 f.

E quei pensando ch' io 'l fessi per voglia
Di manicar di subito levorsi.

Beckers „Taschenbuch":

Sie glaubten, daß dies Gier nach Speise wär
Und kamen hergelaufen durch die Kammer.

Reinschrift und S. W.:

Sie glaubten, daß mich Gier nach Speise triebe
Und fuhren schnell vom Lager in die Höhe[1]).

Purg. VI. 61—66:

Venimmo a lei. O anima lombarda
Come ti stavi altera e disdegnosa
E nel muover degli occhi onesta e tarda!
Ella non ci diceva alcuna cosa;
Ma lasciavane gir solo guardando
A guisa di leon quando si posa.

Beckers Erholungen: ?

Reinschrift mit ff. Korrekturen:

61. Wir kamen zu ihm
nahten ihm; doch
traten näher
o wie standest du
62. Lombardon Geist voll Stolz und ernsten Wesens
mit stolzem ernstem Wesen
63. Im Rollen deiner Augen Würd und Ruh
Wie rolltest du den Blick mit Würd und Ruh
voll
64. Er ließ uns weiter unseres Weges gehen
ohn' ein Wort zu uns zu sagen
65. Sprach nicht ein Wort und blieb uns nachzuschaun
Vorüber gehn und schaute nur uns nach
66. Nach Art des Löwen wenn er ausruht stehen
So pflegt ein Löw in Ruh das Haupt zu tragen

auf einem Notizblatt:

ruhender Löw

Die gesperrt gedruckte Fassung ist die endgiltige der S.W. Die Aenderungen von V. 61, 64 und 65 sind Annäherungen ans Italienische, die von 62 und 63 machen den Vers

1) Die Aenderung bedingt eine solche des Reimes in V. 58, wo statt „vor Jammer" nun gesetzt wird „vor Wehe" (ital.: per dolor).

weicher und deutscher, die von 66 ist vor allem durch den Reim bedingt.

Purg. XXVII. 97 f.:

Giovane e bella in sogno mi parea
Donna veder andar per una landa

Notizblatt:

Ein schönes Weib in Jugendfülle wandeln
Ein schönes junges Weib lustwandelnd gehn
Ein junges Weib liebreizend sich ergehen

Reinschrift und S. W.:

Sah ich ein Weib in Jugendschöne wandeln

Hier setzt Schlegel immer wieder an, bis nach allen Versuchen das endgiltige „in Jugendschöne" das Original am einfachsten und schönsten wiedergiebt. Eine weitere sehr interessante Stelle ist Par. I. 70: Transumanar significar per verba u. s. w., wo Schlegel einmal sogar zu der überkühnen verbalen Neubildung „übermenschlichen" greift, um nur demOriginal recht nahe zu kommen. Da ich die Stelle mit ihren verschiedenen Fassungen kürzlich in anderem Zusammenhange abgedruckt habe[1]), darf ich mich hier mit diesem Verweise begnügen.

2) Die Rücksicht auf möglichst leichten natürlichen Fluß des Verses und damit zusammenhängende sprachliche Schönheit erscheint mir beispielsweise an folgenden Stellen ausschlaggebend:

Inf. III. 32 f.:

Dissi: Maestro che è quel ch' i' odo;
E che gent è che par nel duol si vinta?

Akademie:

Sprach: Meister, was vernehm ich! Welch ein Volk
Ist dies, das so vom Schmerze scheint bezwungen?

Horen u. S. W.:

Sprach: Was vernehm ich Meister? Welch ein Volk
Ist dieses da, von Qualen so bezwungen?

Sowohl die Umstellung in V. 32, die sich vom Italienischen entfernt, als die Aenderung in V. 33, wodurch die 5 aufeinanderfolgenden Einsilbler vermieden werden, geschahen

1) Zeitschrift für deutsche Wortforschung, herausgeg. von F. Kluge Bd. II. 1901. S. 82.

aus Gründen des Wohllautes. Ich verweise sodann auf die überhaupt sehr frei übersetzten, aber gegenüber der ersten Fassung in Beckers Taschenbuch in den Horen (und gleichlautend in den S.W.) viel fließender gewordenen Verse 130—139 in Inf. XXXII, die ich nur ihrer Länge halber hier nicht abdrucke. Ferner

Par. XXX. 65 f.:

E d'ogni parte si mescean ne' fiori
Quasi rubini ch'oro circoscrive.

Reinschrift:

Dann hier und da sie aus den Blumen schimmern
Wie aus dem goldenen Ringe der Rubin.

und verbessert in:

Die dann aus tausend Blumenkelchen blitzten
So wie von Gold umgeben ein Rubin.

welche endgiltige Fassung freier und schöner geworden ist.

3) Als Beispiel für das Bestreben nach möglichst deutscher Fassung wähle ich eine längere schwierige Stelle, die Schlegel viel Kopfzerbrechen gemacht hat.

Purgatorio XXXI. 139—145:

O isplendor di viva luce eterna,
Chi pallido ci fece sotto l'ombra
Si di Parnasso o bevve in sua cisterna,
Che non paresse aver la mente ingombra
Tentando a render te, qual tu paresti
Là dove armonizzando il ciel t'adombra,
Quando nell' aere aperto ti solvesti.

Erstes Notizblatt:

140. Wer hat so bleich sich am Parnass gesonnen 139. O du der Schönheit ewger Lebensstrahl hoher 141. Wer hat so tief geschöpft aus Phöbus Bronnen 142. Daß seine Seel in ihm nicht sollt' ermatten	139. O ihr der hohen Schönheit ewge Sonnen Schönheit ewig helle 140. Wer sann sich am Parnassus je so bleich so bleich sich an Parnassus Hain 141. Wer trank so tief aus Phöbus Wunderbronnen Thau

143. Versucht er euch zu schildern, wie ihr wart
Bei dem Versuch.
Bei dem Bemühn, zu sagen

144. Wo tönend euch die Himmel überschatten
Wenn
Dort wo melodisch auch die Himmel schatten
145. Dem Aether unverhüllt euch offenbart

Zweites Notizblatt:

139. O Wonnestrahlen ewig schön nnd hell
140. Wer sann sich je so bleich in Pindus Schatten
141. Und trank so tief Apollos reinen Qnell
142. Daß nicht sein Innerstes ihm sollt ermatten
Daß sein Gemüth in ihm nicht sollt' ermatten
143. Bei dem Bemühn zn sagen wie ihr wart
144. Dort wo harmonisch auch die Himmel schatten
melodisch überschatten
süß tönend
Wo anch melodisch Sphären überschatten
Dort in des himmlischen Gewölbes Schatten
145. Nun hüllenlos dem Aether offenbart
den Lüften

Athenänm, Reinschrift u. S. W.:

O Strahlen ewiger lebend'ger Helle:
Wer sann so blaß sich in Parnassus Schatten,
Und trank so tief Apollo's reine Quelle,
Daß sein Gemüth nicht schiene zn ermatten
Bei dem Bemühn, zu sagen, wie ihr waret,
Wo ench die Himmel tönend überschatten,
Nnn hüllenlos den Lüften offenbaret.

Die endgiltige Fassung der äußerst kniff lichen Stelle wählt aus allen verschiedenen Lesarten überall die, oder bringt auch eine ganz neue, welche, wenn auch nicht immer die dem Italienischen am nächsten stehende (wie das bei V. 139 noch der Fall ist) doch die einfachste nnd im Dentschen verständlichste ist.

4) Die Rücksicht auf den Reim ist ausschlaggebend gewesen, z. B. in der schon oben angeführten Stelle Inf. XXXIII. 58—60 oder etwa:

Inf. XXXIII. 43—45:

Già eran desti e l'ora s'appressava;
Che'l cibo ne soleva esser addotto
E per suo sogno ciascun dnbitava.

Beckers Taschenbuch:

Schon war's nun Tag: vorbei war unser Schlummer;
Die Stund' erschien, wo sonst nns Speise kam,
Und jeder war um seinen Traum voll Kummer.

Horen und S. W.:

Schon tagt es; unser Schlummer war dahin,
Die Stunde nahte, Speise zu empfangen,
Und jedem lag sein Traum noch schwer im Sinn.

Hier hat die bessere und zugleich dem Original nähere Fassung von V. 45 die Aenderung von V. 43 durch den neuen Reim nachgezogen, während V. 44 um des Wohllautes willen verbessert scheint.

Nicht überall ist mir der Grund für die Wahl gerade dieser endgiltigen Fassung klar geworden, z. B.

Purg. VI. 139—142:

Atene e Lacedemone, che fenno
L'antiche leggi, e furon sì civili,
Fecero al viver bene un picciol cenno
Verso di te

Notizblättchen:

Athen und Sparta, welche klug beraten
Im Altertume Staatsgesetz erdacht,
Sind schwache Lehrlinge bei deinen Thaten

Reinschrift mit Korrekturen:

Athen und Sparta, die in Staatsgesetzen
die bürgerlichen
Das Altertum belehrt sind gegen dich
Gesetze klug im verfaßt
Nur Lehrlinge der Lebenskunst zu schätzen
Sind schwache mit dir verglichen.

Die gesperrt gedruckte Fassung ist die endgiltige der S. W. Sie erscheint kaum als die beste, jede der versuchten hat ihre Vorzüge und Schwächen. Interessant ist, wie Schlegel von dem anfangs gewählten Ausdruck „Lehrlinge" nicht mehr loskommt, obgleich er dem Originaltext nicht recht entspricht und die Fassung der letzten Zeile nicht eben günstig beeinflußt.

III.

Nachdem wir so Umschau gehalten haben in der Werkstatt des Uebersetzers, wenden wir uns zur endgiltigen, im Texte der S. W. vorliegenden Gestaltung seines deutschen

Dantetextes und fragen nach deren Eindruck. Unlengbar ist die Uebersetzung im ganzen eine recht freie, ja man kann sie an einzelnen Stellen fast als Umdichtung bezeichnen. Die Erklärnng nnd Rechtfertigung dafür liegt in der Neuheit der Aufgabe, neu dadurch, daß sie vom künstlerischen Standpunkt als dem ersten und wichtigsten angepackt wnrde, wie es Schlegel als erster in Deutschland gethan. Er fühlte sich sicher selber als Einer, der (nach Friedrichs Ansdruck) ein verborgenes Heiligtum entdeckt hatte, und in dessen Macht nun gegeben war, es aller Welt zu zeigen. So tritt er denn als Werber auf: es kommt ihm vor allem daranf an, seinem Dichter Freunde zn gewinnen, Dantes Größe und Schönheit ins rechte Licht zu stellen, seine charakteristischen Eigenheiten hervorzuheben, seine Fremdartigkeit verständlich zu machen, nicht aber möglichst wortgetreu zu übersetzen oder gar in der Wortstellung, in der Wiedergabe der einzelnen Wortarten nnd mit ähnlichen philologischen Uebersetzerkünsten dem Originale nahezukommen. Dabei hat er nur die Wiedergabe der Hölle bei immerhin großen Lücken einigermaßen erschöpfend durchgeführt trotz seiner Begeisterung für Fegefeuer und Paradies: „Die letzten Gesänge (des Purgatorio) enthalten fast die schönsten nnd lieblichsten Stellen des ganzen Gedichtes ...... Das Paradies ist der schwerste, tiefsinnigste, erhabenste, glänzendste Teil der göttlichen Komödie“, hatte er am 4. Mai 1795 an Schiller geschrieben [1]). Aber schon im Purgatorio übersetzte er zwischen dem IX. und XXVII. Gesange gar nichts, vom Paradies, abgesehen von kurzen einzelnen Fragmenten, nur den I. Gesang vollständig, den Anfang des zweiten und größere Abschnitte des XXX. und XXXIII. Gesanges. Hätte er also sein eine Zeit lang ernstlich geplantes nnd von Friedrich so sehr ersehntes Dantebuch ausführen wollen, so wäre alles in allem der größere Teil der Arbeit noch zu leisten gewesen.

In dem aber, was er übersetzt hat, bietet Schlegel

1) Preußische Jahrbücher. Bd. IX. 1862. S. 197 f.

eine freie, jedoch in ihrer Freiheit immer fließende und geschickte, oft hervorragend schöne deutsche Nachbildung. Die Answahl der übersetzten Teile scheint mir um so weniger anf bestimmten Grundsätzen zn beruhen, als Schlegel sicherlich während der Arbeit die Absicht hatte, das Fehlende später zu ergänzen nnd eine lückenlose Verdeutschung zu geben. Die wie ich glanbe nur als vorlänfig zu betrachtende Auswahl der Infernogesänge dürfte sich am ehesten dahin erklären, daß Schlegel einerseits die schon damals in Italien und zum Teil anch in Dentschland berühmtesten Teile (Francesca, Farinata, Ugolino, im Purg. Sordello), andererseits seiner Ansicht nach besonders charakteristische und schöne Stellen (den Eintritt dnrchs Höllenthor, die Scene vor der Höllenstadt, das wilde Teufelscapriccio am Pechsumpfe[1]), die Schilderung, die Ulysses von seinem Tode giebt, im Purgatorio die Schilderung des irdischen Paradieses und der Begegnung mit Beatrice), endlich ganz zweifellos auch einige Abschnitte wählte, die der Uebersetznng besondere Schwierigkeiten darboten, wie die Schildernng Geryons oder die wundersame Schlangenverwandlnng der beiden Diebe Angelo Brunelleschi nnd Buoso Abati. Im Paradiso hat er znnächst Anfang und Schluß als besonders charakteristisch heransgegriffen.

Geradezu unrichtige Uebersetzung habe ich nur an einer Stelle gefunden: Inf. X. 75 ... Ne piegò sua costa: „verzog auch nicht die Miene“, sicherlich nicht aus Mißverständnis, sondern absichtlich ändernd dem Reime zulieb. Ganz weggelassen hat er innerhalb der übersetzten Abschnitte nur wenige, kurze Stellen, so Inf. V. 59 e fu sua sposa, Inf. XXII. 56 come a porco, Inf. XXII. 102 Ed io seggendo in questo luogo stesso und Inf. XXII 122 Fermò le piante a terra. In einem Falle umgeht Schlegel eine Schwierigkeit, indem er an Stelle eines schwerwiegenden

1) Friedr. Schlegel schreibt dem Bruder am 7. Dez. 1794: „Es hat mir geschienen, als wäre die Stelle von den Teufeln dafür, daß sie auf den ersten Anblick etwas beleidigend ist, zu lang. Allein sie ist freilich sehr charakteristisch und sehr kraftvoll. Das Beleidigende trifft eigentlich nur die erste Lektüre und um die Länge zu beurteilen, müßte man das ganze Werk vor Augen haben.“ (Walzel, S. 200.)

und vielsagenden Ausdrucks bei Dante einen ganz farblosen setzt: Inf. V. 6 . . . e manda secondo ch' avvinghia „und schickt durch Zeichen fort". — In einem Briefe vom 9. Okt. 1793 wirft ihm Bruder Friedrich im Einverständnis mit Caroline vor: er hätte sich „beim Dante an veraltete Worte und Stellungen zu sehr gewöhnt" [1]), doch sind die letzteren eigentlich immer wirkungsvoll angewandt, und der Gebrauch ungewöhnlicher, besonders verbaler Formen hält sich in bescheidenen Grenzen. Ich führe als Beispiele an: Inf. III. 27 klungen, IV. 18 pflag, Par. I. 97 geschweigt (als Part.), alle drei im Reime, Inf. XXVI. 85 begonnte. Ein Hilfsmittel, das Schlegel sehr oft anwendet, ist die Umstellung der Verse innerhalb einer Terzine Dantes so, daß sie im Deutschen in anderer Reihenfolge erscheinen, fast immer bedingt durch die Rücksicht auf den Reim. Ich habe mir im Inferno zwanzig, im Purgatorio dreizehn, im Paradiso sechs solcher Umordnungen angemerkt. Umstellungen der Wortfolge innerhalb desselben Verses oder von einem Verse in einen der benachbarten sind natürlich noch viel häufiger und bei jeder guten, den Sinn in erster Linie berücksichtigenden Uebersetzung unvermeidlich. In sehr vielen, wohl den meisten Fällen ist auch hier der Reim bestimmend gewesen. Nur selten hat Schlegel eine Steigerung des Danteschen Ausdruckes durch eigene Zuthat versucht, so

Inf. II 140. Tu duca, tu signore e tu maestro:
Sei du mein Führer, Herr und Licht und Rat
Inf. IV. 9. Che tuono accoglie d' infiniti guai:
durch dessen Schoß Zahlloses Wehe ruft mit Donnerklange
Inf. X 43. Io ch' era d' ubbidir desideroso:
Gern dem Gebot des Meisters unterthänig.
Purg. VI. 110. . . . e cura lor magagne:
Gedenk an ihre Drangsal, ihre Schäden.

Als völlig freie Zusätze Schlegels, die im Original keinerlei Anhaltspunkte haben, lesen wir:

Inf. XXII. 105: Und wittert, daß wir frei uns kühlen mögen
Inf. XXII. 122 f.: entriß im Nu Sich Barbariccias Arm [2]).

1) l. c. S. 121.
2) Der Zusatz enthält eine thatsächliche Unrichtigkeit, da Barbariccia schon vorher den unglücklichen Giampolo losgelassen haben muß. Dabei

Wie völlig frei, aber sinngemäß und schön Schlegel oft mit dem italienischen Text umspringt, mag das Beispiel V. 45 desselben Gesanges zeigen:

Venuto a man degli avversari suoi
Der sich herausgewagt zur bösen Stunde

dem sich leicht eine Reihe weiterer anfügen ließe. In ganz freier Uebersetzung besonders schön gelnngen erscheinen mir beispielsweise Inf. I. 1—12, II. 1 ff., dann vieles im fünften Gesange (wenigstens eine kurze Probe: V. 28 d'ogni luce muto „hier schweigt das Licht"), weiter der von V. 46 an vollständige XXV. Gesang, wo in der Wiedergabe der äußerst schwierigen Verwandlung von Mensch in Tier Schlegels Sprachbeherrschung und formale Begabung geradezu Triumphe feiert.

So sind denn die Vorzüge der Arbeit viel größer als ihre Mängel und Schwächen. Und, was das Wichtigste ist, trotz solcher Mängel und Schwächen, die anch diesem Versuch, den gewaltigen Monumentalban des Florentiners im spröderen Materiale der deutschen Sprache nachzuschaffen, noch anhaften, welch einen Fortschritt bezeichnet Schlegels Behandlung gegenüber der schwerfälligen, nüchternen Prosa Meinhards, gegenüber der oberflächlichen, oft geschmacklosen, vielfach unrichtigen prosaischen Wiedergabe von Bachenschwanz, und gegenüber der jambischen Wassersuppe Jagemanns. Eine kurze Stelle in allen vier Fassungen nebeneinandergestellt, mag den Unterschied zeigen. Ich wähle dazu den in seiner prägnanten Kürze so vielsagenden V. 103 des fünften Höllengesanges, den anch Schlegel ganz frei, aber schön und sinngemäß wiedergiebt.

Dante:

Amor ch' a null amato amar perdona

Meinhard:

Die Liebe, die uns nie erlaubt, ungerührt geliebt zu werden

Bachenschwanz:

Die Liebe, die jedoch keinem vermählten Teile (!) ein anderweitiges Lieben (!) jemals vergiebt.

---

fällt außerdem, wie oben schon bemerkt, Dantes so plastisches „Fermò le piante a terra" ganz unter den Tisch oder wird wenigstens mit dem folgenden: ed in un punto Saltò recht ungenügend zusammengezogen in: „So setzt er an zum Sprung".

Jagemann:

Weil nie geschieht, daß ein geliebtes Herz
Nicht liebe

Schlegel:

Die Liebe, die zum Lohn stets Liebe fodert.

Ich füge noch einige Bemerkungen bei über die Uebersetzung der vier lyrischen Stücke, die Schlegel in die Sammlung seiner „Blumensträuße“ aufgenommen hat. Trotz seiner vielen eigenen Gedichte ist Schlegel kein Lyriker von Gottes Gnaden gewesen, und ein Beweis dafür liegt (neben dem viel stärkeren in seinen eigenen Schöpfungen) auch in der Auswahl, die er unter Dantes Lyrik getroffen hat. Besonders ist die Bevorzugung des schwachen Sonettes „Un di si venne a me Malinconia“ [1]), das er unter so vielen schöneren herausgriff, schwer verständlich, wie denn überhaupt die Auswahl als eine zufällige erscheint. Allenfalls mag das Bestreben, die verschiedenen von Dante gepflegten Formen vertreten zu sehen, die Uebersetzung einer Ballate, einer Canzone und zweier Sonette bestimmt haben, wobei die allerdings von Dante selten gebrauchte Sestine nicht berücksichtigt ist [2]). Viel stärker noch als in den Fragmenten der Div. Com. macht sich hier der Zwang des Reimes bemerkbar, am wenigsten in der kurzen Ballate, am stärksten in den sechs Strophen der Canzone. Auch für die beiden Sonette gilt noch nicht Schlegels späteres stolzes Wort über sich selber:

aller, die es sind und waren
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

---

1) Auf die Streitfrage nach der Echtheit dieses Gedichtes, das Fraticelli wohl mit Recht Dante abspricht (Il Canzoniere di Dante Alighieri — Opere minori. Vol. I. 4. ed. Firenze 1887. S. 274) brauche ich in diesem Zusammenhange nicht einzutreten.

2) Ungefähr, wenn auch nicht genau entspricht das der Häufigkeit ihrer Verwendung durch Dante. Fraticelli zählt als echt 12 Ballaten, 19 Canzonen und 44 Sonette. Dazu 3 Sestinen, von denen allerdings die von Schlegel benutzte Ausgabe (Venedig 1758) nur eine, die erste, enthält. Diese zählt 7 Ballaten, 23 Canzonen und 25 Sonette, wobei jedoch die in der Vita Nuova enthaltenen 1 Ballate, 5 Canzonen und 25 Sonette nicht (wie bei Fraticelli) mitgerechnet sind. — Zu Schlegels Behandlung der verschiedenen Formen vgl. die oben citierte Schrift von Hügli, und zwar für das Sonett S. 14—21, für die Canzone S. 46—48, für die Ballate S. 50 f.

Hier meistert noch öfter die Form ihn. Allerdings ist er der schwierigen Reimstellung der Originale treu geblieben, sogar in der Canzone „Donna pietosa e di novella etate", deren Wiedergabe mit den Reimen abbcddedde effc im Deutschen sicherlich ein Virtuosenstück ist; nur in den Terzinen des Sonettes „Un di si venne a me Malinconia" hat er statt der originalen Reimstellung aba bab die leichtere abc abc gewählt. Am häufigsten und größten sind die Freiheiten natürlich in der Canzone [1]). Diese ist überhaupt, so schön sie auch ist, mit ihrer Schilderung jener Fiebervision des kranken Dichters, worin er die Geliebte tot und ihre Seele zum Himmel auffahren sieht, so vereinzelt und aus dem Zusammenhange der Vita Nuova herausgerissen, schwer verständlich. Aber alle Freiheiten Schlegels: die schwächeren und stärkeren Umschreibungen (z. B. Strophe 2, Vers 9; Str. 4, V. 6; Str. 5, V. 6), die Verstärkungen des italienischen Ausdrucks durch Zusätze im Deutschen (Str. 4, V. 5 und 12; Str. 6, V. 3 und 4), das Einfügen von „wollte rufend flehen", „wollte schmiegen" gegenüber dem italienischen chiamando, covrian (Str. 1, V. 14; Str. 5, V. 12), die Verwendung eines gänzlich unmotivierten Konjunktivs (Str. 2, V. 2), die Umstellung der Verse 9 und 10 in Str. 5 und die Auslassung von V. 11 ebenda, endlich die Verwendung einer Verbalform wie „stunde" (Str. 6, V. 11) sind unter dem Zwange des Reimes geschehen und nur durch diesen zu entschuldigen. Bis zur Unverständlichkeit entstellt wurde dadurch Str. 6, V. 7—9 (Dante spricht zum Tode):

Vedi che si desideroso vegno
D'esser de' tuoi, ch'io ti somiglio in fede:
Vieni che'l cor ti chiede
Komm sieh mich vor Verlangen schon erbleichen,
Bald dein zu werden, weil das Herz sich mühte
Zu tragen deine Blüthe.

Daß daneben auch dieses Gedicht im einzelnen manche schöne Wendung, manche treffende Verdeutschung enthält, ist bei Schlegel selbstverständlich, aber unter die Ruhmes-

1) An den strittigen Stellen liest die Ausgabe bei Zatta, die Schlegel benutzte, Bd. IV, S. 30 u. 31: Strophe 1 Vers 10 farmi, Strophe 3 Vers 14: se' morto: pur morrati.

titel des Uebersetzers möchte ich es nicht zählen. Am fließendsten und dabei am getreusten ist das Sonett: „Deh peregrini che pensosi andate“ [1]) im Deutschen wiedergegeben. Doch finden sich auch hier zwei wenig glückliche Znsätze (Z. 3 „denn wirklich“ und Z. 5 „die wehevolle Stadt in Trauerbanden“ für la città dolente) und das für die Pilger so charakteristische „quando voi passate Per lo suo mezzo“ ist dem Reime zuliebe in ein farbloses: „da ihr inmitten stehet“ verwandelt worden.

IV.

Nicht nur als Uebersetzer, anch als Beurteiler Dantes steht Schlegel in Deutschland am Beginn einer neuen Zeit, einer Zeit wirklichen inneren Verständnisses, liebevoller Versenknng in die dem Deutschen wie dem modernen Menschen auf den ersten Blick gleicherweise fremdartige Wnnderwelt des Danteschen Gedichtes [2]). Dafür sind gleich die ersten Sätze, die er über ihn veröffentlicht hat, der Anfang seines Aufsatzes über die göttliche Komödie in Bürgers Akademie der schönen Redekünste, entscheidend. Dieser hebt an: „Einer der eigensten Sonderlinge, die je unter Gottes Himmel herumgewandert sind, und einer der großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten, ächtesten Menschen war Dante“ [3]). Deshalb sei es viel leichter, seiner zu spotten, als ihn zn verstehen. Und deshalb faßt Schlegel, ohne es geradezu anszusprechen, seine Aufgabe dahin: trotz der Sonderbarkeiten und durch diese hindurch den großen Menschen und den großen Dichter in Dante zu erkennen und zu verstehen. Mit einer bei Schlegel seltenen

1) Auch hier verzeichne ich die Lesart einer strittigen Stelle. Zattas Venezianer Ausgabe (Bd. IV. S. 81) liest V. 10 lo core de' sospir mi dice.

2) Schon Karl Witte war der Ansicht, daß mit Schlegel eine neue Periode der deutschen Dantekenntnis beginne. Vgl. Scartazzini, Dante in Germania. I. 22. Anm.

3) Akad. I. 239. Die Aenderungen, die Schlegel an dem Aufsatze vornahm, sind in handschriftlicher Aufzeichnung sehr sauber, zum Teil mit genauen stilistischen Verbesserungen verzeichnet auf Blättern aus dem Nachlaß. Danach hat Böcking den „verbesserten“ Abdruck der S. W. III. 199 ff. hergestellt.

und dadurch doppelt erfreulichen Bescheidenheit bestimmt er seine Absicht in den Sätzen: „Nicht richten will ich in diesen Blättern über den Dante — die Stimme der Völker und Jahrhunderte hat auch längst gerichtet — nur bekannter möchte ich ihn unter uns machen; ein schwaches Bild seines Geistes entwerfen, wie ich es mit meinem Gefühle abzufassen vermag“ [1]) .... und faßt weiterhin seine Aufgabe zusammen in die schönen Sätze, die ich schon anfangs (s. oben S. 101) citiert habe. Man wird Schlegel das Zeugnis nicht versagen dürfen, daß er diese so gestellte Aufgabe redlich und nach besten Kräften erfüllt hat. Nicht nur in seiner bei aller Freiheit von feinem Nach- und An-Empfinden zeugenden Uebersetzung, sondern ebensosehr in all dem, was er über Dante und sein Werk geschrieben [2]). Ein Verstehen aus seiner Zeit und aus seinem Volke heraus, wie es Herder für alle echte Dichtung gefordert und selbst in so vielen Punkten geleistet hatte, das war, wie ich schon einleitend bemerkte, der Weg, auf welchem Schlegel zu einer im Großen und Ganzen richtigen Anschauung Dantes gelangt ist. Und er packt die Aufgabe an in dem weit ausschauenden, umfassenden Sinne, der alle seine litterargeschichtlichen Arbeiten auszeichnet. Ueberall her trägt er das Material zusammen, um sich Dantes Zeit, Volk und Leben recht lebendig zu machen. Ein in der Dresdener Bibliothek aufbewahrtes Kollektaneenheft in Oktav (No. 178), in welchem Böcking eine große Zahl Dante betreffender Notizzettel Schlegels vereinigt hat, giebt davon beredte Kunde. Da schreibt er sich etwa aus William Hayley's essay on Epic poetry (in dessen Poems and Plays, Bd. III, London 1788 enthalten) eine lange auf Dante bezügliche Stelle zu allfälligem Gebrauch heraus, oder macht sich Auszüge über den Dichter und sein Werk aus den „Recherches historiques sur la Poésie Toscane“, welche im Pariser Journal étrange im Juli 1755 enthalten

1) l. c. S. 240 f.

2) Sein nächster Vorgänger war hier der Schweizer Johann Bernhard Merian, der als Akademiker in Berlin lebte. Seine Aufsätze „Comment les sciences influent dans la poésie“ erschienen in den Nouveaux mémoires de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres.“ Der über Dante in Année 1784 (gedr. Berlin bei Decker 1786) S. 446—548.

sind. Ganz besonderen Spaß machen ihm die Uebersetzungen aus dem Inferno, die Chabanon seiner „Vie du Dante avec une notice detaillée de ses ouvrages“ (1773) einverleibt hat und die uns in ihrer klassicistischen Haltung mit den öden Zusätzen in den öden Alexandrinern in der That wie eine unabsichtliche Parodie anmuten [1]). Schlegel hat sich dem auch nicht versagen können, eine Probe aus dem V. Ges. (V. 127—138) „als zerstreuende Unterhaltung“ seinen Ansführungen über die Francescaepisode in den Horen beizufügen [2]). Da notiert er sich auf ein anderes Blättchen aus der Edinburger Ansgabe von Buffons Natural history von 1780 einiges über Lebensweise und Verbreitung des Bibers, jedenfalls zum Gebrauche bei Inf. XII. 19 ff. bestimmt, oder verweist für das damals allgemein dem Michelangelo zugeschriebene Ugolino-Relief [3]) auf einen Brief des Göttinger Kunstgelehrten Fiorillo. Für die verwirrten geographischen Begriffe des Mittelalters, wie für die damalige Auffassnng des Wuchers zieht er aus Robertsons „History of the reign of the Emperor Charles V.“ (1788) einige Anmerknngen aus, über Sicilianische Sprache und Sicilianische Dichtung merkt er sich längere Stellen ans Münters „Nachrichten von Neapel nnd Sicilien“ (1790) an. Zu der merkwürdigen Zusammenstellung antiker und mittelalterlicher Helden in Inf. V. 67, notiert er sich eine Stelle aus la Curne de Sainte Palaye's „Mémoires sur l'ancienne Chevalerie“ (1759), dem er auch kurze Bemerkungen über Rittersitten entnimmt, zur Frage, warum man dem Aristoteles Ahnung oder Kenntnis der Lehre von der Dreieinigkeit zugeschrieben, eine lange Stelle aus dessen Buche de caelo (I. 1). Geschichtliche und kulturgeschichtliche Einzelheiten sammelt er in reicher Fülle aus Spittlers „Kirchengeschichte“ (2. Auflage 1785), aus Joh. Müllers

1) Das Buch selbst liegt mir nicht vor. Aber nach den von Schlegel und Oelsner gegebenen Proben (aus Inf. V und XXXIII) zu schließen, scheint mir Oelsners Urteil (Dante in Frankreich. 1895. S. 47 und 89) doch allzumilde.

2) Horen. 1795. III. Stück. S. 46 f. Danach S. W. III. 253 f.

3) Ueber dieses im Kensington-Museum zu London aufbewahrte Relief vgl. meine Notiz in Ztschr. f. vergl. Litt.-Gesch. IX. 473, wozu noch nachzutragen ist, daß ein Wachsmodell desselben sich seit 1897 im Ashmolean Museum zu Oxford befindet.

„Geschichte der Schweiz“ (1786), aus Gibbons „Decline and fall of the Roman empire“ (1776 ff.), aus Bettinellis „Del Risorgimento dell' Italia“ (1775), aus einem anonymen Abrégé de la vie des plus fameux peintres (Paris 1745) und besonders ausgiebig aus Mosheim's „Institutiones Historiae Ecclesiasticae“ (zuerst 1726). Auf einem Blättchen stellt er ziemlich wahllos alle mögliche italienische Litteratur über Dante zusammen: Gasp. Gozzi, Manetti, Crescimbeni, Gravina, Villani, unter die sich auch Bayles Dictionnaire verirrt hat; im Anschluß an Mosheim verweist er an anderer Stelle noch auf Massonus, Trithemius, Paulus Jovius, Isaac Bullart, Nauclerus, Fabricius, Julius Niger und Pocciantius: das ist das bekannte Autorenregister, wie wir es mehr oder minder ausführlich aus Bayle abgeschrieben auch bei den deutschen Lexikographen des XVIII. Jahrhunderts wiederfinden[1]). Auf einem weiteren Blättchen reiht er die Stellen aus Miltons „Paradise lost“ zusammen, die für dessen Darstellung der Hölle in Betracht kommen, auf einem anderen die Anspielungen auf Dante in Pulcis „Morgante Maggiore“. Ueber Dantes Lehrer, Brunetto Latini, merkt er sich Einiges aus Varchi's „Ercolano“ an (Ven. 1580, erster Druck 1570) und aus Fazio degli Ubertis „Dittamondo“ notiert er einige Kapitel, die allenfalls zur Erklärung der Commedia ergiebig sein könnten (I. 17: Lage des irdischen Paradieses, II. 12 Constantins Heilung durch Sylvester, seine Schenkung und ihre Folgen, II. 28 u. 29 Schlacht von Montaperti und Farinata, III. 7 Altertümer und Beschreibung von Florenz).

Aber damit läßt es Schlegel noch lange nicht bewenden. Ein eigenes kleines Heft enthält teils in deutschen Notizen, teils in ausführlichen Originalstellen Auszüge aus Boccaccios Kommentar zur göttlichen Komödie[2]), und endlich finden sich in einem weiteren, von Böcking zusammengestellten Notizenheft in Quart (No. 180): „Petrarca, die lingua volgare u. a. betreffende Notizen und Auszüge“ nochmals eine Reihe auf Dante bezüglicher Aufzeichnungen (aus

1) Vgl. dazu meine Ausführungen in Ztschr. f. vergl. Litt.-Gesch IX. 457 ff.
2) Und zwar nach der Ausgabe der Opere Firenze 1724. Bd. V u. VI.

Tiraboschi, Fontanini, Bettinelli, Meinhard, Salvini), wovon gar manches im Text und in den Anmerkungen seiner Ausführungen über die Div. Com. verwertet wurde.

Das sind neben Dantes eigenen Werken, von denen Schlegel die Vita Nuova oft, den Convito selten beizieht, die Bausteine, woraus er sein Gebäude errichtet, die Hilfsmittel, womit er sein Bild der Zeit Dantes entwirft, das, mag es auch in vielen Punkten durch neuere Forschungen überholt sein, auch heute noch frisch und lebendig vor uns steht. Von der Vita Nuova fügte er schon dem Aufsatze in der Akademie der schönen Redekünste eine liebevolle und ausführliche Besprechung mit wohlausgewählten Auszügen ein. „Es ist“, so urteilt er, „geschrieben mit der Einfalt und Aufrichtigkeit des Kindes, mit dem warmen, thörichten Herzen des Jünglings, ach! und mit dem tiefen Gefühl des Mannes für das eng begrenzte, arme, bestandlose des Menschenlebens — so verloren durch alle Himmel schwärmend, und so anspruchslos und gut und unschuldig daheim auf Erden — man kann es nicht ohne wunderbare Rührung lesen und doch zuweilen wieder nicht ohne Lächeln“ [1]). Nun erst giebt er eine kurze Lebensskizze Dantes, die sich nur in der Schilderung der politischen Kämpfe etwas ausführlicher ergeht, und wendet sich dann nach einer kurzen Charakteristik Dantes, die sich in Ehrfurcht neigt vor seinem Bilde, „nicht weil es eines Denkers oder Dichters, sondern weil es eines Mannes Bild ist“, zur göttlichen Komödie selbst. Einige Bemerkungen allgemeineren Inhalts über ihre Idee, über die Gelehrsamkeit ihres Dichters, über die Berechtigung allegorischer Deutung [2]), über den Titel, über die Terza rima schließen sich an. Dann beginnt er mit der Uebersetzung von Inf. I. 1—12 und wechselt nun ab zwischen Uebersetzung und verknüpfenden Prosa-Auszügen der nicht übertragenen Teile, indem er zugleich überall ästhetische Bemerkungen,

1) Akademie I. 255; S. W. III. 207 f.

2) Seine Bemerkungen über Dantes Allegorien — u. a. „es liegt mehr in ihnen, als was sich im Begriff auflösen läßt. Wir treten überall auf einen festen Boden, umgeben von einer Welt der Wirklichkeit und des individuellen Seins“ — sind ebenso schön als wahr. Akad. 289 ff. = S. W. III. 226 f.

Erläuterungen und historische Exkurse beifügt. Ausführliche ästhetische Betrachtungen widmet er der Francesca-Episode, wobei denn Chabanon einen wohlverdienten Hieb abbekommt [1]), der Rolle der Engel in dem Gedichte [2]), der Darstellung der Teufel darin und in der epischen Poesie überhaupt (mit Seitenblicken auf Milton und Klopstock) [3]), längere historische Exkurse Farinata [4]) und ganz besonders ausführlich den Ugolino-Gesängen [5]), deren Uebersetzung außerdem noch eine kritisch-ästhetische Betrachtung folgt [6]). Hier betont er stark den epischen Charakter des Stoffes nnd macht gegen eine dramatische Behandlung, macht gegen Gerstenberg starke Bedenken geltend, die sich im Schlußergebnis mit Lessings bekannten Worten an Gerstenber über dessen Drama [7]) sehr nahe berühren. Schlegel schließt mit einer sehr eingehenden, wenn auch nur nach Abbildungen gegebenen Beschreibung des damals allgemein Michelangelo zugeschriebenen Reliefs [8]) und einem Seitenblick auf die malerische Behandlung des Stoffes durch Reynold. — Nur die Hölle hat Schlegel in dieser Ausführlichkeit und Vollständigkeit behandelt. In der Büßnngswelt giebt er außer den Uebersetznngen nur noch zweimal erläuternde Ausführungen in Prosa: zu Gesang XXVII über Rahel nnd Lea und ihre allegorische Bedeutung [9]), und in der kurzen Einleitung zu Gesang XXVIII, die er bei dessen vereinzeltem Drucke für notwendig erachtete [10]). Im Himmelreich vollends ist nur dem I., dem XXI. und dem XXX. Gesange je eine kurze Einleitung in Prosa vorausgeschickt [11]).

In späteren Schriften weist Schlegel noch öfter auf Dante hin, ohne jedoch wesentlich neue Gesichtspunkte zu gewinnen. So im Athenäum im Gespräch „die Sprachen“ wo er den Dichter als Meister in der Kürze preist [12]), und späterhin in den Fragmenten, wo er des Dichters Maler-

1) Ich citiere im folgenden nur die Stellen in den S. W. III ohne Berücksichtigung der ersten Drucke. Diese steht S. 250 ff.

2) S. 261—65. — 3) 287—291. — 4) 265—268. — 5) 305—323. — 6) 327—336. — 7) Im Briefe vom 25. Febr. 1768. Lachmann XII. 190. Hempel XX. 1. S. 167. — 8) Vergl. oben S. 123. Anm. 3. — 9) l. c. S. 351—353. — 10) S. 353. — 11) S. 362 f. S. 374. S. 378. — 12) 1798 Bd. I. Stück 1. S. 57.

anlagen nachdrücklich hervorhebt[1]). Ausführlicher verbreitet er sich über Dante in dem Anfsatze „Zeichnnngen zn Gedichten nnd John Flaxmans Umrisse“, wo die Umrisse des englischen Bildhauers zur Divina Commedia eingehend, wenn auch allzu wohlwollend besprochen werden[2]). Dabei fällt manch gewichtiges Wort zur Charakteristik des Dichters, so wenn Dante „bald der Rafael, bald der Michelangelo der Poesie“ genannt wird[3]), wenn er vom Ugolino, diesem „Wunder der Leidenschaft und des Pathos“ sagt: „eine von den Darstellungen, die eigentlich weit über die Sphäre der Poesie hinauswirken, weil menschliches Gefühl die einzige Bedingung ist, um auf's Tiefste von ihr erschüttert zu werden[4])“; wenn er den Dichter gegen den Vorwnrf verteidigt, heidnische Mythologie und katholische Vorstellungsart ungehörig vermischt zu haben[5]), wenn er die Unmöglichkeit betont, der in lauter Licht sich auflösenden Vision des Himmelreiches mit „einem in irdische Farben getauchten Pinsel“ (geschweige denn mit bloßen Umrißzeichnnngen!) nachzukommen, ein nm so aussichtsloseres Beginnen, als „die Darstellung der unbegrenzten Poesie selbst eigentlich ein beständiges Erliegen unter ihrem Gegenstande ist“[6]). Aehnliche Gedanken finden wir viel später in der Schrift über Johann von Fiesole ausgesprochen, wo er allerdings dem Dichter die Fähigkeit znspricht, „Alles in einem Ocean von Licht verfließen zu lassen; denn das innere geistige Auge kennt keine Blendung“[7]).

Oft und viel ist dann natürlich von Dante die Rede in den Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, die

1) 1798. Bd. I. St. 2. S. 50: „Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren große Maleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung als Perspektive. Es fehlte ihm an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals noch in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Malern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte?“ (Aus einem längeren Fragmente).

2) 1799. Bd. II. S. 208—224. Schlegel sieht in Flaxmans Blätter überall mehr hinein, als der Künstler wirklich gegeben hat. Man vergl. beispielsweise seine Darstellung der Francesca v. Rimini mit den beiden bezüglichen Blättern. Ueber den ganzen Aufsatz siehe meine Schrift: Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst (1897) S. 62—67.

3) l. c. S. 208. — 4) ib. S. 211 f. — 5) ib. S. 216 f. — 6) l. c. S. 219 f. — 7) S. W. IX. 335.

A. W. Schlegel in Berlin in den Wintern 1801—1803 gehalten hat[1]). Da bekam, um nur wenige Beispiele herauszugreifen, der „orthodoxe Kunstrichter“ wegen seiner Verdammung der Div. Com als „geschmacklos“ einen Hieb ab[2]), da betrachtete er Dantes Gedicht als gotischen Dom[3]), da zog er den Dichter als Beispiel für die „kühne Schreibfreiheit“, im Mittelalter herbei[4]); da spricht er über die Verherrlichung Virgils durch Dante[5]), da betont er die Ueberlegenheit des Dichters über Milton und Klopstock[6]), rühmt ihn als Vorbild für die prophetische Einkleidung eines philosophischen Gedichtes[7]) und nennt ihn später den „großen Scholastiker unter den neueren Dichtern“[8]). Eine zusammenfassende Behandlung Dantes giebt er im dritten Kursus, der Geschichte der romantischen Litteratur[9]). In diesen Ausführungen erreicht Schlegels Begeisterung für Dante ihren Höhepunkt, zeigt aber auch ihre Schwächen am offenbarsten. Sehr schön ist, was er über die Vita Nuova sagt, deren Zartheit und Innigkeit er mit großer Wärme nachfühlt nnd schildert; besonders betont er die visionäre Kraft der Danteschen Lyrik, wobei die übersetzte Canzone: „Donna pietosa e di novella etate“ als Beispiel angezogen wird. Leben und Zeit des Dichters scheint er nach dem Anfsatze in der „Akademie der schönen Redekünste“ geschildert zu haben[10]) und legt dann Gehalt, Stil und Stellung der Div. Com. innerhalb der neueren Poesie klar, wobei er die „in ihrem Wesen liegende Einzigkeit und Unvergleichbarkeit“ stark betont. Dem Danteverständnis seiner Zeitgenossen, auch der italienischen, traut er dabei das denkbar schlechteste zu, und windet, als dem Repräsentanten ihrer „Plattheit und Unpoesie“ Bouter-

---

1) Vollständig gedruckt erst 1884 in der vortrefflichen Ausgabe von Minor in Deutsche Litteraturdenkmale des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, herausgeg. von Bernhard Seuffert. No. 17 - 19, im folg. mit I—III citiert. — 2) l. c. I. 33. — 3) ib. I. 182. — 4) ib. II. 78. Diese Stelle wurde schon 1803 gedruckt in Friedr. Schlegels „Europa“ (II. 1. S. 75.), wo einige der Berliner Vorlesungen („über Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters“) erschienen sind. — 5) l. c. II. 198. — 6) ib. II. 210—217. — 7) II. 298. — 8) III. 89. — 9) Minor III. 188—203. Man vergl. dazu Haym, Die romant. Schule. S. 830—82.

10) So erklären schon Hayen und nach ihm Minor sicher mit Recht die hier vorhandene Lücke des Vorlesungs-Manuskriptes.



wek[1]) in seiner „lächerlich pedantischen Vornehmigkeit" noch ein besonderes Ehrenkränzlein. Dante ist aber „auch einer von den riesenhaften Schatten der Vorwelt, für die es jetzt an der Zeit ist, wieder aufzuerstehen, da die gänzlich bis auf den Begriff verloren gegangene Philosophie und Theologie anfängt, sich wieder zu beleben" [2]). Er vergleicht ihn als christlichen Dichter mit Calderon, aber wie dessen Poesie der Offenbarung Johannis nahestehe, so die Dantes den alttestamentlichen Propheten. Er führt ältere italienische Urteile über Dante an und macht dabei dasjenige Gravinas [3]) ganz zu seinem eigenen, indem er dessen noch völlig scholastische Auffassung von der „nothwendigen Vereinigung der Physik mit der Theologie" vertritt. Dann verliert er sich in zahlenmystische Ausführungen über die durchgängige Verwendung der Dreizahl im Gedichte[4]) und führt weiter aus, nicht minder wichtig als das Arithmetische sei das Geometrische bei Dante. Denn „Mathematik ist die einzig mögliche sinnliche Construktion des Unendlichen", und hier haben die Neueren, ein Milton, ein Klopstock einen großen Fehler begangen: „sie haben statt des Unendlichen bloß das Endlose ergriffen. . . . Statt die Phantasie zu erheben, verwirren sie sie bloß", während niemals „die direkte Darstellung des Unendlichen, als wahrhaft poetisch so gelungen ist als in der Divina Commedia"[5]). Mit Schelling, dessen schöner Dante-Aufsatz damals eben neu erschienen war[6]), berührt sich Schlegel im folgenden sehr nahe, er wiederholt Schellings geistvolle Bemerkung, daß das Inferno der plastische, das Purgatorio der pittoreske, das Paradiso der musikalische Teil des Gedichtes sei, was

1) Friedrich Bouterwek handelt in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit (Göttingen 1801 ff.) Bd. I. S. 61—141 über Dante.

2) Min. III. 192.

3) Gravina spricht über Dante im II. Buche seiner Ragione poetica in den Kapiteln 1, 8—11 und 13. Die bezügl. Stellen sind abgedruckt in der von Schlegel stets benutzten Venez. Dante-Ausgabe (bei Zatta 1757) Bd. I. S. XXXIX—XLVII.

4) Die hier folgende Ausführung über den mystischen Sinn der Terzine habe ich schon oben S. 104 f. citiert.

5) Min. III. 198 f.

6) Zuerst im Kritischen Journal der Philosophie Bd. II. St. 3, jetzt Schellings sämtl. Werke I. Abt. Bd. V. S. 152 ff.

er weiter ausführt. Gewiß hat Haym Recht, wenn er[1]) in diesen Ausführungen die beiden schwächsten Seiten der Romantik: Hang zum lediglich Formalen und Neigung zu phantastischer Mystik besonders stark ausgeprägt findet. Besonders dient die mystische Zahlenspielerei dem Ganzen nicht zum Vorteil und dürfte schwerlich bei den Zuhörern Schlegels das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit Dantes Dichtung vermehrt haben, falls ein solches durch die vorhergehenden Ausführungen geweckt war. Was Schlegel früher in der „Akademie“ und den „Horen“ über Dante zu sagen wußte, das wirkt unmittelbarer, in einzelnen Punkten echter und wahrer. Hier konstruiert er zu viel und theoretisiert, dort steht er direkt unter dem Eindruck des großen Dichters, mit dem er in seinen Nachbildungen gerungen hat. Sein Enthusiasmus wirkt dort ehrlicher, weil er selber noch unmittelbar gepackt ist von Dantes Größe. Daß aber dessen dichterischer Wert hier im Zusammenhange einer Darstellung der gesamten litterarischen Entwicklung so stark betont und in so helles Licht gerückt wurde, das war doch eine wichtige und folgenreiche That Schlegels, erst von hier ab nimmt, wie mir scheint, Dante die ihm gebührende Schätzung, die ihm zukommende Stellung ein in Deutschland. Die Forschnng über Dante hat sich seitdem unendlich ausgebreitet und vertieft, seine Gestalt und seine Werke sind von allen Seiten und immer wieder beleuchtet worden, und so mag heute Schlegels Wissen von Dante leicht dürftig erscheinen, seine Beurteilung des Dichters, seine Auffassungsweise des großen Genies aus seiner Zeit und seinem Volke heraus sind doch maßgebend geblieben für das ganze folgende Jahrhundert.

Auch in den Wiener Vorlesnngen „über dramatische Kunst und Litteratur“ von 1808 läßt Schlegel keine Gelegenheit vorbei, Dante anzuziehen. Sein Verhältnis zn Virgil wird scharf beleuchtet; Aeschylus in der ganz einzigen Seltsamkeit seiner Bilder und Ausdrücke mit Dante und Shakespeare verglichen; Homer und Dante zusammengestellt als Dichter, welche „man für sorglose Zöglinge der

1) Haym, Die romantische Schule. S. 832.

Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben“ pflege und die doch, näher betrachtet, „ausgezeichnete Kultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten“ in ihren Werken bewährten; Shakespeare und Dante vergleicht er als die beiden größten Schilderer der unsichtbaren Welt der Geister, und der alte Lieblingsgedanke, daß Dante mit seiner Schilderung der Teufel in abstoßender Häßlichkeit das einzig Richtige getroffen gegenüber Miltons (und Klopstocks) Versuch, die Dämonen zu veredeln, kehrt auch hier wieder [1]).

Was Schlegel sonst später noch über Dante schrieb, beschränkt sich auf gelegentliche Bemerkungen. So wenn er im Schreiben an Goethe „über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler“ [2]) auch der Zeichnungen Joseph Anton Kochs zu Dante erwähnt, so wenn er in verschiedenen Recensionen über Madame de Staëls „Corinne“, über die Ariostübersetzung von Gries, über Winkelmanns Werke [3]) im Vorbeigehen auf Dante hinweist oder in der Schrift über „Johann von Fiesole“ mehrfach auf Dante Bezug nimmt. In der 1828 veröffentlichten Berichtigung einiger Mißdeutungen, die sich zuerst gegen die Behauptung einer französischen Zeitschrift: „Schlegel est à moitié catholique“, richtet, stellt er Dante als eine Art Vorläufer der Reformation hin, womit denn noch ein neues Moment in seine Auffassung des christlichen Dichters eintritt. Noch 1836 gab er einen längeren Aufsatz „Le Dante, Pétrarque et Boccace justifiés de l'imputation d'hérésie et d'une conspiration tendant au renversement du Saint Siège“ in die Revue des deux mondes [4]). Es war das letzte, was er über den geliebten Dichter veröffentlichte, und dies letzte war eine Art Ehrenrettung desselben. Schlegel geht dabei aus von dem 1832 in London gedruckten und sofort auf den

1) Die verschiedenen Stellen stehen in S. W. V. 7. 91. VI. 182 f. 237. 253.

2) Jen. Allg. Litt.-Ztg. 1805, 23. u. 28. Oktobnr. Wiederholt Krit. Schriften II. 337 ff.; S. W. IX. 231 ff. Vergl. dazu meine oben citierte Schrift S. 152 f.

3) S. W. XII. 196 u. 198. 274. 363.

4) Augustheft 1836. Wieder abgedruckt in Essais littéraires et historiques. Bonn 1842. S. 407 ff.

Index gesetzten Buche von Rosetti[1]) „Sullo spirito antipapale che produsse la riforma e snlla segreta influenza ch' esercitò nella letteratura d'Europa e specialmente d'Italia, come risulta da molti suoi classici, massime da Dante, Petrarca e Boccaccio". Was der Verfasser über die offenen und oft kühnen Aeußerungen der Schriftsteller gegen kirchliche Uebergriffe, gegen die Verderbtheit des Klerus vorbringe, sei richtig, aber nicht neu, sondern allgemein bekannt. Neu allerdings sei seine Hauptthese von der Existenz einer geheimen Verbindung in Italien znm Zwecke, das Papsttum zu stürzen und die Kirche gründlich zn reformieren, von einer Geheimsprache zu gegenseitiger Erkennung und Mitteilung, von der Teilnahme der drei genannten und vieler anderer Dichter an diesem Geheimbunde, und von dem verborgenen Doppelsinne aller ihrer Schriften, die sämtlich neben der allgemein verständlichen noch eine geheime Bedeutung hätten. „Seltsame Entdeckung!" rnft Schlegel aus. Wir hörten bis jetzt in den Werken dieser Patriarchen der Dichtkunst „die Sprache der Götter", aber es ist, so belehrt uns Rosetti, nichts als „un jargon de bohémien". Diese seine feste Ueberzeugung verkünde er mit großem Eifer, mit großem Aufwand ausgedehnter aber oberflächlicher Belesenheit, mit überflüssigem Wortschwall. Keiner seiner „Beweise" halte Stand vor ruhig prüfender Kritik. Und Schlegel zeigt nun die Unsinnigkeit dieser Behauptung von seiten der Geschichte, der Kulturgeschichte, der Aesthetik. Dante insbesondere wird vom Vorwurfe solcher Zweideutigkeit, ja mehr als das, solcher Lüge, die „das Doppelheiligtum der Religion und Poesie profanirt" hätte, glänzend gereinigt, wobei manche schöne und treffende Bemerkung über des Dichters angebliche „Dunkelheit", über seinen Gebrauch der Allegorie, über sein Verhältnis zu Kirche und Papsttum eingeflochten wird. Zum Schlusse führt Schlegel aus, inwiefern allerdings Dante, Petrarca und Boccaccio mit Recht die Vorläufer der Reformation genannt werden könnten, nämlich nur in dem Sinne, daß sie die Mängel und Schäden der katholischen Kirche und des Klerus

1) Ueber Gabriele Rosetti und dessen „geradezu wahnwitzige Aufstellungen" vergl. F. X. Kraus, Dante S. 372 ff.

schonungslos aufgedeckt und (wenigstens die beiden Erstgenannten) ihre Beseitigung und Wiederherstellung strenger Kirchenzncht gefordert hätten, nnd weist endlich Rosettis einseitige nnd falsche Ansdentung der „Monarchia“ zu seinen Zwecken znrück. Und so lantet denn sein Schlnßurteil über den Mann: „un historien sans discernement, un littérateur dépourvu dn sentiment de la poésie“.

Trotz der vielen Beschäftigung mit Dante, ist der Einfluß, den dieser auf Schlegels eigene Dichtung ausgeübt hat, ein sehr geringer. Man hat in dem großen Terzinengedicht von 1797, dem „Prometheus“ [1]), einen solchen gefunden, und Haym erkennt hier in der Form und in der Behandlnng, „wie sich der Einfluß Dantes mit dem des Schillerschen Klassizismns krenzt“. Der Einflnß Dantes in der Form erscheint ganz zweifellos, und hier hat Schlegel ja auch die Terzine völlig korrekt mit dem Mittelreime gebaut. Aber im Ganzen ist doch viel mehr Schillers damalige philosophische und epische Dichtung [2]) für die Stoffwahl, wie für die Art der Behandlung von entscheidendem Einfluß gewesen. Die ganze Verbindung eines antiken, doch völlig frei behandelten Mythus mit philosophischen Gedanken: das ist Schillersches Eigentum. Nur daß Schlegels Gestaltungskraft auch hier, wie überall bei seiner eigenen Dichtung versagte, und er über ein rhetorisches Prnnkstück ohne inneres Leben eben nicht hinauskam. Schillers Kraft, die anch den widerstrebendsten Stoff voll zu beleben vermochte, fehlte ihm. Schiller äußerte sich sehr anerkennend über das Gedicht: „der Gegenstand ist mit einer edlen Würde behandelt, Sprache und Vers

1) Zuerst in Schillers Musenalmanach f. 1798. S. 126 ff. S. W. I. 49 ff.

2) Eine auffallende Parallele findet sich in Prom. 73 ff. und Wallensteins Tod V. 186 ff., welch letztere doch jedenfalls später geschrieben sind:

Die That ist nicht mehr dein, wann sie geschehen;	In meiner Brust war meine That noch mein:
Sie strömt die Zeiten durch, die Spindel rollt,	Einmal entlassen aus dem sicheren Winkel
Wie sie der Nacht uralte Töchter drehen.	Des Herzens . . . .
	Gehört sie jenen tückischen Mächten an,
	Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

sind vortrefflich“ [1]), macht aber doch gegen die allegorische und symbolische Behandlung gewichtige Bedenken geltend, die Schlegel in einem langen Briefe [2]) nicht eben mit Glück zu entkräften suchte. Die „bedenkliche Verknüpfung des Sinnlichen und Symbolischen“ und damit den Grundfehler des Ganzen mußte er freilich selber zugeben. Viel kühler hat sich Schiller gegen Goethe geäußert [3]) und gegen Körner, der sich in seiner eingehenden Besprechung des Musenalmanachs von 1798 recht abfällig über den Prometheus aussprach, gab er das Gedicht völlig preis [4]).

In seinen sonstigen Gedichten erwähnt Schlegel Dante nur ein einziges Mal, in der Romanze „Leonardo da Vinci“ [5]), dagegen hat er ihm in seinem (zuerst in den Gedichten von 1800 gedruckten) Sonettencyklus „die italienischen Dichter“ nach Gebühr die erste Stelle eingeräumt [6]). Dies Sonett, das allerdings im Preise des italienischen Altmeisters nur auf dessen Hauptwerk Bezug nimmt, mag denn auch hier den passendsten Abschluß bilden:

Wes ist das Lied das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höhn und Tiefen ernst verkündet;
Erst langsam durch des Abgrunds Nacht sich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner schon errungen;
Dann, neu gekräftigt, himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poesie verbündet
Noch nie so Cherubinen-gleich entzündet
Sich mit den Sphären schwungen und erklungen?
Zugleich der Tempel und des Baues Meister,
Schuf dies lebend'ge Grabmal seiner Liebe,
Die er, beseligt, Beatrice nannte,
Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geister,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

1) Brief vom 27. Juli 1797. Schillers Briefe ed. Jonas. Bd. V. 230.
2) Vom 28. Juli 1797. Preuß. Jahrb. IX. S. 216 f.
3) Brief vom 28. Juli 1797. Briefe, herausgeg. v. Jonas, V. 232. Goethe selber schrieb an Schlegel sehr verbindlich (Goethes Briefe, W. A. XII. 196), während er zu der ihm von Schiller zugeschickten brieflichen Erklärung Schlegels nur meinte, man sei bei Gedichten wie bei Handlungen übel daran, wenn man sie erst rechtfertigen müsse (ib. S. 209).
4) Brief vom 20. Okt. 1797, Jonas V. 280.
5) 1799. Erster Druck in den Gedichten von 1800. S. W. I. 220.
6) S. W. I. 316.

MATTHEW GREGORY LEWIS'S GEDICHT „THE TAILOR'S WIFE" UND BULWER'S „WIFE OF MILETUS".

Von E. Koeppel, Straßburg.

In den Gedichten des „Monk" Lewis, welche erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden in „The Life and Correspondence of M. G. Lewis .... With many Pieces in Prose and Verse never before published" (London 1839), vol. II p. 289 ff., wird die Gruppe der Uebersetzungen eröffnet von einer satirisch-komischen Verserzählung in jambischen Viertaktern mit freier Reimordnung, betitelt: *„The Tailor's Wife"* (S. 325 ff.), folgenden Inhalts: In Salmacand lebte der Schneider Hann in glücklichster junger Ehe mit der schönen Gulpenhe. Wie diese ganz plötzlich stirbt, bricht Hann an ihrem frischen Grab in so leidenschaftliche Klagen aus, daß der vorübergehende Prophet Mahomet aus Mitleid Gulpenhe zu neuem Leben erweckt. Während der hochbeglückte Schneider in seine Wohnung eilt, nm Kleider für die Wiedererstandene zu holen, kommt der junge Fürst des Wegs und wird von Gulpenhes Schönheit so bezaubert, daß er sie, falls sie noch unvermählt sei, in seinen Harem aufnehmen will. Von diesem glänzenden, ein üppiges Leben verheißenden Anerbieten geblendet, verleugnet Gulpenhe ihren Gatten, so daß Hann bei seiner Rückkehr aufs nene Anlaß zu Klagen hat: Gulpenhe ist und bleibt verschwunden. Endlich erfährt er, daß sie im Harem des Fürsten lebe, eilt ins Schloß, wirft sich dem Erstaunten zu Füßen und fleht ihn an, ihm die Geliebte, seine rechtmäßige Frau, zurückzugeben. Der wohlgesinnte Fürst bewilligt ihm eine

Zusammenkunft mit seiner Frau, die erschrockene Gulpenhe aber erklärt schnell gefaßt ihren Gatten für den Räuber, der sie mißhandelt und in den jammervollen Zustand versetzt habe, in welchem sie der Fürst fand. Hann soll gehängt werden, wird jedoch unter dem Galgen von Mahomet gerettet, der dem Fürsten die Wahrheit enthüllt. Die ruchlose Gulpenhe sinkt tot nieder, der Schneider aber will nichts mehr von dem doppelzüngigen Geschlecht der Weiber wissen.

Ueber das Original seiner Uebersetzung giebt Lewis keine genaue Auskunft, er sagt von seinem Gedicht nur: *Partly, but not much, altered from the German* (p. 325). Die Bestimmung seiner Quelle ist nicht schwierig: wir erkennen in seinem Gedicht eine ziemlich genaue Uebersetzung von Wielands morgenländischer Verserzählung: *„Hann und Gulpenhé oder Zu viel gesagt ist Nichts gesagt"* (veröffentlicht 1778). Der Wielandsche Nebentitel bezieht sich auf die Beteuerung der jungen Frau, sie würde sich, falls sie das Unglück haben sollte, ihren süßen Mann zu verlieren, mit ihm begraben lassen. Wieland hat in der Gesamtausgabe den Namen der Frau in Gulpenheh geändert, Lewis bietet die ältere Form, die in den „Auserlesenen Gedichten" steht. Für Wielands Propheten Aissa hat er den bekannteren Namen Mahomet eingeführt. Inhaltlich hat sich der Engländer genau an seine Vorlage gehalten, nur kommt die weiberfeindliche Tendenz des Gedichtes noch stärker und plumper zur Geltung, wie z. B. gleich am Anfang des Gedichtes in dem Spott über die von Wieland nicht gerügte Heiratslust des Schneiders:

Es war einmal zu Samarkand Ein junger Schneider, Hann genannt: Der hat ein feines junges Weib Sich zugelegt für seinen Leib ...	Some ages past, in Asia's land, A tailor dwelt in Salmacand; Who, to secure his earthly comfort, A wife had taken, willy nilly, A deed so very rash and silly, 'Tis needful to give reason some for't; (p. 325)

und in den Worten, die der Prophet an den trauernden Witwer richtet:

Spricht der Prophet zu ihm: „Nun, weil so bang dir ist Nach deinem Weibe, Hann — so habe, Was du zu haben würdig bist!"	The prophet said, „I'll cure your pain, And give her back to you again. Your case is novel, for, alack! Many entreat me every day To take their living wives away, But none to give their dead ones back!" (p. 329).

Solche derbkomische Erweiterungen des Wielandschen Textes finden sich noch an verschiedenen Stellen der englischen Uebersetzung. Merkwürdig ist — merkwürdig bei dem Verfasser des nichts weniger als moralischen „Monk" —, daß die lüsternen Stellen Wielands, wie seine Schilderung der den Blicken des Prinzen preisgegebenen Reize der Gulpenhe, von Lewis unterdrückt worden sind.

Mit der Quelle Wielands hat sich Reinhold Köhler beschäftigt in einem kleinen Aufsatz des Jahres 1874, neu gedruckt in seinen „Kleineren Schriften", herausgeg. von Joh. Bolte, 3. Bd. (Berlin 1900), S. 95 ff. Er hat festgestellt, daß Wieland seinen Stoff in der „Bibliothèque des Romans" gefunden hat, in dem ersten Oktober-Bande des Jahrgangs 1777, in einer den türkischen „Vierzig Vezieren" entlehnten Geschichte, überschrieben: „*Histoire du Tailleur et de sa femme, contée par le troisième Visir; pour prouver combien on doit se méfier des femmes*", deren Text Köhler a. a. O. mitgeteilt hat. Auf die Vorgeschichte dieser Erzählung ist Köhler selbst nicht eingegangen, er begnügte sich mit einem Verweis auf Behrnauers Uebersetzung dieses aus dem Arabischen in das Türkische übertragenen Romans von den vierzig Vezieren oder weisen Meistern. In dieser deutschen Uebersetzung (Leipzig 1851) erscheint unsere Geschichte als Erzählung des sechsten Veziers (S. 80 ff.) und aus einer Anmerkung Behrnauers (S. 371 f.), auf die mich Prof. Horn freundlichst aufmerksam machte, erfahren wir, daß auch in der Geschichtenfülle von „Tausend und Eine Nacht" eine ganz ähnliche Erzählung zu finden ist, betitelt: „Die Geschichte der Adileh", in der 555. und 556. Nacht (vgl. Habichts deutsche Uebersetzung Bd. XIII, S. 55 ff.).

Von ganz geringfügigen Verschiedenheiten abgesehen — der Gatte der Adileh ist kein Schneider, sondern ein junger Seidenhändler, sie wird nicht von einem Propheten, sondern von einem in der Begräbnisstätte hausenden Geist vom Tode erweckt — ist die Uebereinstimmung der beiden Fassungen eine vollkommene. In der neuesten englischen Uebersetzung der arabischen Geschichten und Märchen von „Tausend und Eine Nacht“ von Richard F. Burton ist die Geschichte der Adileh nicht enthalten, sie ist nur in Kirby's Tabelle am Schlusse des 10. Bandes (Benares 1885) angeführt als No. 259 b (p. 531) und mit einem Stern versehen, dessen Erklärung uns folgende Bemerkung Kirby's giebt: *All tales which there is good reason to believe do not belong to the genuine Nights are marked with an asterisk* (p. 514).

In seiner Anmerkung hat Behrnauer außerdem vergleichend auf die weltbekannte Geschichte der Matrone von Ephesus hingewiesen, mit welcher unsere Geschichte das Grundmotiv von der Unbeständigkeit der Frauen gemein hat. Aber im Vergleich mit der schlimmen Gulpenhe-Adileh ist die verliebte Witwe eine harmlose Persönlichkeit: sie giebt nur den Leichnam ihres Gatten preis, während jene das Leben ihres Gatten ohne Bedenken ihrer Sinnlichkeit opfert.

Der letzte englische Uebersetzer der vierzig Veziere, Gibb (London 1886), bringt für die Stoffgeschichte unserer Erzählung nichts Neues. In der jüngsten Vergangenheit hat dann noch Bolte (bei Köhler a. a. O. S. 96 Anm. 3) den Kreis der vergleichenden Betrachtung erweitert durch einen Verweis auf J. Rivière „Recueil de Contes Populaires de la Kabylie du Djurdjura“ (Paris 1882) p. 119 f.: „*Jésus-Christ et la femme infidèle*“. Auch in dieser Geschichte versprechen sich Mann und Frau gegenseitig, sich nicht überleben zu wollen. Die Frau stirbt, wird auf die Klagen ihres Gatten von Jesus ins Leben zurückgerufen, will jedoch ihren Gatten nicht wieder erkennen (jede Motivierung dieses plötzlichen Widerwillens fehlt), sondern geht in die Stadt, wo sie der Sultan sieht und zu seiner Frau macht. Der ihr folgende Gatte wird geprügelt. Jesus tritt wieder zu

dem Weinenden, ruft die Frau zurück und heißt sie aufs neue in ihr Grab steigen, das er für immer schließt. Ueber die Herkunft der von ihm nach mündlicher Ueberlieferung aufgezeichneten und übersetzten Geschichten bemerkt Rivière: *Nous croyons que beaucoup sont aborigènes; mais une étude comparative nous permettrait de retrouver le fond d'un grand nombre d'autres dans le recueil des ,Mille et une nuits' ou dans celui des contes indiens* (p. IV f.). Durch die Gestalt des Erweckers steht diese kabylische Legende aber der Fassung der „Vierzig Veziere“ näher als der Geschichte in „Tausend und Eine Nacht“, denn auch der sechste Vezier nennt ihn ʿ*Isa* (Behrnauer: *Jesus*; Gibb: *Saint Jesus*), während in „Tausend und Eine Nacht“ ein namenloser Geist erscheint. Diese kabylische Form beweist uns, wie weit die Geschichte in der Welt des Islams verbreitet war.

Ich selbst möchte im Anschluß an das Wieland-Lewissche Gedicht noch auf eine spätere englische Dichtung des 19. Jahrhunderts aufmerksam machen, in der uns aus einem ganz verschiedenen Hintergrund dieselben drei Hauptgestalten entgegentreten: der treue Gatte, die undankbare, grausame Frau und der von der Frau bevorzugte Liebhaber, den aber keine Schuld an dem Frevel des Weibes trifft. Auch alle Hauptmotive der arabisch-türkischen Geschichte sind in diesem, einem ganz anderen Gebiet entstammenden Gedicht zu finden: die aufopfernde Liebe des Gatten, die Bedrängnis der Frau, aus welcher sie durch diese Liebe befreit wird, der schändliche Betrug des Weibes, das ohne Bedenken das Leben des Gatten preisgiebt, um nicht von dem neuen Geliebten scheiden zu müssen, die Bestrafung, der Tod der Sünderin. Nur spielt sich diese zweite Geschichte vollkommen auf dem Boden der Wirklichkeit ab, ohne jedes Eingreifen übernatürlicher Mächte, als deren Vertreter in der türkischen Erzählung der Prophet erscheint.

Das fragliche Gedicht findet sich in dem 1866 von Sir Edward Bulwer Lytton veröffentlichten Cyklus „The Lost Tales of Miletus“ (Tauchn. Ed. No. 814) unter dem

Titel „*The Wife of Miletus*", in vierzeiligen reimlosen Strophen abgefaßt. Die in dem Tempel der Artemis versammelten Frauen von Milet werden von einer Schar der damals Griechenland verwüstenden Gallier überfallen und nach Gallien entführt, doch erklären sich die Barbaren bereit, die Frauen innerhalb Jahresfrist gegen Lösegeld wieder auszuliefern. Aber nur einer der beraubten Gatten wagt die lange und gefährliche Reise nach Gallien — nur der junge Xanthns, dem sein Weib Erippe kostbarer war als all sein Hab und Gut, verkauft, um das Lösegeld aufzubringen, alle seine Besitztümer und gelangt auch glücklich nach Gallien zu dem Hofe des Barbaren, dem Erippe als Sklavin zugeteilt worden war.

Der Gallier nimmt Xanthus gastlich auf und ist mit dem vierten Teil der als Lösegeld vorgeschlagenen Summe zufrieden, obwohl er, wie er dem Griechen gesteht, die Absicht hatte, sich nach dem Ablauf des festgesetzten Jahres mit Erippe zu vermählen. Hocherfreut über diesen glücklichen Ausgang seines Wagnisses, teilt Xanthus seiner Gattin mit, daß sie mit knapper Not dem Elend entgangen sei, die Frau eines Barbaren werden zu müssen und beschwichtigt zngleich ihren Schrecken über die Höhe des Lösegeldes durch die Versicherung, er habe dem Gallier nur die Hälfte der aus dem Verkauf seiner Habe gelösten Summe genannt, die andere Hälfte sei in den Gewändern seiner Sklaven verborgen. Erippe aber, die in sinnlicher Leidenschaft für den stattlichen, blauäugigen Barbaren entbrannt ist, schleicht sich in der folgenden Nacht von der Seite ihres Gatten zu dem Gallier, verrät ihm das Geheimnis des Griechen und fordert ihn auf, den sie beide trennenden Betrüger zu töten:

> Thou wouldst have loved me had not this man come;
> He for his falsehood merits death: so be it!
> Let one life cease to stand between us two!

Und wie sich der Gallier vor dem Gedanken entsetzt, seinen Gast zu töten, rät ihm das Weib, sie bis an die Gränze seines Gebietes zu begleiten, jenseits dieser Gränze sei Xanthus nicht mehr sein Gast und seine Bestrafung

kein Frevel mehr. Am nächsten Morgen führt der Gallier den Griechen und sein Weib an die Grenze seines Landes: dort will er nach altem Gesetz den Abschluß ihres Vertrags und ihr Scheiden durch ein den Göttern gebrachtes Opfer heiligen, Erippe soll das Opfertier vor dem Altar halten. Nochmals fragt er sie leise, ob er ihren Gatten nicht doch verschonen solle, und wie das Weib auf ihrem grausamen Verlangen besteht, erhebt der Gallier das Schwert und erschlägt nicht das Lamm, sondern die Sünderin. Den Griechen aber läßt er unverletzt ziehen, nachdem er ihm die Hinterlist seiner Gattin enthüllt hat:

Thou hast no cause to grieve; but I — but I,
O Greek, I loved her: I have slain temptation.

Bulwer hat seine Quelle selbst angegeben: *This story is found in the „Erotics“ of Parthenius.* Er bietet uns eine dichterisch wohl gelungene Bearbeitung der 8. Geschichte der in griechischer Prosa abgefaßten Sammlung kurzer, skizzenhafter Geschichten des Parthenius, betitelt *Περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων*[1]). Parthenius selbst — oder wahrscheinlicher ein gelehrter Leser seiner Schrift[2]) — verweist auf eine andere Fassung derselben Erzählung im ersten Buche der Geschichten des Aristodemus von Nysa, bei dem die Frau aber nicht Erippe[3]), sondern Gythymia[4]) und der, bei Parthenius namenlose, Barbar Kauaras heiße. Diese Geschichten des Nysaeers, die vermutlich im letzten Jahrh. v. Chr. niedergeschrieben wurden, sind uns jedoch nicht erhalten, so daß sich der Stammbaum der Erzählung des Parthenius nicht weiter verfolgen läßt.

Daß zwischen der Geschichte des griechischen Prosaikers, der im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt in Rom lebte, und der Erzählung in dem türkischen Roman von den „Vierzig Vezieren“, der in der ersten Hälfte des

1) Cf. Mythographi Graeci vol. II fasc. I: Parthenii libellus περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων ed. Paulus Sakolowski. Lipsiae 1896.

2) Vgl. hierüber Rohde, „Der griechische Roman etc.“ (Leipzig 1876) S. 114 ff.

3) Die Handschrift hat 'Ηρίππη, die Form 'Ηρίππη stammt aus der editio princeps, 1531 Basileae ex recensione Jani Cornarii.

4) Γυθυμία, so die Handschrift, für welche Form Εὐθυμία konjiciert wird.

15. Jahrhunderts aus dem Arabischen übersetzt wurde[1]), ein innerer Zusammenhang besteht, daß die beiden Geschichten auf einen Urtypus zurückgehen, ist bei der auffälligen Uebereinstimmnng der Charaktere und des gegenseitigen Verhältnisses der drei Hauptgestalten kaum zu bezweifeln. Dunlop hat von verschiedenen griechischen Stoffen gesprochen, die sich trotz ihrer orientalischen Ueberarbeitung doch in „Tausend und Eine Nacht" noch deutlich erkennen lassen[2]) — die Annahme, daß auch die Geschichte von der treulosen Erippe-Gulpenhe-Adileh dieselbe Entwicklung durchgemacht hat, daß sie griechischen Ursprunges ist und später von orientalischen Erzählern den Sitten und Anschauungen ihres Landes angepaßt wurde — diese Annahme hat für mich viel Wahrscheinliches. Vielleicht erhalten wir von anderer Seite noch mehr Aufklärung über diese Metamorphose, ich selbst muß mich mit dem Ziehen der Verbindungslinie zwischen den beiden Geschichten begnügen.

1) Cf. Dunlop-Liebrecht. S. 524, Anm. 485 b.
2) Cf. ib. S. 412.

KLEINE STUDIEN
ZUR DEUTSCHEN MYTHOLOGIE.

Von Friedrich v. der Leyen.

I. Óđinn nnd Óđrerir.

Óđinn gewinnt nach der Erzählung der Bragarœdur den Göttertrank Óđrerir, indem er als Schlange zu der Jnngfrau Gunnlǫđ schlüpft, die innerhalb des Berges auf Geheiß ihres Vaters Suttungr den Trank bewacht. Der Gott schläft bei der Jungfrau, thut in drei Nächten je einen Trunk, flieht als Adler, verfolgt vom Riesen als anderem Adler, und speit den Trunk in die Gefäße, die ihm die Götter hinstellen.

Der köstliche Göttertrank kam also durch einen Raub und durch die List des höchsten Gottes zu den anderen Göttern.

Raubsagen dieser oder verwandter Art sind nun in der Mythologie nichts Seltenes. Man denke etwa an die berühmteste Raubsage, an die vom Promethens, der dem Zeus das Feuer stahl. Oder man erinnere sich an Herakles, der den Geryoneus tötete und die Rinder entführte, die dieser versteckt hatte, oder man rufe sich die vielen Raubthaten des Hermes ins Gedächtnis, oder den Polyphem, dem Odysseus in listiger Rache seine Herden entwendete. Wie oft erzählt anch das Märchen von Riesen, in deren Besitz sich besondere Kostbarkeiten befanden, die dann der Märchenheld ihnen mit List oder Gewalt raubte.

Warum sich die alten Völker von solchen kostbaren Besitztümern, oder von Wasser und Feuer und anderen Un-

entbehrlichkeiten ihres Seins erzählten, sie seien einmal geraubt worden, erklären uns die Sagen und Vorstellungen der Naturvölker, auf denen ja so oft die Sagen der Kulturvölker beruhen.

Karl von den Steinen sagt in seinem schönen Buch „Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens" (Berlin 1894), S. 354: „Der Indianer hat ja in Wahrheit die wichtigsten Teile seiner Kultur von den Personen erhalten, die wir Tiere nennen, und ihnen muß er sie noch heute wegnehmen. Zähne, Knochen, Klauen, Muscheln sind seine Werkzeuge, ohne die er weder Waffen, noch Haus, noch Geräte herstellen könnte. . . . Was ist natürlicher, als daß er auch die schönen und guten Dinge, von deren Herkunft er nichts oder wie von den Kulturpflanzen nur Unbestimmtes weiß, ebenfalls von Tieren herleitet, sobald er darüber nachdenkt? Was ist natürlicher, als daß die Eidechse, die mehrere Monate verschläft, den Schlaf[1]) (er wurde ihr aus den Angen gezogen) hergeben mußte, oder daß der Kampfuchs, dessen Augen im Dunkel leuchten, . . . das Feuer geliefert hat . . . und daß das Wasser im Besitz einer großen Flußschlange war?· Mit dem Schlaf hat die Eidechse auch die Hängematte hergeben müssen, die dazu gehört. Jetzt hat sie keine mehr, sie ist ihr eben weggenommen worden, und sie war auch sehr böse. Alle jene Errungenschaften wurden mit Gewalt oder List geraubt, darum fehlen sie den Tieren heutzutage."

Von den Steinen erwähnt hier, und das ist für unsere Zwecke bedeutsam, das Wasser sei bei seinen Brasilnegern in Besitz einer Flußschlange gedacht. Später wird in seinem Buch erzählt, wie es von dort zu den Menschen kam (S. 377). Das Wasser, heißt es, war in Töpfen, die der Wasserschlange gehörten; in zwei Töpfen war gutes, in einem schlechtes Wasser. Nur die zwei guten Töpfe zerschlugen die Knaben, die den Menschen das Wasser

1) Die Eidechse erscheint auch mehrfach auf griechischen Monumenten zu Füßen des Schlafes, schlafender Personen und zu Füßen des Hermes. Roscher. Hermes, der Windgott, S. 70.

und die Flüsse brachten. Aus diesen Töpfen lief nun das Wasser eines einarmigen und eines zweiarmigen Flusses, die Knaben liefen hinterher, erlebten allerhand merkwürdige Schicksale und überließen schließlich die Gewässer den Enten, die sie weiter leiten sollten.

Bei diesen Wassersagen möchte ich nun etwas länger verweilen, denn es finden sich an manchen Orten ähnliche und verwandte. Die Vorstellungen aber, aus denen diese Sagen erwuchsen, werden uns auch die Entstehung des nordischen Mythus vom Raub des Óđrerir erklären.

Die Algonkins (Rote Indianer) erzählen: die Erde war zuerst trocken und unfruchtbar, aber der Vater der Menschen zerstörte den riesigen Frosch, der alle Gewässer verschlungen hatte, und leitete die Fluten dann in schöne Ströme und Seen.

Eingeborene in Australien sagen gleichfalls, einmal habe es kein Wasser auf der Oberfläche der Erde gegeben. Alle Wasser waren im Bauch eines großen Frosches enthalten, den brachte man mit vieler Mühe zum Lachen, da gab er so viel Wasser von sich, daß in der entstehenden Wasserflut viele ertranken.

Die Andamanen berichten, eine Krähe hätte aus Rache gegen einen Vogel, der sie verhöhnte, das Wasser aller Seen und Flüsse verschluckt; aus Freude über diese gelungene Rache fing sie an zu tanzen und gab bei diesem Tanz das Wasser von sich (die drei Sagen finden sich bei Andrew Lang, Myth Ritual and Religion I, 39 f.).

Die Tlinkit-Indianer (Alaska) erzählen von einem Mann Kanuk, der hatte alles Wasser in einem kleinen Kasten, den er immer verschlossen hielt nnd auf dem er selbst zu sitzen pflegte. Kanuk gab dem Jēlch, der zu ihm kam, etwas davon zu trinken, aber doch nicht genug. Jēlch wandte nun eine List an, um mehr Wasser zu bekommen. Als Kanuk eingeschlafen war, legte er Hundekot unter seine Renntierdecke, behauptete, jener habe sein Bett verunreinigt, und während Kanuk nun hinausging, sich zu waschen, trank Jēlch soviel Wasser, bis es ihm zur Kehle stieg. Dann flog er davon und setzte sich auf einen Harz-

baum. Der erzürnte Kanuk steckte ein großes Feuer an, davon wnrde Jēlch schwarz. Dann flog er davon, spie auf alle Berge etwas Wasser aus, seit dieser Zeit kommen Bäche und Flüsse von den Bergen. (Anrel Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 259.)

Die mitgeteilten Sagen haben für uns wohl etwas Wunderliches, werden aber aus den primitiven Vorstellungen der Naturvölker leicht verständlich. Es sind meist Raubsagen, nnd sie enthalten alle die Vorstellung, daß ein Tier, meist ein Wassertier, das Wasser alles verschluckte und dann hergab.

Weil diese Tiere im Wasser oder beim Wasser leben, gehört ihnen auch das Wasser : so sagt sich die primitive Logik der Naturvölker. Jetzt kann jeder Mensch vom Wasser nehmen, das war ursprünglich anders, so sagt sich dieselbe Logik weiter: wir müssen den Tieren noch hente alles nehmen, wir haben ihnen früher einmal auch das Wasser nehmen müssen.

Wo war denn aber das Wasser? Darauf lauten die Antworten in unseren Sagen verschieden. Entweder heißt es, das Wasser war versteckt in Töpfen und Kästen; oder das Wasser war in den Wassertieren, sie hatten es alles verschluckt, denn sie trinken es ja noch heute mit besonderer Vorliebe.

Bei manchen Völkern gingen nun wohl zwei Sagen friedlich nebeneinander her, die eine behauptete, das Wasser sei in einem Kasten verborgen gewesen, die andere, ein Tier habe es verschluckt. Diese Sagen verbanden sich dann später; so geschah es bei den Tlinkit-Indianern, bei denen das Wasser ja zuerst aus einem Kasten entwendet und dann verschluckt wird.

Solche Sagenkontaminationen sind nnn nichts ungewöhnliches.

Das Feuer, heißt es, kommt vom Himmel, denn der Blitz fährt ja aus dem Himmel hernieder. Andererseits wohnt das Feuer im Holz, denn es entsteht, wenn man zwei Hölzer aneinander reibt. Verbinden sich diese beiden Vorstellungen, so ergiebt sich die Sage, das Feuer sei aus

dem Himmel geholt und dann in einem Holz verborgen worden. Gerade das aber berichten die Griechen von Promethens; er stahl das Feuer vom Himmel nnd verbarg es in einer Narthexstaude [1]).

Noch eine Analogie: die Seele des Menschen wohnt nach den Vorstellungen der Naturvölker bald in Tieren, bald in Bäumen. Nun erzählt aber ein sehr altes ägyptisches Märchen, die Seele eines Menschen habe sich zuerst in einem Banm, dann in einem Stier und dann wieder in einem Baum verborgen. (Vgl. zu diesem Märchen Cosquin *Contes populaires de Lorraine*, I, LVII f.)

Eine Sage, wie die der Tlinkit-Indianer und ihr auch in Einzelheiten sehr ähnlich ist aber die Sage von Óđinn und Óđrerir. In beiden der Raub; das Verschlucken und das Ausspeien des Trankes; die Verfolgung des Räubers, der, in einen Vogel verwandelt, davonfliegt, durch den Beraubten. So leitet sich also auch die Sage von Óđinn und Óđrerir aus Vorstellungen ab, wie sie sich noch heute bei Naturvölkern finden.

Die Sage von Indra und seinem Somaraub, den er gleich falls als Falke verwandelt ausführt, nachdem er den Trank zuerst verschluckt hat, und den er dann, von Kr̥çánu verfolgt, den Göttern glücklich herabbringt, diese Sage beruht auf denselben Vorstellungen der Naturvölker, wie die des Óđinn und Óđrerir. (Ueber die Sage Ad. Kuhn, Mythologische Studien I, 130 f.)

Ein besonderer Zusammenhang zwischen der indischen und deutschen Sage braucht, nachdem wir nun die Tlinkitsage kennen, aber nicht angenommen zu werden: es ist keine Sage, die nur bei den Indogermanen ausgebildet war.

Mit der Óđinn-Óđrerirsage hat auch die Feuersage der

1) Aehnlich die Tlinkits. Jēlch holt einen Brand Feuer, von einer weit entlegenen Insel, kehrt fliegend zurück, unterwegs verzehrt sich der mitgenommene Brand fast völlig: Jēlch läßt die Kohle auf die Erde fallen, die zerstreuten Funken fallen auf Steine und Holz, deswegen wird jetzt noch aus diesen das Feuer erlangt. Man vergleiche auch die Märchen bei Ad. Kuhn, Myth. Studien I, S. 98.

Tlinkits eine merkwürdige Aehnlichkeit. Dies Feuer wird in Kästen verborgen, von einem Riesen behütet, und der Held, der später dem Riesen das Feuer entwendet (es ist eben derselbe, dem die Menschheit das Wasser verdankt), schlüpft zu der Tochter des Riesen, die von diesem auf das strengste bewacht wird, verwandelt sich in einen Grashalm und läßt sich dann von ihr verschlucken und gebären. (Aurel Krause, a. a. O. S. 261/2.)

Dieser Trank Óđrerir ist nun nicht nur in verschiedenen Gefäßen, er ist auch in einem Berg verborgen, von einem Riesen. Das erklärt sich wohl so: das Wasser kommt von den Bergen, denn aus diesen entspringen noch heute die Quellen. In den Bergen aber wohnen die Riesen nach alter und weit verbreiteter volkstümlicher Anschauung, daher denkt man sich das Wasser von Riesen in Bergen behütet. Diese Ansicht, daß das Wasser aus den Bergen käme, (die im nordischen Mythus den Eindruck von der Verborgenheit des Trankes erhöhen soll) bestand wohl auch einmal als gesondertes Motiv, ist wahrscheinlich eine alte Vorstellung und den anderen gleichberechtigt, die uns bereits begegneten (vgl. Erwin Rohde, Psyche [2] II, 390). Wie kam nun das Wasser aus den Bergen? Die Antwort ist wieder sehr einfach: indem man mit einem Hammer oder einem Stab den Berg zerspaltete, so daß der Weg für die Wasser sich öffnete. Solche That schreibt die Bibel ja Moses, die Griechen schreiben sie Herakles und die Märchen schreiben sie Zauberern zu. Wenn im Nordischen Óđinn ein Loch bohrt, durch das er in den Berg schlüpft, so hatte das wohl eben den Sinn, daß er dadurch den Wassern einen Weg ans Tageslicht bahnen wollte, ähnlich wie Moses oder Herakles; nur daß der späte Sagenerzähler die Bedeutung dieses Bohrens nicht mehr verstand oder vergessen hatte.

Eine solche alte Sage von der Befreiung des Wassers aus den Bergen, in denen sie ein Unhold gefangen hält, ein Dämon in Schlangengestalt, den ein Gott mit einer mächtigen Waffe erschlägt — eine solche alte Sage ist auch der Kampf Indras mit Vṛtra, dieser berühmteste

Kampf des indischen Gottes. Von diesem Vṛtra heißt es außerdem wieder, er habe die Wasser verschluckt; der indische Mythus kombiniert also auch, wie der germanische es, freilich in anderem Sinne, kombiniert, die Vorstellung vom Verschlucken des Wassers mit der von dem Wasser, das im Berg verschlossen ist und durch den sprengenden Stab ans Tageslicht gebracht wird. Daß diese Wasser Regenströme, daß die Berge Wolken sind, davon sagt der vedische Dichter gar nichts (Hermann Oldenberg, Religion des Veda, S. 140, 141); ich weiß auch nicht, warum uns die vergleichende Mythologie zwingen soll zu der Annahme, daß „ursprünglich“ die Berge Wolken, und die Gewässer die befreiten Regenströme waren.

Das aus dem Berg herausgeschlagene Wasser begegnet in Märchen nun öfter als Wasser des Lebens. Und allerdings, nicht nur die hier besprochenen Mythen, auch die Märchen vom Wasser des Lebens gehen auf die von uns genannten primitiven Vorstellungen von der Gewinnung und dem Raub des Wassers zurück. Das im einzelnen auszuführen, wäre eine neue, sehr interessante Aufgabe: ich erwähne hier nur, daß auch dies Wasser des Lebens höchst sorgfältig in Flaschen gehütet wird und daß es ein Märchenheld mit List und Kühnheit von einem Riesen raubt. Dies Wasser wird gern in der weitesten Entfernung gedacht, vielleicht weil zu uns doch das Wasser aus der Wolke, d. h. aus dem Himmel kommt? So wäre die Reise zum Wasser des Lebens zugleich eine Reise in das Jenseits gewesen. Das ist sie wirklich in dem Märchen von Apulejus, in Eros und Psyche (Rohde a. a. O.), in dem Psyche aus dem Styx Wasser des Lebens holen soll.

Auch in späteren Märchen vom Wasser des Lebens finden sich Motive, die eigentlich in die Reisen zum Jenseits gehören, die uns das Märchen ja auch seit der ältesten Zeit schildert. Motive aus diesen Märchen vom Wasser des Lebens sind nun auch, wahrscheinlich in ganz späten Zeiten, und außerdem entstellt und mißverstanden in die Form der Óðinn und Óðrerir-Mythe gedrungen, die uns die

Bragarœdur bieten[1]) (v. der Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda, s. 55).

Somit wird aus den Sagen der Naturvölker hier ein Göttermythus, dort ein Märchen. Und Motive dieses Märchens finden später wieder in eine Form dieses Göttermythus, in die nordische, Eingang.

Das einfache Wasser der Naturvölker erscheint nun im Mythus als Göttertrank, im Märchen als Wasser des Lebens. Das ist auch keine ungewöhnliche Steigerung.

Um die Dinge der Urzeit legt sich gern ein besonderer Glanz, sie erscheinen späteren Geschlechtern in immer wundersamerer Verklärung. Aus der einfachen Urzeit wird das Paradies, eine goldene Zeit voll holden Friedens und süßer Eintracht, um die ersten Menschen, um die ersten Hirten, die ersten Jäger spinnen sich wundersame Legenden; aus der Musik, die den Menschen entzückt, wird eine Musik, deren Klängen nicht nur Menschen, nein auch Tiere und Steine in wilder Hingerissenheit folgen, aus einfachen Zaubermitteln und Zauberkräutern werden Talismane, die den Menschen vor jeder Gefahr schützen, der einfache Name wird zur Zauberformel, der einfache Spiegel zum Zauberspiegel, der alles zeigt.

So verwandelt sich auch das einfache Wasser in der hohen Mythologie zum Göttertrank, in den Märchen zum Wasser des Lebens.

Diese ganze, von mir absichtlich nur angedeutete Entwicklung scheint mir darum der Betrachtung wert, weil sie an einem sehr instruktiven Beispiel zeigt, wie Mythen und Märchen entstehen und wie die Erinnerung an ihre erste Entstehung sich nie ganz verliert, so daß unsere heut erzählten Märchen wirklich uralte Vorstellungen aufbewahren. Aus primitiven Vorstellungen der Naturvölker, aus primitiven Antworten auf Fragen, die ihnen das Leben aufdrängt,

1) Der Ort, in dem der Odrerir aufbewahrt wird, heißt Hnitbjorg. D. h. aber die zusammenstoßenden Berge, die Symplejaden. Diese Symplejaden wieder sind seit sehr alten Zeiten und bei sehr vielen Völkern die größte Gefahr bei den Reisen ins Jenseits. Man vgl. Rohde, Griech. Roman [2] ([1] S. 173,) S. 185, Spencer, Principien der Sociologie, Bd. I, 192, Tylor, Primitive Culture, Bd. I, 314.

werden Märchen und Sagen; erst indem sich diese Vorstellungen verbinden und vermischen, entsteht das Märchenhafte, und dies Märchenhafte steigert sich, indem die Vorzeit, der diese primitiven Antworten doch angehören, in der Erinnerung der späteren Generationen selbst zum Märchen wird. Wie vielfältig verschlungen und verworren erscheint doch uns ein Mythus wie der vom Óđrerir im Vergleich mit den ältesten Sagen und Motiven! Dabei ist er nur eine, allerdings vielfach durcheinander geratene, Verbindung dieser alten Motive; nnd diese Motive wieder erkennen wir nun als verschiedene Antworten auf die eine Frage: wo war zuerst das Wasser? und wie kam es zu den Menschen?

II. Óđinn als Zauberer.

Aus primitiven Vorstellungen, wie sie hier eben erwähnt wurden, erwachsen nicht nur Mythen und Märchen; es entfalten sich daraus auch Götter.

Óđinn zeigt in der Mythe vom Óđrerir eiue große Verwandlungsfähigkeit; er erscheint als Mensch, schlüpft als Schlange in den Felsen, fliegt als Adler fort. Wie man weiß, ist Óđins Verwandlungskunst überhaupt für den Gott charakteristisch. Welches war nun von den vielen Gestalten und Erscheinungen des Gottes die älteste? Oder giebt es überhaupt eine Eigenschaft dieses reichsten germanischen Gottes, aus der sich seine anderen alle verstehen und entwickeln lassen?

Man hält Óđinn allgemein für einen Windgott und sucht aus dieser Eigenschaft des Gottes alle anderen zu erklären. Für diese Anschauung war wohl die Gleichung Merkur=Wōdan der hauptsächliche Anlaß. Schon Tacitus nnd nach ihm weitere wertvolle römische Zeugnisse vergleichen, wie allgemein bekannt ist, den Wōdan mit Merkur und sagen Mercurius sive Wōdan. Merkur ist aber ein Windgott (vgl. bes. Roscher, Hermes der Windgott, Leipzig

1878): darum war es auch Wōdan-Óđinn umsomehr, als ihn deutsche Sagen als Sturmgeist kennen.

Es existieren nun auch viele, z. T. sehr frappierende Aehnlichkeiten zwischen Merkur nnd Wōdan. Beide leben im Winde, fahren auch ihre Lieblinge im Sturm durch die Lüfte (Roscher, S. 23. 105); der eine ist Geleiter, der andere Führer der Seelen, beide sind Götter der Wanderer und der Wege, Götter des Glückes, beide listig, gewandt und verschlagen; der eine gilt als Erfinder der Syrinx und Flöte, der andere als Beschützer der Dichtkunst, der eine wird bei Totenbeschwörungen angerufen, der andere beschwört selbst die Toten, beide besitzen einen zauberkräftigen Stab, und auf alten Vasenbildern erscheint Hermes, wie in den nordischen sǫgur Óđinn, mit einem breitrandigen Hute, der das Gesicht verdeckt (Roscher, S. 27. 113).

Aber, wenn man die beiden Götter vergleicht, fallen die Unterschiede doch schwerer ins Gewicht, als die Aehnlichkeiten. Merkur ist Götterbote und Herold, ein Gott der Gymnastik, er verleiht starke Stimme und starkes Gedächtnis (Roscher, S. 27): von dem allen zeigt sich in Wōdan - Óđins Bild garnichts. Ferner ist Hermes in viel weiterem Sinn Gott der Fruchtbarkeit, in viel engerem Sinn Gott und Führer der Seelen; man preist Óđinn auch als listenreichen, doch verehren ihn die Diebe nicht als ihren Gott. Wiederum ist Wòdan-Óđinn Gott des Krieges, Gott der Verwandlungen und Gott des Zaubers und erscheint als solcher besonders gern, während wir Hermes in dieser Rolle selten oder nie finden.

Darum darf, wer Wōdan-Óđinn prüft, ihn nicht mit Hermes vergleichen und von den gefundenen Aehnlichkeiten ausgehen. Sondern zuerst müssen wir untersuchen, wie sich Wōdan bei den Deutschen, Óđinn bei den Nordleuten entwickelt nnd gestaltet, dann erst läßt sich entscheiden, ob ein Vergleich mit Merkur fruchtet oder nicht.

Ist es denn anßerdem so unbestreitbar, daß Hermes ursprünglich ein Gott des Windes war und sich ans dieser Eigenschaft seine anderen alle, ausnahmslos entfalteten? Mir scheint das nicht. Hermes war doch auch ein Gott

des Schlafes und Traumes und ein Geleiter der Seelen. Gerade als solchen nennen ihn sehr alte Zeugnisse (Roscher, S. 66 ff.). Da aber aus den Erscheinungen des Schlafes and Traumes sich der Seelenglaube entwickelt, der wohl bei allen Völkern Anfang der Mythologie war, so dürfte anch bei Hermes seine Eigenschaft als Gott des Schlafes und Tranmes nnd der Seelen, die im Schlaf nnd Tranm frei, vom Körper abgetrennt, nmherschweben — diese Eigenschaft also dürfte bei ihm die älteste sein[1]). Ans einem Gott der Seelen wnrde Hermes ein Gott des Windes, weil eben die Seele ein Hanch war und im Winde wohnte, sobald sie sich vom Körper für immer getrennt hatte.

Selbst also die Forscher, die Wōdan nur verstehen wollen, nachdem sie ihn mit Hermes verglichen, brauchen darum Wōdan nicht für einen Windgott zu halten. Mir scheint außerdem, daß es der Forschung bisher noch nicht glückte, aus Óđins Windnatur seine vielfältige Wesenheit befriedigend zu erklären. Insbesondere hat man des Gottes Eigenschaft als Zauberer nicht mit der Eigenschaft als Windgott in rechten Einklang bringen können. E. H. Meyer (German. Mythologie, S. 233) sagt wohl „als geheimnisvoll flüsternder und auf nnd ab rauschender Windgott weissagt er, ist runenzauber- und sangeskundig": aber das ist eine moderne mythologische Tüftelei, keine alte mythische Anschannng. Mogk will Óđins Zauberei aus seiner Weisheit ableiten, die ihm als Gott des Schicksals nnd des Himmels gebühre, anscheinend hält dieser Forscher die Zauberei für das letzte in Óđins Entwicklung. Träfe das zu, so müßte doch Óđinn schon als Wōdan, in Deutschland, wo er im zweiten Merseburger Zauberspruch als Zauberer auftritt, Gott der Weisheit gewesen sein; diese Annahme wird aber durch die Ueberlieferung nirgends bestätigt. Und selbst wenn die Ueberlieferung auch hier

1) Vgl. bes. Roscher S. 47 den Hinweis auf den homerischen Hymnus auf Hermes, in dem v. 145 f. der Gott mit einem Herbstlüftchen verglichen wird, das wie ein Nebel durchs Schlüsselloch schlüpft. — So erscheinen gerade die Seelen, als Hauch und durch Schlüssellöcher schlüpfend. Belege bei Laistner, Nebelsagen, S. 128/9.

lückenhaft wäre, so kann doch ein Gott der Weisheit nur der Gott eines Volkes von relativ hoch entwickelter Kultur sein; während schon die Naturvölker den Zauberer fürchten und verehren. Darum war wohl auch bei Óðinn seine Eigenschaft als Zaubergott die ältere und aus einem Gott der Zauberei und des geheimnisvollen Wissens ward er später ein Gott der Weisheit; nicht hat sich umgekehrt die Zauberkraft aus der Weisheit entwickelt.

Die ausführlichste und wohl auch zuverlässigste Schilderung von Óðinn giebt, wie man weiß, Snorri in der Ynglingasaga, c. 6. 7 (ich citiere nach der Ausgabe von Finnur Jónsson, Samfund 23, 1). Darin heißt es (S. 17, 10) *en þat bar til þess, at hann kunni þær íþróttir at hann skipti litum ok líkjum á hverja lund, at hann vildi.* Und das c. 7, das von den Künsten (íþróttir) Óðins spricht, fängt demgemäß an (S. 18). *Óðinn skipti hǫmum, eá þá búkrinn sem sofinn eða dauðr, en hann var þá fugl eða dýr, fiskr eða ormr, ok fór á einni svipstund á fjarlæg lǫnd at sínum erendum eða annarra manna.*

Diese Stelle ist viel citiert worden, aber meines Dafürhaltens ist ihre grundlegende Wichtigkeit noch nicht erkannt.

Man vergleiche mit ihr den Bericht eines Brasilnegers, den von den Steinen (a. a. O. S. 346) selbst hörte, über einen Zauberer „Der Himmel hat einen Boden wie hier. Der Zauberer sagt es, der da war. Er trank Schlingpflanzengift und starb. Er war dann nicht mehr wie Menschen, er konnte in einen Jaguar oder eine Cobraschlange oder einen Geier hineingehen. Er stieg zum Himmel, kehrte zurück, erwachte als ein Mensch und war wieder wie vorher. Dies geschah am Paranatinga."

Dazu bemerkt von den Steinen aus seiner reichen Erfahrung erläuternd: „Während seiner Narkose kann sich der Zauberarzt in jede beliebige Tiergestalt verwandeln und jeden beliebigen Ort sofort erreichen. Die Verwandlung findet so statt, daß er in das Tier hineingeht."

In dem Bericht des Brasilnegers sind also genau die Kräfte einem Zauberer zugeschrieben, die der nordische

Historiker dem Gott Óđinn zuerteilt. Diese Kräfte lassen sich für Óđinn gar nicht anders erklären als durch die Annahme, daß sich in diesem Fall die Fähigkeiten des Gottes aus den Fähigkeiten eines Zauberers entwickelten, an die Naturvölker noch heute glauben und an die nnsere Vorfahren auch einmal geglaubt haben [1]).

Die Seele jedes Menschen verläßt ja, wie auch hier schon angedeutet wurde, nach dem Glauben der Naturvölker in Schlaf und Traum den Leib, während dieser regungslos an einer Stelle bleibt, und kehrt, wenn der Mensch erwacht, in den Leib zurück. Der Zauberer unterscheidet sich von anderen Menschen dadurch, daß seine Seele jederzeit, sobald er nur will, aus dem Körper entweichen kann: d. h. der Zauberer hat eine besonders lebhafte Phantasie und Empfindlichkeit, er durchlebt darnm häufiger Visionen, die Traumbildern gleichen oder sie an Stärke und Fnrchtbarkeit übertreffen. Und der Zauberer weiß sich auch künstlich in die ekstatischen Zustände, in den Paroxysmns zu versetzen, in denen sich Traumvisionen einstellen, sei es durch Narkose (wie bei den Brasilianern), sei es durch Hungern und Fasten, sei es durch berauschende Tränke, sei es durch Musik und wilden Tanz, sei es durch Einatmen betäubender Dämpfe. Anch in solchen Zuständen liegt der Leib wie im Traum, meist wie erstorben da, doch der Zauberer fühlt sich leicht nnd frei, er glaubt zu fliegen, — d. h. seine Seele fliegt — er sieht und spricht die Geister längst Abgeschiedener — d. h. seine Seele spricht mit ihnen — er glaubt ins Riesenhafte zu wachsen und sich ins Winzigste zu verkleinern, die vielfältigsten Gestalten anzunehmen — d. h. seine Seele entfaltet eine grenzenlose Verwandlungsfähigkeit. Dabei wirkt jeder Ein-

1) Zu den nachfolgonden Schilderungen vergleiche man besonders Erwin Rohde, Psyche [2] II, 1—37 und die dort S. 17/18 und S. 24, a. 1. 2. angegebene Litteratur, vornehmlich:
Cranz, Historie von Grönland [2] I, 254 f.
Radloff, Aus Sibirien II, 1—67.
Aurel Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 290 f.
Tylor, Primitive Culture II, 120 f.
Die reichhaltigste Zusammenstellung über Zauberei im Norden giebt noch immer Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes II, 100—145.

druck, als sei er vertausendfacht, die Empfindlichkeit ist aufs äußerste gespannt, der Zauberer sieht und erkennt das Verborgene, er wird gegen körperliche Schmerzen ganz fühllos, Flammen und das heißeste Wasser verbrennen ihn nicht, Waffen verletzen ihn nicht, die Kräfte steigen ins Uebernatürliche, und er verfällt oft einer heiligen Raserei, auf die eine gänzliche Erschöpfung und Erschlaffung folgt. — Anch kann der Zauberer, im Unterschied von den anderen Wilden, die nur träumen und sich von ihren Tränmen beherrschen lassen müssen, die Seele nicht bloß aus dem Körper treiben, wann er will, sondern in die Gegenstände, in die Tiere, in die Menschen, in die er will. Nicht allein eine lebhaftere Phantasie, auch eine lebhaftere Nachahmungsgabe zeichnet den Zauberer vor den anderen Wilden aus; finden wir doch in den Zauberberichten so oft erwähnt, daß der Zauberer die Stimmen von Tieren oder Geistern nachahmt, und dann geht er nach dem Glauben der Wilden eben in diese Geister und Tiere ein. Eine solche Verwandlungsfähigkeit besaß auch Óđinn.

Die Zustände und Erfahrungen des Zauberers sind also denen des Schlafes und Tranmes verwandt; wir wissen anch aus dem Norden von Zaubereien, die im Traum geschahen (vgl. Golther, Handbuch der german. Mythologie, 652 A 1, und Fláteyjarbók II, 216). Daher ist der nordische Zauberer Herr über den Schlaf, er kann, wen er will, in einen langen Zauberschlaf versenken (Maurer II, 145 A. 197): desgleichen Óđinn, er sticht die Sigrdrífa mit dem Schlafdorn.

Weiter: der Zauberer sieht und erkennt das Verborgene (Maurer II, 119. 122. 133). Diese Gabe entfaltet wieder Óđinn, denn (Ynglingasaga, c. 7, S. 19, 10): *Óđinn vissi um alt jarđfé, hvar fólgit var, ok hann kunni þau ljóđ er upp lauksk fyrir honum jǫrđin ok bjǫrg ok steinar ok haugarnir ok batt hann međ orđum einum þá, er fyrir bjoggu, ok gekk inn ok tók þar slíkt, er hann vildi.*

Die Empfindungslosigkeit des Zauberers, seine übernatürlichen Kräfte und die darauf folgende Ermattung wird

nun von Ódinn nicht berichtet; es sei denn, daß sein Name von Adam von Bremen richtig gedeutet ist: Wōdan id est furor. Dann hätte der Gott diesen Namen solchen Zuständen der Besessenheit zu verdanken. Aber diese Zauberzustände waren die bezeichnende Eigentümlichkeit der Berserker und diese Berserker treten sehr oft als Ódins Schützlinge auf. *En hans menn* (die Ódinsmenn) *fóru brynjulausir ok váru galnir sem hundar eða vargar bitu i skjǫldu sína, váru sterkir sem birnir eða griðungar, þeir drápu mannfólkit, en hvártki eldr né járn orti á þá; þat er kallaðr berserksgangr* (Yngl. saga c. 6). Diese Berserker haben gleich Ódin die Kraft, sich zu verwandeln und andere Hüllen anzunehmen; sie heißen eigi einhamr oder hamrammr, und was von ihrem Paroxysmus erzählt wird, von ihren Wahnsinnsanfällen und ihren übermenschlichen Kräften, denen eine völlige Erschöpfung folgt: das liest sich wie ein Bericht über Zauberer der Naturvölker [Maurer II, S. 106—109. 116 und Egilssaga (ed. Jónsson) c. 1 (S. 5, 3), c. 27 (S. 84, 10), c. 40 (S. 116, 10). Eyrbyggjasaga, (ed Gering) c. 25 (S. 84, 2), c. 28 (S. 100, 10)]. Die Berserker Ódins dürfen etwa mit den Priestern des Gottes Soranus verglichen werden, die (als Wölfe? hirpi?) bei den Festen auf dem Berg Soracte bis in späte Zeit mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen wandeln (W. Hertz, Werwolf, S. 41).

Insbesondere kann der Zauberer seine Seele in die von Toten schicken und diese beleben (hübsche Beispiele aus Indien W. Hertz, a. a. O. S. 24). Der Zauberer ist also Totenbeschwörer, auch im Norden (vgl. Maurer II, 140 A. 186). Das Beschwören der Toten ist zugleich Ódins Kunst: *en stundum vakði hann upp dauða menn ór jǫrðu eða settisk undir hanga; fyrir því var hann kallaðr drauga - dróttinn eða hanga - dróttinn* (Ynglingasaga c. 7) entsprechend äußern sich die Hǫvamǫl ed. Symons (Str. 157), und die Vegtamskviđa nennt den Gott „Vater des Zaubers“, weil er die Vǫlva aus ihrem langen Totenschlafe weckt.

Der Zauberer, bei den Naturvölkern (Tylor II, 138 bes. A. 5) ebenso wie im Norden (Mogk, Pauls Grdr. [2] III, 306), wahrsagt auch mit Hilfe der Toten, mit Hilfe ihrer

Knochen nnd ihres Hauptes, in dem sich nach alter An-Anschauung die Seele birgt. Derart wahrsagt auch Óđinn mit Mímirs Haupt: *Óđinn hafđi međ sér hǫfuđ Mímis ok sagđi þat honum mǫrg tíđendi ór ǫđrum heimum* sagt Snorri. — Weil der Zauberer Macht über die Seelen hat, so wird er auch ihr Geleiter und Beschützer, und so führt er sie anch in das Seelenreich (vgl. bes. Radloff, Aus Sibirien II, 54). Als solcher ψυχοπόμπος führt Óđinn auf seinem Nachen die Leiche des Sinfjǫtli ins Land der Abgeschiedenen; und er reitet auch (nach der späteren Fassung reitet sein Sohn Hermóđr) in die Hölle, um aus ihr Baldr zn befreien. — In Deutschland führt Wōdan in der weitestverbreiteten Sage, die ihm gilt, das Heer der Seelen durch die Lüfte, und im Norden ist er Herr über das Totenreich Valhǫll.

Der Zanberer kann die Geister austreiben und kann sie anderen anwünschen, er ist, da die Krankheiten als böse Geister gedacht sind, auch Herr der Krankheiten, die er den Menschen anhext oder von der er den Menschen befreit.

Von Krankheitszauber dieser Art erzählt die Egilssaga (ed. Jónsson) c. 71 (S. 241): Óđinn wirkt durch ihn auf Rindr (vgl. auch Hǫ́vamǫ́l, ed. Symons, Str. 147. 151). Seine besondere Kunst aber ist es, wie die der nordischen Zauberer auch (Maurer II, S. 105 A. 23, Vatnsdœlasaga, c. 26), die Feinde zu verblenden, worüber später noch die Rede sein wird.

Der Zanberer war, eben weil er in den Himmel ausfahren konnte, auch Beherrscher der Luft: Wettermacher, und als solcher besonders unentbehrlich und besonders gefürchtet. Aus demselben Grunde brachte man den nordischen Zauberern eine mit Furcht gemischte Verehrung entgegen, die nns mehrfach bezeugt wird (Maurer II, S. 133, Orvar Odds saga, (ed. Boer) c. 2 (S. 7) — Maurer II, S. 137 A.164. — 138 A. 170). Óđinn bewährt seine Kunst des Wettermachens vornehmlich in der Volsungasaga (c. 17) er rühmt sich dieser Kunst in den Hǫ́vamǫ́l (Str. 154). Snorri bemerkt darüber (Ynglingasaga c. 7): *þat kunni hann en at gera međ orđum einum at kyrra sjá ok snúa vindum.*

Sehr viele und gerade die bezeichnenden Künste, die Naturvölker ihren Zauberern zuschreiben und die auch im Besitz der nordischen Zauberer sind, übt also Óðinn aus. Lassen sich nun alle anderen Eigenschaften dieses Gottes aus seiner Zauberernatur herleiten? Sind die Zauberkünste in seiner ursprünglichen Wesenheit inbegriffen, oder hat sich der Gott erst später durch sie bereichert, da sie ihm eigentlich garnicht zukamen?

Óðinn erscheint als Zauberer, wie hier schon einmal betont wurde, bei den Deutschen und auch bei den Angelsachsen (Mogk, Pauls Grdr. ² III, 344). Somit gehört die Zauberei schon in alter Zeit zum Wesen des Gottes. — Der Zauberer aber ist Herr der Seelen, Führer der Toten: als solcher Herr der Seelen erscheint nun Óðinn-Wōdan in der ältesten und zugleich verbreitetsten Sage, die ihm gebührt (vgl. Hermann Usener, Götternamen, S. 42), somit hat man Wōdan als Zauberer verehrt, seit man ihn überhaupt verehrte.

Als Herr der Seelen, die, nachdem sie sich vom Körper getrennt, im Winde hausen, weil sie doch selbst ein Hauch sind, ein „leichtes Gewölke", ist Óðinn auch Gott des Windes, d. h. er führt das Heer der Seelen im Sturm durch die Lüfte[1]). Óðinn mußte auch, ähnlich wie die Hexen und Walküren, infolge einer anderen primitiven Anschauung in Wind und Wolken walten: ist er doch Herr des Wetters, darum wohnt er im Wetter.

Ein Gott des Windes und der Wolken erhebt sich dann leicht zum Gott des Himmels. Als solcher wird er ja auch in jener sehr alten von Paulus Diaconus mitgeteilten Sage verehrt, in der er den Longobarden den Sieg giebt. Wie wurde nun aber Óðinn aus einem Gott der Zauberei ein Gott des Krieges? Das war eine Entwicklung, die nur bei den Germanen begreiflich und bei ihnen wiederum notwendig ist.

Óðinn wurde aus einem Herr der Seelen und Be-

1) Bei den Mongolen ziehen die Geister der Ahnen im Sturm durch die breitastigen Wipfel der Bäume. Roscher a. a. O. S. 58.

schützer der Seelen Beschützer der Helden; aus dem Herrn der Toten wurde der Herr der im Kampf Getöteten, aus dem Reich der Toten wurde Valhǫll. Wo konnte auch Óđinn als Herr der Toten den Germanen sich entsetzlicher und majestätischer offenbaren als im Kriege? Schildern ihn nicht auch die nordischen Sagen immer von neuem als den Gott, der Opfer und wieder Opfer will? Ihn, dem nach unseren ältesten römischen Zeugnissen schon vor Jahrhunderten die größten und höchsten Opfer dargebracht wurden (eben weil er der Gott der abgeschiedenen Seelen war). Óđinn war Zauberer: welchen Zauber mußten nun die Germanen ungestümer verlangen als den Kriegszauber, der die Feinde lähmt und blendet, der sie in Fesseln schlägt und die Fesseln der Freunde löst (man vergleiche den ersten Merseburger Zauberspruch), der die eigenen Helden feit und schützt, sie zu Sieg und Ruhm führt, ihnen die Vorzeichen des Krieges deutet! — Der Zauberer war bei den Germanen Krieger, kämpften doch sogar die Wahrsagerinnen und Zauberinnen im Heere, Zauber und Krieg war bei den Germanen von jeher unauflöslich verbunden.

Und im Norden tritt Óđinn eigentlich noch immer als Kriegszauberer auf — als der nach Toten unersättliche Gott, als Verleiher und Verweigerer des Sieges (wie schon in der longobardischen Sage) als Gott über den Krieg, als den Gott, der die Vorzeichen und die Geheimnisse des Krieges kennt (Reginsmǫ́l, Str. 20—25), der den Seinen unwiderstehliche Stärke giebt und die Feinde mit Ohnmacht und Verwirrung schlägt (Hǫ́vamǫ́l Str. 147. 149. 155; Snorri, Ynglinga saga c. 6: *Óđinn kunni svá gera, at í orrostu urđu óvinir hans blindir eđa daufir eda óttafullir, en vápn þeira bitu eigi heldr en vendir*).

Daß wenn ein Volk in seiner Kultur und in seinen Göttern fortschreitet, auch der Gott der geheimnisvollen Kunde zum Gott der Weisheit wird, ist hier schon angedeutet. Ebenso leicht wird der Gott des Zaubers zum Gott des Schicksals, besonders wenn dieser Gott des Zaubers von jeher über den Krieg waltet.

Da nun alle wesentlichen Eigenschaften Óđins auf

seine Eigenschaft als Zauberer als auf die erste zurückweisen, und noch organisch und unmittelbar mit ihr zusammenhängen, da Óđins Zauberkräfte außerdem im Norden sehr vielfältig, sehr anschaulich und sehr zuverlässig bezeugt sind, so wird die Annahme fast notwendig, daß Wōdan-Óđinn aus einem Zauberer ein Gott wurde. Denn seine vielfältige Wesenheit und seine vielfältigen Erscheinungsformen werden am leichtesten erklärt, wenn man sie aus den vielfältigen Künsten herleitet, die man dem Zauberer bei den Naturvölkern zutraute; sowie aus den vielfältigen Aufgaben, die jener bei diesen Völkern zu lösen hat. — Man wird mir zugeben: das Wesen Óđins läßt sich in seiner ganzen Mannigfaltigkeit verstehen, ohne daß man je hilfesuchend nach dem verwandten Merkur auszuspähen braucht. Darum scheint mir auch die Annahme ganz überflüssig, daß sich Óđins Gottheit mit Attributen bereichert habe, die ursprünglich dem Merkur gebühren. Óđinn und Merkur waren Götter der Seelen und hausten im Wind, beide entstanden aus Vorstellungen, wie sie heut noch bei den Naturvölkern leben, daraus erklären sich die unleugbaren Aehnlichkeiten der beiden Götter. Bei den Germanen aber wurde aus dem Zauberer, dem Seelen- und Windgott der höchste der Götter, der Gott der Weisheit, des Schicksals, des Krieges; bei den Griechen blieb Hermes ein untergeordneter Gott, er ward ein Götterbote und ein Gott der Klugheit. In ihrer Entwicklung gingen sich beide Götter also nicht parallel, sie gerieten sogar recht weit auseinander: infolgedessen büßt die Vermutung immer mehr von ihrer Wahrscheinlichkeit ein, der Germanengott habe manches vom griechisch-römischen in sich aufgenommen.

Ich glaube nun sogar, daß verschiedene, bisher noch nicht erklärte oder unzureichend erklärte Berichte über Óđinn sich uns in ihrer eigentlichen Bedeutung darstellen werden, wenn wir sie als Aussagen über Zauberthaten oder Zaubereigenschaften des Gottes auffassen.

Óđinn hat zwei Raben, die er in alle Welten schickt und die ihm dann alles mitteilen, was sie sahen. — In alten Sagen, die älteste derart findet man bei Paulus Dia-

conus 3, 34, und ihr ist eine neuere isländische (Jón Arnason I, 356 — vgl. auch Laistner, Nebelsagen S. 128/9) nah verwandt — heißt es nun: ein Mann entschläft, ein Wölkchen oder ein Schlänglein schlüpft aus seinem Mund, läuft oder schwebt an mancherlei Orte, kehrt in den Mund des Schlafenden zurück und der erwacht. Er erzählt, wohin er im Traum sich begeben, diese Traumfahrten sind aber eben die Wege, auf denen das Schlänglein, bezw. das Wölkchen sich bewegten, wie das ein treuer Diener des Schlafenden beobachtete.

Diese Sagen geben, wie längst erkannt wurde, nur die ältesten Vorstellungen von Traum und Schlaf wieder. Das Schlänglein oder der Hauch sind des Schlafenden Seele. Diese Seele aber erscheint bei primitiven Völkern und auch sonst sehr oft als Vogel (vgl. bes. J. Grimm, Deutsche Mythologie [4] II, 690, Ad. Kuhn a. a. O., S. 96): fliegen doch die Vögel ebenso leicht und frei wie die Seelen im Traum, klingt doch auch die Stimme der Vögel der menschlichen Stimme oft so ähnlich, nur noch reiner, melodischer.

Sollten darum nicht die zwei Raben Óđins einmal nur ein Rabe und sollte dieser Rabe nicht Óđins Seele in Rabengestalt gewesen sein? Dem Schlafenden fliegt die Seele als Rabe aus dem Mund und kehrt beim Erwachen in ihn zurück; der Zauberer schickt die Seele als Raben über alle Welten. Man bedenke auch, daß sogar noch in der Gylfaginning der Gott am Morgen seine Raben ausschickt und daß sie vor dem Frühstück zurückkehren; — das ist doch wohl eine dunkle Erinnerung daran, daß sie einmal des Morgens, d. h. wenn er erwachte, wieder zu ihm kamen. Die Namen Huginn und Muninn sind doch auch noch Namen von Seelenkräften.

E. H. Meyer (S. 232) deutet die Raben als „dunkle Sturmwolken“, Mogk als „Sinnbild der bewegten Luft“ (? ? — Pauls Grdr. [2] III, 336). Das sind aber keine Erklärungen, sondern solche „Deutungen“ zeigen nur, wie wenig sich ein Forscher das zu Deutende deuten kann. Abgesehen davon erscheinen doch im Nordischen ebenso wie im Griechischen und Römischen die Sturmwinde als Adler und nicht als Raben.

In den schwierigen Strophen der Hǫvamǫl 138—141 teilt uns Óđinn mit, er habe neun Nächte am windigen Baum gehangen, vom Speer verwundet, sich selbst geweiht, ohne Trank und Speise. Da blickte er nach nnten, hob die Runen zu sich und fiel zu Boden. Dann wuchs er und wurde berühmt.

Es hing nun nach meiner Ansicht in einer älteren, nns verlorenen Form dieses Berichts Óđinn nicht selbst am Baum, sondern am Banm hing ein Óđinn Geweihter, ein mit dem Speer Verwundeter (vgl. Ynglingasaga, c. 9. S. 21, 17). An ihm erprobte Óđinn seine Kunst, er sprach zauberkräftige Sprüche, ließ seine Seele in ihn hineinfahren nnd erweckte ihn dadurch zum Leben, so daß er vom Baum fiel und zu reden anhub. Genau wie es Snorri in der oben (S. 157) erwähnten Stelle der Ynglingasaga andeutet und wie die Hǫvamǫl selbst es sehr klar schildern (Str. 157 ed. Symons: *Þat kann ek et tolfta, ef ek sé á tré uppe | váfa virgelná: | svá ek ríst ok í rúnom fák, | at sá gengr gume | ok mæler viđ mik*).

Um zu diesem Zauber fähig zu werden, fastete und hungerte Óđinn, wie das Brauch der Zauberer ist, auch im Norden (das ist der Sinn des úti sitja, vgl. Golther, Handbuch, S. 648/49). So erklärt es sich, daß in Str. 139 Óđinn erst zauberkräftig wird, nachdem er neun Nächte weder Brot noch Trank empfangen. Dieser Totenzauber Óđins darf nnn wohl als Meisterstück gelten, daher ist es nicht ungeschickt, wenn unser Dichter bemerkt, seit jener That sei Óđinn eigentlich weise geworden.

Weil Óđins eigene Seele in den Gehängten fuhr, nahmen spätere Zeiten an, er habe sich selbst erhängt und selbst aus dieser Lage befreit. Das ist die sehr einfache Lösung des Rätsels, daß Óđinn sich selbst erhing. Und wir brauchen diese Lösung darum nicht etwa in dem Einfluß mißverstandener Berichte von Christi Krenzigung zu suchen: wenn hier von einem Mißverständnis gesprochen werden darf, so ist nur die einheimische, durch Hǫvamǫl Str. 157 repräsentierte Ueberlieferung mißverstanden worden.

Daß der höchste Gott sich selbst erhing und sich selbst aus seiner Erhängung befreite, klang nun recht merkwürdig

und geheimnisvoll. Es ist darum kein Wunder, wenn sich spätere Dichter bemühen, den Eindruck dieses Geheimnisvollen zu verstärken. Eben diese Bemühung erkennen wir deutlich in den Versen 138, 5. 6 und 140, 1—4, deren Echtheit die Forschung bezweifelt. In diesen Versen wurde aus dem einfachen Baum der Weltenbaum, an dem der höchste Gott hing; da nach späterer Auffassung Óđinn von Mímir seine Weisheit besitzt, so erscheint auch hier Mímir — denn das ist doch wohl Bestlas Bruder — und lehrt den hängenden Gott zauberkräftige Runen, da sich in der Str. 139 Óđinn zu beklagen scheint, daß er keinen Trunk empfing, so behauptet der Dichter von Str. 140, der Gott sei von Mímir getränkt worden, natürlich nicht mit einem gewöhnlichen Trank, sondern mit dem Göttertrank Óđrerir. Alle diese Zuthaten verraten einen Geist, den Geist poetischer und mythischer Gelehrsamkeit: also den Geist der Skalden.

Dieser Geist der Skalden waltete nun auch in den Grimnesmǫ́l.

Die Ynglingasaga c. 7 erzählt von Óđinn auch, daß er Feuer löschen könne. Dementsprechend lautet Hǫ́vamǫ́l 152 (ed. Symons): *ef ek sé hǫ́van loga | sal of sessmǫgom | brinnrat svá breitt, at ek hǫ́nom bjargegak | þann kannk galdr at gala.*

In den Grimnesmǫ́l wird nun Grimnir-Óđinn von Agnarr durch einen Zaubertrank gelabt, nachdem er acht Nächte zwischen zwei Feuern gesessen. Kaum genoß Óđinn den Trank, so spricht er den Spruch

Heitr est(u) ‚hripuþr‘ ok heldr til mikell;
gǫngomk firr, fune!
loþe svipnar, þót (ek) á lopt berak,
brinnomk feldr fyrer.

Klingen diese Verse, besonders die beiden ersten, nicht genau wie ein Zauber, der die Flamme löschen soll? Und war der eigentliche Sinn des Trankes nicht der, daß er Óđinn die Zauberkräfte geben sollte, das Feuer zu vertreiben?

Für mich hat diese Vermutung die größte Wahrscheinlichkeit. Freilich haben die nordischen Skalden diesen Sinn der ersten Strophe vergessen; nach ihnen erzählt

Óđinn in endlosen Strophen von Himmel und Göttern, von Valhǫll und den Walküren, von der Entstehung der Welt und der Weltesche Yggdrasill, und er nennt dabei Namen und wieder Namen; dann ruft er, der höchste Gott, die anderen Götter zu Hilfe, schließlich enthüllt er sich und spricht seinen Fluch: alles, während das Feuer noch an ihm leckt und während seine Kleidung schon in der ersten Strophe Feuer gefangen hatte. Das ist doch höchst unsinnig; aber der schönste künstlerische Sinn entsteht, wenn wenn unsere Annahme das Rechte trifft; der Gott löscht erst das Feuer, enthüllte sich dann in seiner Majestät und Furchtbarkeit und sprach aus dieser heraus seinen Fluch. Dann erscheint der Gott, wie er erscheinen soll; leider haben die Skalden auch hier ein einfaches großes altes Lied durch ihre gelehrten Zusätze aufgeschwellt und zugleich entstellt.

Óđinn bewährt sich — immer noch vorausgesetzt, daß meine Annahme das richtige trifft — in unserem Lied also wiederum als Zauberer. Und in der Einleitung, die unseren Grimnesmǫl vorausgeschickt wurde, warnt Frigg wirklich den Geirrøđ vor Óđinn als vor einem Zauberer, den auch der bissigste Hund nicht anfallen würde. Wir wissen ja aus der Vegtamskvida, daß sogar der Höllenhund den Óđinn nur anbellt (Str. 2. 3).

Aber unsere Sage setzt nicht mit dem Feuerzauber ein, sondern, von jungen, ganz späten, märchenhaften Zusätzen abgesehen, mit Óđins Marterung. In Berichten über Zauberei der Naturvölker wird uns nun manchmal erzählt, daß der Zauberer sein Wissen ebensowenig gutwillig hergiebt, wie die Tiere ihre Kostbarkeiten gutwillig hergeben. Sondern der Zauberer entzieht sich seinen Verfolgern durch viele Verwandlungen, muß gefesselt oder gefoltert werden und sagt dann erst, was er weiß[1]).

1) Vgl. Krause, Tlinkit 290 nach Erman, Zs. f. Ethnologie II, 324 ff. Schon Erman weist darauf hin, daß die Sage von Proteus, die Homer erzählt (wie der zauberkundige Greis dem Menelaos und seinen Befragern in den vielfältigsten Verwandlungen entkommen will, endlich gebunden wird und dann erst wahrsagt), eigentlich nur einen Zauberer der Naturvölker schildert, den man ebenso zur Mitteilung seiner Weisheit zwingen muß. (Ueber solche Verwandlungssagen vgl. Laistner, Rätsel der Sphinx I, 62. 64. Ad. Kuhn, Myth. Studien I, 33 A. Mannhardt, W.F.K. II, 60.)

Auch nordische Zanberer wurden gebunden und gemartert, bis sie ihre Künste endlich übten (Maurer II, S. 133 A. 149). Einer solchen Marter wurde also Ódinn in unserem Lied unterworfen. Er sollte nicht nur, wie in den Hǫvamǫl (8 Nächte) hungern, ohne Speis und Trank, er wurde anch zwischen zwei Feuer gesetzt[1]) und gefoltert, damit seine Zauberkünste dem Geirrød zu gut kämen. Aber der Gott löschte das Feuer, gab sich als Ódinn zu erkennen, und während sein Peiniger noch von lähmendem Entsetzen befallen war, sprach er über ihn den Zauberfluch und jener fiel durch einen tückischen Zufall in das eigene Schwert. Das war das alte Lied von König Geirrøds Glück und Ende. Es wäre dies Lied dem alten Grottasǫngr durchaus analog. Auch dort zwei überirdische Wesen gefesselt, auch dort sollen ihre Zauberkräfte dem Peiniger Glück und Reichtum schaffen; aber anch sie sprechen, sobald sie sich ihrer Macht bewußt geworden, den Zanberflnch nnd der König mit seinem ganzen Gefolge versinkt in die Fluten der See.

Das Motiv, daß der Sohn des Königs, Agnarr, den gefangenen Gott mit einem Trunk labt und von ihm dann herrlich belohnt wird, ist ebenso sicher ein späterer Zusatz wie Mímir und sein Trunk Ódrerir in den Hǫvamǫl. Dieser Zusatz in unserem Lied geschah außerdem wahrscheinlich unter dem Einfluß eines weit verbreiteten Märchens; gerade die Grimnesmǫl sind ja vielfach durch Märchen und Märchenmotive erweitert worden (S. v. der Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda, S. 52—53).

Damit will ich diese Studien schließen in der Hoffnnng, daß ich überzeugende Vermutungen aussprach, die znr Aufklärung der wirklichen inneren Geschichte der nordischen Götter und Göttersagen ein wenig beitrugen.

1) Auch Prand setzt sich zwischen Feuer und Gitter bei seiner Toten-Beschwörung. Maurer II, 141. Flateyjarbók I, 556. In der Droplaugarsonarsaga, Maurer II, S. 116 A. 56, muß sich ein Berserker bei seinem Anfall am Feuer wärmen, ein so heftiges Zittern überkommt ihn.

HUNNEN UND HÜNEN.

Von Johannes Hoops.

Der Name des tatarischen Reitervolkes, das durch seinen Einbruch in Europa den Anstoß zur Völkerwanderung gab, das durch seine wilde Grausamkeit und die Eroberungszüge seines großen Königs Attila alle Völker des Westens in Schrecken versetzte und das ganze Mittelalter hindurch in der germanischen Heldensage fortlebte, der Name der Hunnen hat von jeher das gelehrte Interesse herausgefordert. Ueber die Etymologie desselben und sein Verhältnis zu *hüne* und andern Ausdrücken ist eine große Anzahl Deutungen von fast verwirrender Mannigfaltigkeit aufgestellt worden. Vielleicht ist es aber trotzdem möglich, die Frage in neue Beleuchtung zu rücken. Der Versuch soll im folgenden gemacht werden. Es wird sich empfehlen, eine kurze Uebersicht über die Geschichte des Namens *Hunnen* vorauszuschicken.

Die früheste Erwähnung der Hunnen finden wir bei Dionysios Periegetes in der Zeit Hadrians, wo sie *Οὖννοι* genannt werden und im Nordwesten des Kaspischen Meeres sitzen. Bald darauf treffen wir sie bei Ptolemäus III 5, 10 (ca. 150 n. Ch.) als *Χοῦνοι* wieder; sie werden hier im europäischen Sarmatien zwischen Roxolanen und Basternen lokalisiert. Wegen der Verschiedenheit der Namensform und des Wohnsitzes haben einige Forscher (Schade, R. Much) bezweifelt, daß mit den *Χοῦνοι* ebenfalls die Hunnen gemeint sind; ich sehe keinen genügenden Grund dazu: der Irrtum des Ptolemäus hinsichtlich des Wohnsitzes ist geringfügig, und die Varianten der Namensform gehen durch die

sämtlichen lateinischen Schriftsteller des 4.—6. Jahrhunderts hindurch. Ammianus Marcellinus, Ausonius nnd Salvianus nennen die Hunnen *Chuni*, Prosper schreibt teils *Chunni*, teils *Huni*, Paulus bald *Hunni*, bald *Huni*, Hieronymus und Eugippius haben *Hunni*, Priscian *Unni*, die Jordanis-Handschriften schwanken zwischen *Huni*, *Hunni*, *Uni*, *Unni*, und zwar finden sich vielfach innerhalb derselben Handschrift verschiedene Schreibungen (vgl. den Varianten-Apparat in Mommsens Ausgabe, Monum. Germ., Auct. antiquiss. 5). Es herrscht also bei den griechischen nnd lateinischen Schriftstellern von Anfang an ein bedeutendes Schwanken der Schreibung: der Name wird bald mit *n*, bald mit *nn*, im Anlaut bald mit *Ch*, bald mit *H*, bald mit *U* geschrieben.

Dasselbe Schwanken kehrt übrigens bei germanischen Namen mit *hūn-* wieder. Die Jordanis-Handschrr. z. B. schreiben bald *Hunu-*, *Hunimundus*, bald *Hunno-*, *Hunnimundus*; bald *Hunuulfo*, bald *Unulfo*; bald *Hunila*, bald *Hunnila*, bald *Unila* (s. Mommsens Ausg.). Die langobardischen Quellen haben bald *Hunaldus*, bald *Unualdus*, *Unaldus*; bald *Hunulfus*, bald *Unulfus*; sie schreiben *Hunelah*, aber *Unifridus*, *Unelasius* (Bruckner, Spr. d. Langob. 97. 269).

In den germanischen Sprachdenkmälern erscheint der Name der Hunnen dnrchweg mit einem *n* und meist mit langem Stammvokal: ahd. *Hūn*, pl. *Hūni*, mhd. *Hiune*; ae. *Hūnas*; anord. pl. *Hūnar* und *Hȳnir*, doch bestanden im anord. nach Sievers (PB. Beitr. 6, 342) Doppelformen mit Länge und Kürze. Die normale germanische Form ist jedenfalls, wie schon J. Grimm (Myth.[4] 433) bemerkt, die mit einem *n* und langem *ū*; Holder hat wohl deshalb in seiner Jordanis-Ausgabe die lateinische Form *Hunus* durchgeführt, während Mommsen *Hunnus* schreibt.

Das Wort begegnet im Germanischen in der älteren Zeit nur als Völkername mit der Bedeutung ‚Hunne, Avare, Ungar'. Vom 13. Jahrhnndert ab kommt auch ein Appellativ mhd. *hiune* mit der Bedeutung ‚Riese' vor, das in den andern Sprachen anscheinend nicht bezengt ist. In Oberdeutschland blieb das Wort *heune* in diesem Sinne bis ins

16. und 17. Jahrhundert lebendig, in Niederdeutschland hat es sich von der Weichsel bis zur Ems und südlich nach Westfalen nnd Hessen hinein bis heute erhalten und ist mit einem reichen Sagenschatz umkränzt worden, der sich namentlich an die Hünengräber, Hüne-, Hunebedden knüpft. Im 17. Jahrhundert wurde dann nach Heyne (Grimms Wb.) das Wort durch Gelehrte, welche niederdeutsche Sagen sammelten, in der nd. Form *hüne* wieder bekannt gemacht, jetzt aber in Orthographie und Aussprache von *Hunne* geschieden.

Sehen wir uns nunmehr die wichtigsten bisherigen Erklärungsversuche an.

1) Die ersten Hypothesen über den Ursprung des Namens *Hunnen* gingen von Historikern aus. De Guignes in seinem großen Werke *Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, ouvrage tiré des livres chinois* (4 Bände, Paris 1756—58) identifizierte die Hunnen mit dem kriegerischen centralasiatischen Reitervolk der Hiung-nu, dem wir Jahrhunderte vor Chr. in der chinesischen Geschichte begegnen. Diese Theorie wurde verworfen von Klaproth, der in seinen *Tableaux historiques de l'Asie* (Paris 1826, p. 241 ff.) auf Grund der Ueberreste der Hunnensprache den Nachweis führte, daß die Hunnen Verwandte der Avaren nnd Magyaren waren und mit diesen zur ugrischen Sprachfamilie gehörten, während die Hiung-nu als Vorfahren der Türken zu betrachten seien. Reste der Avaren glaubt Klaproth in einem Stamme des Kaukasus gefunden zu haben, der sich *Avar* nennt nnd die Landschaft *Khundzakh* bewohnt. Den Namen der Hunnen selbst, den man *Hūn* oder *Khūn* aussprechen müsse, bringt er mit dem wogulischen Worte *hūm, khūm, kūm* ‚Mensch‘ zusammen.

Klaproths Auffassung von der Herkunft nnd den Verwandtschaftsverhältnissen der Hunnen traten Abel Remusat in seinen *Recherches sur les Langues Tartares* und der Engländer Howorth im *Journal of the Anthropol. Institute* III 396 ff., 452 ff. (1874) bei. Letzterer meinte sogar, kein europäischer Gelehrter von irgend welchem Ruf, außer

vielleicht Dr. Latham, halte noch an der Identität der Hunnen mit den Hiung-nu fest.

Drei Jahre später aber wurde Dr. Guignes' Hypothese von keinem Geringeren als Richthofen im ersten Band seines Werkes über China (S. 49 f., 434 f., 444—449; 1877) wieder aufgenommen. In einer eingehenden Darstellung der chinesischen Geschichte giebt er auf Grund der Forschungen De Guignes' und von A. Wylies Uebersetzung eines Abschnittes der chinesischen Hun-Annalen (Journal of the Anthropol. Inst. III 401 ff.; 1874) eine Schilderung der fortwährenden Raubzüge, durch welche das kriegerische Volk der Hiung-nu das chinesische Reich in Schrecken hielt, bis seinen Vorstößen nach Osten endlich ca. 212 v. Chr. durch die Erbauung der großen chinesischen Mauer eine schwer überwindliche Schranke gesetzt wurde. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Erbauung dieser Mauer, auf die bereits Ritter und Bastian hingewiesen hatten, wird von Richthofen eingehend erörtert. Die Hiungnu hätten sich nunmehr nach Westen gewandt, nach und nach die centralasiatischen Stämme bis zum Kaspischen Meer unterworfen, um dann im 4. Jahrhundert nach Chr. durch ihren Einbruch in Europa den Anstoß zu der großen asiatisch-europäischen Völkerwanderung zu geben.

Diese historischen Thatsachen sind von der philologischen Forschung bislang nicht genügend in Rechnung gezogen worden. Sie begnügte sich meist mit den europäischen Zeugnissen über die Hunnen. Doch weist O. Schrader bei Hehn [6] 54 darauf hin, daß auch das Zendavesta turko-tatarische Reitervölker mit Namen *Hunu* kennt.

2) Was von den Philologen seit Müllenhoff über die Geschichte der Namen *Hunne* und *Hüne* und ihr Verhältnis zu einander gesagt wird, geht zum Teil auf J. Grimm, Mythol. [4] 433 zurück. Grimm hat die lautliche und bedeutungsgeschichtliche Seite der Namen in der Hauptsache schon so skizziert, wie wir sie oben darstellten. Er weist auch bereits darauf hin, daß das Wort *Hūn-* in vielen Ortsnamen, wie *Hūniofeld*, d. i. Hünfeld in Hessen, und

Personennamen, wie *Hūnolt*, *Hūnperht*, *Hūnrāt*, *Althūn*, *Folchūn* etc. vorkommt, die zu einer Zeit entstanden, als „wohl noch kein Gedanke an ein ausländisches, pannonisches oder wendisches Volk“ war.

Grimms Mutmaßung geht nnn dahin, „daß der Begriff von Riese, den wir in Hûn freilich erst seit dem 13. Jahrhundert nachweisen können, lange vorher müsse darin gelegen haben“. Er meint, daß der Name ursprünglich die Benennung eines mythischen Riesengeschlechtes war. „Es mag schon in frühester Zeit Kunde und Sage von einem uralten mythischen Stamme umgegangen sein, der den Namen Hûnî führte, und den man in irgend einer unsicheren Gegend wohnen ließ, etwa wie Iötnar und Thursar.“ „Durch solch einen Nebensinn scheint auch erst jenem von Hadubrand ausgerufenen ‚altêr Hûn‘ Bedeutsamkeit verliehen. Gotfried, als er hiune für Riese setzt, wußte sicher, daß Hiune damals auch einen Ungar bezeichnete; ebensowenig schließt die Bestimmtheit des Volkes, das ahd. Glossen durch Hûnî übersetzen, zu jener Zeit das Bestehen einer mythischen Bedeutung des Namens aus.“

Die Etymologie des Wortes läßt Grimm unangerührt, doch macht er bereits auf den eddischen Namen des Bären *hūnn* aufmerksam.

3) Müllenhoff (ZfdA. 11, 284; 1859) meint, wie Grimm, daß in Namen wie *Althūn*, *Folchūn*, *Thēothūn*, *Hūnleip*, *Hūnhilt* etc. „an die Hunen [sic] ursprünglich gar nicht gedacht“ sei; er sucht nachzuweisen, daß diese Namen schon vor dem Auftreten der Hunnen verbreitet waren: *Hunila* heiße eine Gotin aus königlichem Geschlecht ca. 270 n. Chr., *Hunimund* Ermanrichs Sohn u. s. w. Das Wort *hūn* bedeute in allen diesen Namen und ebenso auch im altengl. Widsiþ v. 33 ‚Held der Vorzeit oder aus sehr altem Geschlecht‘.

Etwas später (ZfdA. 13, 576; 1867) äußert er sich auch über die Etymologie des Wortes, indem er dem Fingerzeig Grimms folgt. *Hūn*, meint er, sei ohne Zweifel identisch mit anord. *hūnn*, das nicht nur ‚catulus ursinus‘, sondern auch ‚Knabe, Bursche‘ bedeute. „Es mag dahingestellt

bleiben, ob *hūnn* mit *κυεῖν* (*κύος*, *κῦμα* die Leibesfrucht) zusammenhängt; aber die allgemeine Bedeutung von recens natus oder junger Sproß hatte es gewiß und konnte daher ähnlich wie niwi in Frauennamen und wie *νεός* verwandt werden.“ Er denkt sich also anord. *hūnn* mit dem *hūn* der Namen und des Widsiþ wohl durch eine ähnliche Bedeutungsentwicklung wie von gr. *τέκνον* zu d. *degen* verbunden.

An Müllenhoff schließt sich Wrede, Sprache d. Wandalen (1886) 64 und Sprache der Ostgoten (1891) 82 an.

4) Eine andere Bahn zur Erklärung des *hūn-* der Namen weist Fick, Die griech. Personennamen p. LXXXV (1875). Er stellt es mit dem kelt. **kunos* ‚hoch‘ zusammen, das als Kompositionsglied in Personennamen kaum weniger häufiger ist wie germ. *hūn*: vgl. kelt. *Cunomarus*, *Cunobarrus*, *Cunogustus* etc. S. auch Stokes bei Fick, Vergl. Wörterbuch [4] II 84.

5) Diese Ansicht Ficks verbindet dann Kögel (in einer Anzeige von Wredes Buch über die Sprache der Ostgoten, A. f. d. A. 18, 50; 1892) mit der Müllenhoffschen in der Weise, daß er zwar ebenfalls anord. *hūnn* heranzieht, aber meint, nicht ‚junger Bär‘, sondern ‚Bär‘ im allgemeinen und zwar im Sinne des starken Tieres *κατ' ἐξοχήν*, sei der ursprüngliche Sinn des Wortes gewesen; denn *hū-na-* sei auf das nächste verwandt mit zd. *çū-ra-* ‚stark‘, skr. *çūras* ‚Held‘, gr. *τὸ κῦρος* ‚Kraft‘, *κύριος* ‚mächtig‘. Das altgerm. Substantiv *hū-ni-* bedeute also einfach ‚Stärke, Kraft‘; *Hūnimund* sei z. B. einer, der durch Stärke Kraft verleiht.

Auf Kögel beruft sich Bruckner, wenn er (Spr. d. Langob. 97. 269; 1895) langobardische Namen wie *Hūnelāh*, *Hūneldus*, *Ūnifridus*, *Hūnulfus* etc. alle zu anord. *hūnn* ‚Bär‘ stellt.

6) Gegen diese Verkoppelung von kelt. *kunos*, germ. *hūn* mit dem anord. *hūnn* wendet sich R. Much, Der german. Himmelsgott (Festgabe für Heinzel 209 f.; 1898). Aus dem anord. Sprachgebrauch ergebe sich deutlich, daß *hūnn* wirklich ‚Bärenjunges‘ und auch ‚Knabe‘ bedeutet habe. Er verbindet deshalb anord. *hūnn* ‚Junges‘, wie

Müllenhoff, mit gr. *κυεῖν*, *κύος*, *κῦμα* ‚Leibesfrucht‘. Nur insofern sich diese Bedeutung aus jener der ‚Schwellung‘ entwickelt habe, hänge das Wort auch mit der Sippe von gr. *κῦρος* ‚Kraft‘ etc. znsammen.

Dagegen hält Much, indem er auf Fick zurückgreift, an dem Zusammenhang des germ. *hūn-* in Namen wie wand. *Hūnarīx*, got. *Hūnimund*, ahd. *Hūnrāt*, ae. *Hūngār* etc. mit dem *cuno-* ‚hoch‘ der kelt. Eigennamen fest und zieht ferner noch ein anderes anord. *hūnn* ‚Mastspitze‘ heran, das er mit cymr. *cwn* ‚top, snmmit, apex, head‘ und ai. *çūnás* ‚gewachsen, geschwollen‘ vergleicht. Es sei freilich „nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß jenes *hūna-* (*hūni-*, *hūnia-*) in Namen öfters aus einem anklingenden Worte, das ‚catulus‘ bedeutete, erklärt wurde und in diesem Sinne Neubildungen erfolgten.“ Auszugehen sei aber von einem Worte der Bedeutung ‚altus‘.

Auch das deutsche *hüne*, mhd. *hiune* ‚Riese‘, meint Mnch, ließe sich leicht hierher stellen und als ‚der Große, Starke‘ deuten, zumal eine andere Ableitung aus der gleichen Wurzel *kū* ‚schwellen‘, cymr. *cawr*, corn. *caur* ebenfalls die Bedeutung ‚gigas‘ angenommen habe. Aber da für das deutsche Wort die Bedeutung ‚Riese‘ nicht vor dem 13. Jahrhundert belegt ist, sei es einfacher, dieses ans dem Namen der Hunnen herzuleiten, „gerade wie slav. *obrŭ* ‚Riese‘ aus dem gleichlautenden Namen der Avaren zu erklären ist“.

Der Name der Hunnen selbst aber hat nach Much mit der germ.-kelt. Sippe *hūn-* : *cuno-* ‚hoch‘ nichts zu thun, wie die vom Germanischen nicht beeinflußte griech. nnd latein. Wiedergabe des Volksnamens durch *Οὖννοι*, *Hunni*, *Chunni* beweise, die von ahd. *Hūni*, ags. *Hūnas*, aisl. *Hūnar*, *Hūner* bedeutend abweiche. Welcher Sprache der Name ursprünglich angehöre, darüber äußert sich Much nicht; er haftete aber nach seiner Auffassung an dem Volke der Hunnen schon bei ihrem ersten Auftreten in Europa, doch sei er wohl sofort bei seinem Bekanntwerden dnrch den Einfluß der obigen german. Sippe nmgestaltet worden. Und als dann einmal die Stammform

mit *ū* für den Volksnamen im German. feststand, sei „natürlich wieder das gleichlautende Namenelement nach ihm umgedeutet worden und Neubildung von Namen wie *Althūn* erfolgt“.

7) Neue Pfade schlägt Rieger ein (Archiv f. hess. Gesch. 15, 4 f.; 1880). Er meint, das Wort *hūn*, mit dem so viele uralte Eigennamen zusammengesetzt seien, erschließe sich nicht aus unserer Sprache. Die Verbindung mit anord. *hūnn* weist er ab: „Daß die alte Dichtersprache des Nordens den jungen Bären *hūn* nennt, erklärt nichts, sondern will selbst erklärt sein.“

Während Grimm in dem Element *hūn-* der Namen eine Reminiscenz an die Benennung eines mythischen Riesengeschlechts erblickt hatte, hält Rieger *Hūnen*, unter Anknüpfung an die norddeutschen Hünengräber, für den Namen der finnischen Urbevölkerung Norddeutschlands, die mit Hunnen und Ungarn verwandt war. Die niedersächsische Fassung der Nibelungensage verlege im 13. Jahrhundert Attilas Residenz nach Soest in Westfalen. Das sei unmöglich, wenn man nicht annehme, daß in Westfalen früher Hunnen wohnten. „Im Norden galt im früheren Mittelalter *Hūnaland* geradezu als Bezeichnung für das westliche Deutschland; Sigurds Ahnen herrschen in Hunaland, Sigurd heißt nebeneinander der südländische und der hunische Held.“ — Bremer (Ethnographie der germ. Stämme, PGrundr. III 783 f.) schließt sich Rieger zögernd an. Er lokalisiert diese Urbevölkerung in Hessen. — Kluge (PGrundr. I 363) nennt die Riegersche Hypothese zwar geistvoll, glaubt aber, es lasse sich nichts darüber mutmaßen, ob die Germanen auf norddeutschem Boden noch Nicht-Indogermanen angetroffen haben. Und im Et. Wb. [5, 6] s. v. *hüne* nennt er sie wenig wahrscheinlich, indem er hinzufügt: „Zweifellos weist das norddeutsche *hüne* vielmehr auf einen germ. Volksstamm (Sigfrid hat in der Liederedda den Beinamen *enn hunske*).“ [1]) Auch Wrede (Spr. d. Ostg. 82) findet Riegers Vermutung zwar geistreich,

1) Dies war Riegers frühere Ansicht: ZfdA. 11, 188 (1859).

aber gerade der vielen germanischen Personennamen wegen wenig wahrscheinlich. — R. Much (a. a. O. S. 210, A. 1) verwirft sie ganz, zugleich aber auch die Ansicht Kluges, daß das norddeutsche *hüne* auf einen germanischen Volksstamm weise. Den Beinamen *enn hunske* verdanke „Sigfrid lediglich einer Verschiebung in der Sagengeographie, durch die Hreiđgotaland mit Dänemark, Húnaland mit Westfalen oder Deutschland überhaupt identifiziert wird".

Die vorstehende Uebersicht zeigt, daß das etymologische Problem ein kompliziertes ist; es wird noch verwickelter, wenn wir mit Siebs (ZfdPh. 24, 155) annehmen, daß *hünenbett*, *-grab* ursprünglich nicht ‚Riesen-' sondern ‚Totengrab' bedeutete. Bei einer Kritik der bisherigen Ansichten und einem neuen Versuch zur Beseitigung der Schwierigkeiten werden wir vor allem folgende Fragen im Auge behalten müssen:

a) Wie erklärt sich das Element *hūn* in den altgerman. Personennamen wie *Hūn, Folchūn, Hūnimund* etc.?
b) Woher stammt mhd. *hiune*, nhd. nd. *hüne* ‚Riese'?
c) Wie steht es mit der Etymologie des Namens *Hunnen?* Ist es ein asiatisches oder ein germanisches Wort?
d) Wie verhält sich anord. *hūnn* ‚junger Bär' zu allen diesen Wörtern?

1) Daß das *hūn* der germanischen Personennamen nicht aus dem Namen der Hunnen abgeleitet sein kann, ist durch die Bemerkungen J. Grimms und Müllenhoffs über das Alter und die frühzeitige Verbreitung dieser Namen genügend klargestellt. Daß es auf den Namen einer nichtgermanischen Urbevölkerung zurückgehen könnte, wie Rieger meint, ist nach Wredes zutreffender Beurteilung gerade wegen des sehr häufigen Auftretens dieses *hūn* in germanischen Personennamen unwahrscheinlich. Ich halte es mit Fick, Kögel und Much für zweifellos, daß dieses *hūn-* mit dem *cuno-* der keltischen Namen identisch ist und zu kelt. *kunos* ‚hoch', ai. *çūras* ‚stark, Held', gr. *κῦρος* ‚Kraft' gehört. Namentlich nach Muchs Ausführungen kann an dieser Etymologie nicht mehr gerüttelt werden. Ich

möchte nur noch darauf hinweisen, daß das von Much herangezogene anord. *hūnn* ‚Mastspitze' als nordisches Lehnwort sich auch im me. *hūn*, ne. *hound*, andl. *hūne*, afrz. *hune*, span. *huna* ‚Mastspitze, Mastkorb, Backen am Mast' wiederfindet. Vgl. Mätzner, Me. Wb. II 525; Murray, NED. s. v.

2) Fraglich bleibt es, wie mhd. *hiune*, nd. *hüne* ‚Riese' sich zu diesem altgermanischen *hūn* ‚hoch' verhält. Wir sahen, daß Much das Wort, weil es in dieser Bedeutung erst seit dem 13. Jahrhundert belegt ist, aus dem Namen der Hunnen herleitet. Aber da auch das Simplex *Hūn* oder *Hūno* sehr häufig als Personenname vorkommt (vgl. Graff, Sprachsch. IV 960; Förstemann, Altd. Namenbuch [2] I 930; Searle, Onomasticon Anglo-Saxonic. 305; Müller, Namen des Liber Vitae S. 55 f.), so hat J. Grimm möglicherweise doch recht, wenn er meint, daß das Wort *hiune*, *hüne* ‚Riese', obwohl unbelegt, schon vor dem 13. Jahrhundert in der deutschen Sprache vorhanden war. Im Nordischen allerdings fehlt es in dieser Bedeutung; hier tritt es aber anscheinend auch in Personennamen nicht oder nur selten auf.

3) Auf die Vermutung von Siebs, wonach *hünenbett*, *-grab* mit *hüne* ‚Riese' nichts zu thun habe, sondern zu *heune*, *henne*, *hune* ‚Toter' gehört, können wir hier nicht näher eingehen. Bemerkt sei nur, daß der Ausdruck in der Form *hun-burrow* ‚Hünengrab' auch in der englischen Grafschaft Wiltshire vorkommt (vgl. Wright, Engl. Dialect Dict. III 280). Ferner sei auf die parallelen Ausdrücke *riesengrab*, *riesenbett*, dän. *kæmpegrav*, *kæmpehøi*, schwed. *jättegraf*, *-grift*, *-hög* hingewiesen, welche Much (Festgabe f. Heinzel, S. 211, Anm.) zum Beweis, daß *hünengrab* = ‚Riesengrab' ist, heranzieht.

4) Wie das *hūn* der Personennamen nicht aus dem Volksnamen der Hunnen abgeleitet ist, so kann umgekehrt dieser ebenso gewiß nicht auf das germanische Adjektiv *hūn* ‚groß, hoch' zurückgeführt werden. Die Hunnen waren nichts weniger als Hünen; sie werden uns im Gegenteil als von kleiner, untersetzter Statur geschildert: *exigui forma*, sagt Jordanis (c. 24). Außerdem ist es unwahr-

scheinlich, daß die Germanen das von ihnen gehaßte und verabscheute Barbarenvolk mit einem so rühmlichen Epitheton, wie es das germanische *hūn* war, hätten benennen sollen.

Es erhebt sich nun die Frage, ob der Name überhaupt ein germanisches Wort, ob er nicht vielmehr asiatischen Ursprungs ist. Die Historiker und Geographen, wie wir sahen, nehmen das letztere an, aber über die Herleitung des Namens wie über den Ursprung des Volkes sind sie unter sich noch verschiedener Meinnng. Durch die Identifizierung der Hunnen mit den Hiungnu würde sich allerdings das *nn*, das in den frühen griechischen und lateinischen Quellen mit *n* wechselnd auftritt, nnd das von den späteren Historikern als das Normale recipiert worden ist, leicht und einfach erklären.

Aber wie ist das übereinstimmende Verhalten der sämtlichen germanischen Sprachen, welche den Namen der Hunnen durchweg mit einem *n* und fast ausschließlich mit langem *ū* überliefert haben, gegenüber dem Schwanken der griechischen und lateinischen Schriftsteller zu beurteilen?

Much meint, es liege hier volksetymologische Andeutung an das altgermanische Wort *hūn* ‚groß‘ vor. Das ist aus dem gleichen Grunde abzuweisen, aus dem wir die direkte Herleitung des Namens *Hunnen* aus germ. *hūn* abgelehnt haben. Die Statur und Erscheinung der Hunnen bot den Germanen nichts, was sie hätte veranlassen können, den Namen dieses Reitervolkes als ‚die Großen, Hohen‘ umzudeuten. Daß irgend eine Umdeutung stattgefunden hat, dünkt — wenn der Name nicht überhaupt ein germanischer ist — auch mir das Wahrscheinlichste, nur möchte ich im folgenden eine andere Lösung vorschlagen.

Es giebt im Angelsächsischen einen Pflanzennamen *hūne*, der das lat. Lemma *marrubium* und das damit identische gr. *prassion* glossiert. *Marrubium* und *prassion* sind im mittelalterlichen Latein als gemeinsame Benennungen für die beiden nahe verwandten und ähnlichen Labiaten *Marrubium vulgare* L. nnd *Ballota nigra* L. gebrancht worden; man nnterschied sie als *marrubium album* bezw. *nigrum*.

Das ae. *hūne* war, wie ich an anderer Stelle eingehender begründen werde, *Ballota nigra;* ihm wurde später *Marrubium* als *hārehūne* gegenübergestellt.

Ich glaube nun, daß wir in diesem *hūne* ein substantiviertes altes Adjektiv *hūn* ‚dunkel, schwarz, braun' haben, das, mit gr. *κύανος* aus **κύϝανος* ‚dunkles Metall, Blei', *κυάνεος* ‚dunkelfarbig' (zu Hirt, Idg. Ablaut § 153) urverwandt, auch in den andern germanischen Sprachen seine Spuren hinterlassen hat. Das Wort war im Germanischen ursprünglich allgemeiner verbreitet, ist aber bei Beginn der litterarischen Ueberlieferung schon im Anssterben begriffen und durch *braun* und *schwarz*, im Nord. auch durch *myrkr* verdrängt worden.

Hierher gehören namentlich wohl verschiedene Ortsnamen, wie ahd. *Hūnhart*, das in d. *Schwarzwald*, anord. *Myrkviðr* seine Parallelen hat; ferner d. *Hauna*, das einem *Schwarza* oder *Braunau* entspricht; anord. *Hūna-flōi*, *Hūna-vatn* = Schwarzwasser, Schwarza(ch) im Gegensatz zu *Hvīt-ā* oder *Rauða-vatn*, *Rauð-ā*. Auch einzelne Personennamen dürften hierher zu stellen sein. Einem ahd. *Brūnolf* z. B. entspricht vielleicht ein ahd. *Hūnolf*, ae. *Hūnuulf*, einem ahd. *Brūnicho* ein ahd. *Hūnicho*. Doch gehört die Masse der Personennamen mit *hūn* sicher zu *hūn* ‚hoch'.

Ein Seitenstück zu dem ae. Pflanzennamen *hūne* ‚Ballota nigra' liegt vielleicht in der mhd. Glosse *De nigro elleboro*: *hūnischwurz* aus dem 14. Jahrhundert (Steinm. Siev., ahd. Gl. III 592, 29 u. Anm.) vor, wozu wohl auch der heutige Tiroler Name für *Helleborus niger*: *hainwurz* zu stellen ist, welcher anscheinend in dem schlesischen Namen *schwarzwurz* für *Helleborus viridis* (Pritzel u. Jessen, Die deutschen Volksn. d. Pfl. 179 f.) seine Entsprechung findet. Doch könnte *hūnisch* hier auch ‚hunnisch' bedeuten und ähnlich wie *taterkorn* für Buchweizen darauf hindeuten, daß die Pflanze aus dem Südosten nach Deutschland gekommen ist.

Die Bedeutung ‚hunnisch' liegt sicher vor in dem eddischen Beinamen des Sigurd *enn hunske* und ist hier mit Much durch eine Verschiebung in der Sagengeographie zu erklären.

4) Dagegen glaube ich anderseits das an. *hūnn* ‚junger Bär‘ mit Bestimmtheit zu jenem *hūn* ‚dunkel, braun‘ stellen zu dürfen. So erhält dieses bisher trotz Müllenhoff, Kögel und Much nicht befriedigend erklärte Wort einen einfachen Sinn. Die Grundbedeutung des Wortes war ‚Bär‘, die aber nicht in dem Begriff des starken Tieres κατ᾽ ἐξοχήν wurzelt, wie Kögel wollte, sondern in der Farbe, wie der Name *Braun* des Bären im deutschen Tierepos. Als dann später das Adjektiv *hūn* ausstarb, wurde *hūnn* in seiner Bedeutung auf den jungen Bären eingeschränkt und schließlich auch auf Knaben übertragen. Bei der von Müllenhoff und Much vorgeschlagenen Verbindung mit gr. κυεῖν ‚schwellen‘, κῦμα ‚Leibesfrucht‘ sieht man nicht ein, weshalb *hūnn* nur das Junge von Bären, nicht auch von andern Tieren bedeutet.

5) Ich möchte nun die Vermutung wagen, daß, wenn der Name *Hunnen* ursprünglich zwar ein asiatischer, aber von den Germanen umgedeuteter war, er zu unserm Worte *hūn* ‚dunkel‘ in Beziehung gebracht und als ‚die Dunkeln, die Schwarzen‘ aufgefaßt wurde. Die dunkle Farbe der Hunnen wird von den zeitgenössischen Autoren ausdrücklich als besonders auffallend und schreckenerregend hervorgehoben. *Erat eis species pauendae nigredinis*, sagt Jordanis (c. 24) von ihnen.

Aber vielleicht bedurfte es einer eigentlichen Umdeutung gar nicht. Vielleicht steckt in der Hypothese Riegers, daß *Hunen* der Name einer nichtgermanischen Urbevölkerung Deutschlands war, ein Kern von Wahrheit, allerdings anderer Art, als Rieger wollte. Vielleicht bezeichneten die Germanen dunklere finnisch-ugrische Völker, mit denen sie in Deutschland oder sonstwo auf ihren Wanderungen zusammentrafen, von Alters her mit diesem echt germanischen Worte *Hūnīz* als die Schwarzen. Diese germanische Benennung wäre dann zufällig mit dem asiatischen Namen der Hunnen zusammengetroffen.

Endlich müssen wir, solange die Historiker und Orientalisten über den asiatischen Ursprung des Namens *Hunnen* unter sich nicht einig sind, mindestens mit der Möglich-

keit rechnen, daß *Hunnen* überhaupt kein asiatisches Wort ist. Der chinesische Ausdruck *Hiung-nu* bedeutet ‚gemeine Sklaven' (Howorth, a. a. O. III 398). Daß das kriegerische Reitervolk, welches Jahrhunderte lang eine herrschende Stellung im Innern Asiens behauptete, diesen chinesischen Schimpfnamen übernommen und sich selbst beigelegt haben sollte, ist ganz unwahrscheinlich. Abel Remusat hält deshalb den Ausdruck *Hiung-nu* nur für eine chinesische Umdeutung eines nns unbekannten einheimischen Namens. Das ist recht wohl möglich und kommt gelegentlich vor, aber weit häufiger ist der Fall, daß ein Volk sich selbst ganz anders nennt, als es von fremden Völkern benannt wird (vgl. *Deutsche, Germans, Allemands*; *Magyaren, Ungarn*; *Schkipetaren, Arnauten, Albanesen* etc.). War aber der einheimische Name der Hiung-nu diesem chinesischen Wort überhaupt nicht ähnlich, so fällt jede Unterlage für eine Identifizierung der Hiung-nu mit den Hnnnen fort, welche ja von Klaproth, Remusat, Howorth auch aus andern Gründen geleugnet wird.

Es ist also immer noch möglich, daß die Hunnen ihren europäischen Namen von demjenigen Volk erhielten, auf das sie bei ihrem Einfall in Europa zuerst stießen — den Germanen. Schon seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert saßen germanische Stämme am Schwarzen Meer (s. Bremer, PGrundr. III, 786; Kluge, ebd. I 358), welche den Griechen die erste Kunde von den Hunnen übermitteln konnten.

Aber ob nun ursprünglich germanisch oder von den Germanen aus einem asiatischen Namen umgedeutet : in der Auffassung der Germanen dürfte der Name jedenfalls nicht ‚die Hünen' oder ‚die Hohen', sondern ‚die Dunkeln, die Schwarzen' bedeutet haben.

EINE HAUPTQUELLE FÜR LESSINGS TAGEBUCH SEINER ITALIENISCHEN REISE.

Von Franz Muncker.

Oft schon ist über die Nüchternheit von Lessings Tagebuch seiner italienischen Reise geklagt worden, das statt lebensvoller Schilderungen italienischen Landes und Volkes, statt begeisterter und geistig fördernder Aeußerungen über Denkmäler der Kunst aus dem Altertum und der Renaissance fast nur trockne Aufzeichnungen zur Gelehrtengeschichte und ein paar dürftige Bemerkungen über dichterische Litteratur und Theaterwesen in Italien darbietet. Zwar hat man auch schon mehrmals mit Recht betont, daß wir wegen dieses Schweigens des Tagebuchs über persönliche Eindrücke italienischen Lebens und italienischer Kunst auf Lessing nicht etwa das Vorhandensein solcher Eindrücke selbst bestreiten dürften, daß Lessing sich in dem Tagebuche nicht Rechenschaft über die Empfindungen und Gedanken geben wollte, die während der Reise in seiner Seele auftauchten, sondern sich nur gelegentliche Einzelheiten anmerkte, die eben wegen ihrer Nebensächlichkeit, eben weil sie nicht seine ganze Seele erfüllten, seinem Gedächtnisse leicht wieder entschwinden konnten. Trotzdem erweckt uns sein Tagebuch, so wie es nun einmal ist, eine befremdliche, unbehagliche Stimmung, die wir auch dann schwer überwinden, wenn wir uns erinnern, daß Lessing zur ungelegensten Zeit und ohne die rechte äußere und innere Freiheit Italien bereiste. Wir werden durch seine kahlen Aufzeichnungen über meist unbedeutende, bald ver-

altende oder gar wertlose Programme, Dissertationen nnd ähnliche Gelegenheitsschriften immer wieder zu dem uns geradezu schmerzenden Glauben gedrängt, er habe den größten Teil der Zeit, die er in dem gelobten Lande der Kunst verweilte, auf den Bibliotheken mit dem Durchlesen litterarischer Werke verbracht, die er meistens ohne erheblichen Schaden für sein Wissen und ohne jeden Nachteil für das, was er selbst noch als Schriftsteller leisten sollte, recht wohl auch ungelesen hätte lassen können.

Vielleicht vermag diesen unerquicklichen Eindruck des Tagebuchs die kleine Entdeckung etwas abzuschwächen, auf die ich beim Suchen nach den Quellen der mannigfachen italienischen Citate, die sich darin befinden, gekommen bin. Freilich wird durch sie hinwiederum der wissenschaftliche Wert der Lessingschen Einträge hie und da ein wenig herabgedrückt. Was nämlich das Tagebuch an Berichten und Urteilen über gelehrte Werke und Werkchen der letzten Jahre enthält, auch was es an gelegentlichen Auszügen aus ihnen und sonst an Bemerkungen über litterarische Persönlichkeiten und Verhältnisse in Italien darbietet, stammt zum größten Teile nicht aus jenen Werken selbst, die Lessing sich etwa aus einer Menge ähnlicher oder wohl gar noch geringfügigerer und noch weniger anziehender Schriften herausgeklaubt hätte, sondern vielmehr aus einer einzigen italienischen Litteraturzeitung, von der er mit leichter Mühe in freien Stunden während der Reise einige wenige Bände durchsah, um sich, was ihm gerade darin auffiel, sofort aufzuzeichnen.

Es sind die „Efemeridi letterarie di Roma“, die seit dem 4. Januar 1772 allwöchentlich im Umfang eines Quartbogens zu Rom bei Gregorio Settari erschienen.

Nach einem Briefe des vielseitigen Philologen und Sprachforschers Abate Giovanni Cristofano Amaduzzi in Rom (1740—1792) vom 29. Mai 1773, der, soweit er diese Frage betrifft, in dem Exemplar der „Efemeridi“ auf der Münchner Staatsbibliothek abgeschrieben ist, waren ihre hervorragendsten Verfasser der Abate Dr. Giacinto Ceruti in Turin und der Abate Bartolucci in Rom, jener durch

theologische, sprachwissenschaftliche und mathematische Kenntnisse ausgezeichnet, der Uebersetzer des „Hiob" und der „Ilias", dieser in Physik und Metaphysik, Rechtswissenschaft und Handelswesen wohlbewandert, vielleicht ein älterer Verwandter des um das römische Rechts- und Staatswesen hochverdienten, auch gesetzgeberisch thätigen Vincenzo Bartolucci (1753—1823), der später die höchsten einem Laien erreichbaren Würden im Kirchenstaat unter den Päpsten Pius VI. und Pius VII. sowie während der Napoleonischen Herrschaft bekleidete. Ueber medizinische Werke berichteten zwei junge Mitarbeiter, Dr. Lorenzo Massimi, der auch sonst als ein angesehener, auch schriftstellerisch thätiger Arzt in Rom genannt wird, und Pini, vielleicht identisch mit dem bekannten Naturforscher und Mailänder Professor Ermenegildo Pini (1739—1825). Ferner steuerte der kursächsische Hofrat und Gesandte in Rom, Dr. Giovanni Lodovico Bianconi, von Amaduzzi als „il principal promotore" der „Efemeridi" gerühmt, mehrere Aufsätze dazu bei, ebenso Amaduzzi selbst, der freilich seine zahlreichen eignen Beiträge nur als schwache Leistungen gelten lassen wollte, die er zum bloßen Zeitvertreib oder aus Gefälligkeit gegen einzelne Freunde versucht habe.

Von diesen sechs Gelehrten war der als Arzt, Naturforscher, Philologe, Kunst- und Litterarhistoriker hochangesehene Bianconi, der gelegentlich auch zierliche Verse schmiedete und seine wissenschaftlich gründlichen Erörterungen besonders gern in der Form leicht und anmutig plaudernder Briefe vortrug, bei seinen Zeitgenossen wohl am berühmtesten und sicherlich am einflußreichsten. Er wird auch von anderer Seite mehrfach [1]) als der eigentliche Begründer der „Efemeridi" sowie der etwas späteren „Antologia Romana bezeichnet. Uebrigens rügte er noch im Sommer 1780, wenige Monate vor seinem Tode, gewisse Mängel der beiden, verwandten Zwecken dienenden Unter-

1) So von Giovanni Fantuzzi, „Notizie degli scrittori Bolognesi", Bd. II. S. 194 (Bologna 1782), von Antonio Lombardi, „Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII.", Bd. IV. S. 148 (Modena 1830), von Marcus Landau, „Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert", S. 243 f. (Berlin 1899), in der „Biographie universelle" u. s. w.

nehmungen in einem erdichteten Briefwechsel zwischen der „Antologia“ nnd den „Efemeridi“, den er durch ein richterliches Urteil Apolls und der neun Musen beschloß. Von den sonstigen Herausgebern und Mitarbeitern der „Efemeridi“, die Amaduzzis Brief nennt, fand ich an anderen Orten keinen mehr in dieser Eigenschaft erwähnt.

Die „Efemeridi“ hatten sich von Anfang an eine große Aufgabe gestellt: sie wollten auf Grund selbständiger, sorgfältiger Lektüre kritische Rechenschaft von neuen Werken geben, die den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Dichtung angehörten. Nicht eigentlich belehren, nur unterhalten wollten sie ihre Leser mit den litterarischen Neuigkeiten, die sie allwöchentlich brachten. Auch den bei einem solchen Unternehmen unvermeidlichen Tadel gewisser Schriften oder einzelner Behauptungen in ihnen wollten sie daher bescheiden nicht als Richter, sondern nur als aufrichtige und unabhängige Denker aussprechen, persönliche Polemik aber unter allen Umständen vermeiden. Gewissenhaften Fleiß und unbestechliche Unparteilichkeit machten sie sich zum höchsten Gesetz, das sie Jahr für Jahr bei den kurzen Vorreden der einzelnen Bände ihres Unternehmens aufs neue versicherten, indem sie sich zugleich gegen mancherlei heftige Angriffe wehrten, denen sie sich immer wieder ausgesetzt sahen. Doch wurde, wie sie gleichfalls dankbar anerkannten, die Zeitschrift im großen und ganzen in Italien wie im Auslande freundlich aufgenommen. Mit dem Ansehen, das sie in gebildeten Kreisen genoß, wuchs auch die Anzahl ihrer Leser von Jahr zu Jahr, und so konnten sich diese kritischen Blätter mehrere Jahrzehnte lang, bis zum Ende des Jahres 1797 [1]), halten, ohne daß die äußeren Veränderungen, die während eines so langen Zeitraums das Unternehmen mehrfach erfahren mußte, seine Lebenskraft schwächten oder zerstörten.

Natürlich mußten sich die Verfasser bei der Auswahl der Werke, die sie in ihrer Zeitschrift besprachen, eine

1) Wenigstens reicht das anscheinend vollständige Exemplar des Britischen Museums so weit. Das Exemplar der Münchner Staatsbibliothek reicht nur bis Ende 1796, ist aber zweifellos unvollständig.

gewisse Beschränkung auferlegen. Alles Bedeutendere, was auf litterarischem und wissenschaftlichem Gebiete an die Oeffentlichkeit trat, auch nur annähernd vollzählig ihren Lesern vorzuführen, durften sie nimmermehr hoffen. Es verstand sich von selbst, daß sie sich vornehmlich an die Schriften hielten, die in Italien erschienen waren, sei es in italienischer oder in einer anderen Sprache. Auf Schriften aus dem Auslande ließen sie sich seltner ein, und dann eben auf solche, die ihnen gerade der Zufall in die Hände spielte. Das änderte sich auch nicht, als der Verleger der „Efemeridi" zu deren Entlastung und Ergänzung vom Januar 1773 an ein weiteres, nur der einheimischen Litteratur gewidmetes Unternehmen, das „Nuovo Giornale de' Letterati d'Italia", begründete, das zu Modena erschien, aber auch bei Settari in Rom vertrieben wurde und, vom siebenten Band an als „Continuazione del nuovo Giornale de' Letterati d'Italia" bezeichnet, in 43 Bänden bis 1790 fortgeführt wurde [1]). Einen ungleich größeren Raum gönnten ferner die „Efemeridi" den Werken der Wissenschaft als denen der Dichtkunst, und zwar ließen sie nicht nur die neuere schöne Litteratur der Nachbarvölker fast unbeachtet, sondern gaben sich auch mit den Erzeugnissen der gleichzeitigen italienischen Poesie nur wenig ab. In der Behandlung der gelehrten Litteratur aber strebte man mit Erfolg nach einer reichen Mannigfaltigkeit. Fragen der Theologie, der Philosophie und Moral, der politischen wie der Kunst- und Litteraturgeschichte, der Sprachwissenschaft und Philologie im weitesten Umfange, der Geographie, Mathematik, Physik und Naturwissenschaft überhaupt, der Medizin, der Volkswirtschaftslehre, der Kriegskunst, der Bibliothekskunde wurden in beständigem, buntem Wechsel erörtert.

Die Besprechungen der verschiednen Schriften bieten meistens eine klare Uebersicht über deren Inhalt und Hauptgedanken, an denen in der Regel nur eine zahme, wohl immer aber eine unparteiliche Kritik geübt wird. Die Mit-

1) Nach dem Exemplar im Britischen Museum.

arbeiter vertreten ihre Ansichten — auch solche, die wir heute als unrichtig verwerfen — mit Ernst und bekunden durchweg ein gediegenes Wissen, unterrichten aber den Leser in bescheidener, gefälliger Form und drängen ihm ihre Gelehrsamkeit niemals auf. Von Vorurteilen halten sie sich möglichst frei; nur hie und da scheinen sie bis zu einem verzeihlich geringen Grade theologisch voreingenommen. In stilistischer Hinsicht sind die meisten Aufsätze recht rühmlich und in ihrer leidenschaftslos-ruhigen Färbnng ziemlich gleichförmig geraten, obgleich die Ausdrncksweise bei den verschiednen Verfassern naturgemäß Verschiedenheiten aufweist.

So zwingen nns, alles in allem genommen, die „Efemeridi" auch heute noch aufrichtige Anerkennung ab. Unter den Litteraturzeitungen Italiens nehmen sie eine hervorragende Stelle ein; aber auch neben den verwandten Wochen- oder Monatsschriften, deren sich das Ansland im Jahrzehnt ihrer Gründung zu rühmen hatte, konnten sie sich mit Ehren sehen lassen.

Als Lessing sie las, waren sie erst wenige Jahre alt, noch im jugendlichen Wachsen nnd Aufstreben begriffen, noch voll kühnen Mutes, kritisch streng und weit entfernt von jener schwächlich lobenden Milde gegen Würdige und Unwürdige, die fünf Jahre später Bianconi an ihnen tadelte. So konnte sich Lessing in vielen Fällen über ihr Urteil wirklich freuen und durch ihre Winke sich gerne leiten lassen. Er kannte die „Efemeridi" bereits, als er im letzten Drittel des August 1775 zu Turin Einträge ins Tagebnch zu machen begann; weilte er doch damals schon nahezu seit vier Monaten in Italien. Nun holte er sich fast beständig, von der ersten bis zur letzten Seite seiner Aufzeichnungen, in den kritischen Blättern Rat, bei verschiednen Bemerkungen, die sich auf Turin nnd Sardinien, auf Pavia, Parma und Modena bezogen, besonders aber bei den zusammenfassenden Verzeichnissen, die er sich über die wissenschaftliche und dichterische Litteratur des damaligen Italien anlegte. Es gewinnt beinahe den Anschein, als ob er sich die wenigen bis dahin erschienenen

Bände der „Efemeridi" selbst gekauft und auf der Reise zu emsigstem Gebrauche stets mit sich geführt habe.

Ausdrücklich erwähnt hat Lessing die Zeitschrift selten und meist nur nebenher, auf S. 1, 44, 46 und 49 seines Tagebuchs[1]); nach diesen spärlichen Hinweisen würde niemand ahnen, wie gute Dienste sie ihm leistete. Namentlich die drei ersten Bände der „Efemeridi" (1772—1774) lieferten ihm reiche Ausbeute; aus dem Jahrgang 1775 schrieb er sich nur wenige Zeilen aus. Auch das spricht dafür, daß er die Zeitschrift nicht sowohl in den einzelnen Blättern las, die Woche für Woche erschienen, als vielmehr in fertig abgeschlossenen Bänden vor sich hatte, die zudem aller Wahrscheinlichkeit nach sein Eigentum waren, da er sie an den verschiedensten Orten der Reise immer wieder benutzte.

Verhältnismäßig weniger entnahm er ihnen für die ersten Seiten des Tagebuchs. Hier merkte er sich in sparsamster Kürze mehreres an, was er von Turin bis Neapel selbst gesehen oder von Leuten, die er unterwegs kennen lernte, gehört hatte, schrieb sich einige Zeilen aus etlichen Handschriften der Turiner Bibliothek ab, berichtigte ein paar kleine Irrtümer in Volkmanns „Nachrichten von Italien", ließ sich auf die eine und andere Stelle in Montaignes Reisebeschreibung und anderen ihm vermutlich schon früher bekannten Büchern ein und setzte sich vornehmlich mit einseitigen oder ungenauen Behauptungen in Barettis zweibändigem Werk über italienische Sitten und Verhältnisse auseinander, gestützt auf eine Gegenschrift von Giuseppe Vernazza, dem er in Turin persönlich nähergetreten war. Auch zeichnete er sich (auf S. 31 und S. 32) einzelne sprachliche Bemerkungen zum Teil aus dem „Vocabolario degli Accademici della Crusca" auf, hauptsächlich aber aus den umfangreichen Erläuterungen zu Lorenzo Lippis komischem Heldengedicht „Il Malmantile racquistato" in

1) Ich citiere nach den teilweise von Lessing selbst herrührenden Seitenzahlen des Tagebuchs, die ich auch dem in den nächsten Wochen erscheinenden Abdruck im sechzehnten Band meiner Ausgabe beifüge.

der Ausgabe von Anton Maria Biscioni (Venedig 1748), freilich nur aus den ersten Seiten des dicken Qnartbandes[1]).

Für all das konnten ihm die „Efemeridi“ nicht viel bieten. Er führte daher znnächst nnr in einer kurzen, nachträglich beigefügten Anmerkung auf S. 1 des Tagebnchs einen Satz aus einer Besprechung von Martinellis „Englischer Geschichte“ vom 24. September 1774 an, wobei er, einige unwesentliche sprachliche Willkürlichkeiten nnd Versehen abgerechnet, den Wortlaut seiner Vorlage genan bis auf die Schreibnng „Barretti“ beibehielt. Ganz aus den „Efemeridi“ entnahm er auf S. 6 und 7 des Tagebuchs die Nachrichten über Sprachkundige in Piemont und über Gelehrte nnd Dichter in Sardinien. Jene fand er Wort für Wort in den Blättern vom 16. Januar 1773 (das Urteil über Soresi) und vom 17. Oktober 1772 (den ausführlichen Titel des italienisch-französischen Wörterbuchs von Alberti di Villanuova samt dem Lobe, das ihm gespendet wurde). Von diesen schrieb er die italienische Inhaltsangabe der Rede des Stephaninius, die zu dem dicht vorher genannten lateinischen Titel nicht recht passen will, silbengetreu aus den „Efemeridi“ vom 25. Juni 1774 ab; nur verwandelte er einmal den Ausdruck „il nostro Autore“ in „l'Autore di qnesta Orazione“. Die Worte über Carbonis lateinisches Lehrgedicht aber entlehnte er so genau aus dem Blatt vom 21. Mai 1774, daß er aus dem daselbst angeführten Titel „Francisci Carbonii Sardi de Sardoa Intemperie Poema“ bei dem Vornamen des Verfassers sogar die Form auf i trotz der italienischen Umbildung mit Unrecht beibehielt: „Francesci Carboni“.

Eine ungleich größere Bedeutung gewannen die „Efemeridi“ für die zweite Hälfte von Lessings Tagebuch. Außer einigen ganz wenigen Sätzen stammt sie geradezu vollständig aus dieser Zeitschrift. Gleich die erste Bemerkung über italienische Litteratur (S. 39), insbesondere über ihre Verteidigung durch Carlo Vespasiano, den Heraus-

1) Vgl. darin besonders S. 9—11 und 13 die Anmerkungen über gnocco, baldoria, trincare, del migliore, Brozzi, die Lessing vielfach wörtlich abschrieb.

geber des „Orlandino“ von Teofilo Folengo, ist in der Hauptsache nur aus einer Besprechung dieser Ausgabe vom 13. November 1773 übersetzt. Schon hier war heftig beklagt worden, daß anmaßend vorlaute Franzosen, die von der italienischen Dichtung ganz und gar nichts verstünden, sich doch das Recht nähmen, „di trattarci come già fece quell'insolente, che scrisse da Parma una lettera, o pinttosto una satira sugli studj degli'Italiani inserita nella Gazette litteraire“; und rühmend hatte der Kritiker hervorgehoben, daß nun auch Vespasiano „non l'ha risparmiata ai Francesi“. Auch was sich Lessing von den Lebensumständen Vespasianos aufzeichnete, verdankte er demselben Aufsatze. Aus einer anderen Nummer des gleichen Jahrgangs (vom 16. Januar 1773) entlehnte er zum allergrößten Teile die unmittelbar folgende Bemerkung über Schilderungen von Reisen durch Italien und Spanien.

Mit S. 41 des Tagebuchs beginnen die Listen italienischer Gelehrter und Dichter, die in allen Einzelheiten ziemlich ausnahmslos auf den „Efemeridi“ beruhen. Von den sechs Mathematikern, die Lessing zuerst aufzählt, waren Lecchi, Frisi und besonders Boscowich in der Zeitschrift mehrfach genannt, die von ihm erwähnten Werke von Betti und Micchelotti am 1. Februar 1772 und am 2. Januar 1773 (wo sich übrigens auch die von Lessing aufgegriffene ungenaue Namensform „Friso“ findet) ausführlich besprochen. Die Untersuchungen Asclepis „De aequilibrio fluidorum“ und „De axis terrestris nutatione“ waren ebenda am 18. Juli und 7. November 1772 behandelt; doch scheint Lessing die erste dieser beiden Anzeigen kaum genau gelesen zu haben: sonst hätte er nicht bloß vermutungsweise über ihren Inhalt zu sprechen brauchen. Den Titel der Schrift konnte er leicht auch anderswoher erfahren. Spagnis Beschreibung des von Asclepi erfundenen Barometers lernte er indes auch aus den „Efemeridi“ (vom 17. Oktober 1772) kennen.

Gleichfalls auf sie gehen die Aufzeichnungen über italienische Physiker (S. 42 und 43 des Tagebuchs) zurück. Wörtlich aus den Nummern vom 4. Januar 1772 und

14. Angust 1773 stammen die langen Anszüge aus Spalanzani und Galiani. Aber auch die sonst von Lessing erwähnten Dissertationen Minasis, Spalanzanis und del Muscios sind in den Blättern vom 26. Juni und 3. Juli 1773 und 1. Oktober 1774 ausführlich erörtert, ebenso am 11. Juli, 24. nnd 31. Oktober 1772 die Schriften Beccarias, am 22. Februar 1772 und am 26. Juni 1773 die Werke Fontanas und Borsieris.

Das dritte Verzeichnis (S. 44—46) ist den Philosophen gewidmet. Was Lessing dabei über Soave sagt, gründet sich auf Anzeigen seiner Schriften vom 16. Januar 1773 und 12. Februar 1774, die Kenntnis der Abhandlnng Cassinas samt dem Lobe „wohlgeschrieben" (= „scritto con eleganza e pnrezza di stile") auf einen Aufsatz vom 2. Mai 1772. Von den beiden Abhandlnngen Voglis wußte er aus den „Efemeridi" vom 29. August 1772 und vom 4. Dezember 1773, von Draghettis „Psychologiae specimen" aus den Blättern vom 5. und 12. Juni 1773. Gerdils Schriften, ihm augenscheinlich schon vorher bekannt, konnte er hier gleichfalls besprochen finden (so z. B. am 2. Januar 1773). Den ganzen Abschnitt über Spagni entnahm er wörtlich dem Aufsatz vom 17. Oktober 1772, den über Genovesi den Anfsätzen vom 2. Jannar 1773 und vom 8. Oktober 1774; und zwar war er im Abschreiben der wichtigsten Stellen aus diesem letzteren so eifrig, daß er darüber den richtigen Satzbau, der den Wegfall der Worte „le quali" erfordert hätte, ganz außer Acht ließ. Bezeichnend für die Art, wie Lessing diese Einträge in das Tagebuch machte, sind die Bemerkungen über einen philosophischen Versuch von Beccaria. Ueber ihn berichtete er zunächst nach dem, was darüber in den „Efemeridi" vom 28. März 1772 gesagt war. Aus der Erinnerung an einen zweiten Aufsatz derselben Zeitschrift, den er früher gleichfalls gelesen hatte, augenblicklich aber nicht zu finden wußte, fügte er sogleich ein paar allgemeine Worte über eine andere, gegen Beccaria gerichtete Schrift bei. Hernach erst entdeckte er jenen zweiten Aufsatz in dem Blatt vom 11. Juli 1772 und führte den Namen dieses Gegners und

den Titel seiner Schrift in einer nachtäglichen Anmerkung genauer an.

Von den italienischen Geschichtschreibern, die er S. 47 des Tagebuchs zusammenstellte, fand er Denina und Tiraboschi oft bei seinen kritischen Gewährsmännern genannt. Das Lob Guascos stellte er sich aus zwei Artikeln zusammen, deren einer (vom 20. Februar 1773) eine schlechte Fortsetzung der „Annalen" des Muratori von Tommaso Masi herb tadelte, während der andere (vom 29. Mai 1773) eine archäologische Arbeit Guascos empfahl. Die paar Zeilen über Bonafede sind wenigstens zum großen Teil aus einem Aufsatz vom 15. Februar 1772 geschöpft.

Unter den Dichtern Italiens nennt Lessing (S. 48) zuerst Passeroni, der ihm aus Vernazzas Schrift gegen Baretti bekannt war, danach Bettinelli, den er fast in jedem Jahrgang der „Efemeridi" besprochen fand, an dritter Stelle Parini, auf den er sicher nicht erst durch ein fremdes Urteil aufmerksam gemacht zu werden brauchte. Was er dann über Cappelli, den Grafen Benvenuto di S. Rafaele, Ranieri und Roberti beibringt, stammt aus den Blättern vom 9., 16. und 23. Januar 1772 und vom 1. Januar 1774. Die lange Herzensergießung über Goldoni und Cerloni (S. 49) entnahm Lessing, wie er selbst bemerkte, dem Blatt vom 4. September 1773. Das Verzeichnis der Schauspielertruppe des Sacchi (S. 50) verschaffte er sich natürlich auf anderem Wege; aber wenn er bei dieser Gelegenheit noch auf eine zweite „Truppe" hinwies, „il capo dei quali è il Lapi", so entlehnte er auch diese wenigen Worte einer von ihm auch sonst (S. 58) verwerteten Kritik der „Efemeridi", vom 13. August 1774, wo aber das Relativum richtiger als bei ihm von der vorausgehenden Mehrzahl „i Comici, che sono in Reggio" abhängig ist. Planellis Werk über die Oper (S. 51) kannte er nur aus den Besprechungen vom 23. und 30. Januar 1773. Die übrigen Bemerkungen auf der gleichen Seite des Tagebuchs schöpfte er aus andern, zum Teil von ihm selbst genannten Quellen.

Mit einigen Sätzen über ein paar Archäologen und Philologen schloß er auf S. 52 und 53 seine Liste italienischer

Gelehrten. Soweit sie den Pater Raffei betrafen, stammten sie aus rühmenden Anzeigen seiner Schriften vom 10. Oktober 1772 und vom 19. Juni und 3. Juli 1773. Das Lob dei drei Männer, die damals für die besten lateinischen Stilisten in Italien galten, schrieb Lessing aus einem Aufsatz über den dritten von ihnen, Antonio Bucci, vom 21. November 1772, nur allzu wörtlich ab; denn sein Satzbau hätte statt des „sostien" seiner Vorlage den Plural „sostengono" verlangt. Die beiden lateinischen Lehrgedichte, die er im Anschluß an dieses Lob lateinischer Stilisten erwähnte, die „Philocentria" von einem unbekannten Verfasser und das schon früher genannte Werk von Carboni, waren in den Blättern vom 19. November und vom 21. Mai 1774 besprochen. Doch hatte er sich das erste Gedicht selbst in Bologna gekauft, bedurfte also zu seiner Kenntnis kein fremdes Urteil.

Von den Büchern, deren Titel er sich (S. 54 und 55) in der ausgesprochenen Absicht aufzeichnete, sie selbst noch in die Hand zu bekommen, waren die ersten vier in den „Efemeridi" nicht angezeigt worden; woher Lessing die zum Teil ausführlichen Bemerkungen über sie in deutscher und italienischer Sprache abschrieb, konnte ich bisher nicht ausfindig machen. Das „Elogio di Metastasio" (von Michele Torcia) kannte er aus den „Efemeridi" vom 7. März 1772; das gelehrte Werk des Mattei war ebenda am 18. und 25. Februar und 4. März 1775 besprochen worden.

Die Worte über Pavia und die dortigen Gelehrten Fontana und Borsieri (S. 56) gehen auf die Blätter vom 22. Februar 1772 und 26. Juni 1773 zurück; nur verbesserte Lessing die Schreibung der im Italienischen böse verstümmelten Eigennamen Stahl und Boerhaave.

Der Nummer vom 23. April 1774 entnahm er alle Einzelheiten, die er über den Grafen Rezzonico in Parma (S. 57) zu berichten wußte; sogar der Ausdruck, daß die Ausgabe des Plinins „von 1468 zn Verona eine Chimäre" sei, entspricht genan dem italienischen „una chimerica edizione di Plinio nel 1468. a Verona". Ueber den Sohn

dieses Grafen Rezzonico und die huldvolle Aufnahme seiner Dichtungen bei Friedrich dem Großen belehrte sich Lessing aus den Blättern vom 30. April und 7. Mai 1774, während ihm ein Aufsatz vom 13. Februar 1773 den wissenschaftlichen Ruhm des gleichen Verfassers verkündigte. Für die zwei Zeilen über Paciaudi, den er in Turin persönlich kennen gelernt hatte, bedurfte er keiner litterarischen Quelle; Cassinas Schrift über das Mitleid hatte er schon früher (S. 44) auf Grund einer Anzeige in den „Efemeridi" erwähnt.

Dieser Zeitschrift verdankte er auch die Nachrichten über die dramatischen Preisgerichte zu Parma (S. 58). Am 19. und 26. September 1772 waren daselbst die beiden Trauerspiele besprochen, die bei dem ersten Wettbewerb 1772 gekrönt worden waren; am 4. September 1773 folgte die Anzeige der zwei Preislustspiele des nächsten Jahres, der Lessing schon früher (S. 49 f.) das Urteil über Goldoni und Cerloni entnommen hatte; am 13. August 1774 und am 28. Oktober 1775 wurden die Ergebnisse der Bewerbungen von 1774 und 1775 mitgeteilt. Das letztere konnte Lessing unter Umständen auch auf anderem Weg erfahren haben.

Endlich folgen im Tagebuch (S. 59) noch einige Sätze über das wissenschaftliche Leben in Modena. Tiraboschi, den Geschichtschreiber der italienischen Litteratur, den Lessing hier mit Recht an erster Stelle nannte, konnte er ebenso wie das „Nuovo Giornale de' Letterati d'Italia" oft genug in den „Efemeridi" gerühmt finden. Ein ablehnendes Urteil über die Schriften Bardettis, das er aber nicht ohne weiteres nachzusprechen geneigt war, las er ebendort in der Nummer vom 8. August 1772, eine Anzeige des Trauerspiels von dem Grafen Manzoli del Monte in dem Blatte vom 3. Oktober 1772. Der von Baretti genannte Vandelli, von dem Lessing nie etwas gehört zu haben behauptete, war auch in den bis dahin erschienenen Bänden der „Efemeridi" niemals kritisch gewürdigt worden.

Es ist eine stattliche Anzahl von Aufsätzen in dem italienischen Litteraturblatte, die Lessing für die Auf-



zeichnungen in seinem Tagebuch meistens wörtlich benutzte. Indem er so sich nicht ans den Werken selbst, die seine Aufmerksamkeit anf sich zogen, sondern zunächst aus kritischen Berichten über sie zu belehren suchte, that er nichts, was gegen seine sonstige Gewohnheit allzusehr verstieß. Auch bei den „Kollektaneen“ z. B. oder bei den Vorarbeiten für eine Geschichte der mittelalterlichen Fabeln schöpfte er, was er sich zu späterem Gebrauch anmerkte, oft aus abgeleiteten Bächen, die ihn erst nach und nach zu den ursprünglichen Quellen hinaufführen sollten. Doppelt gern mochte er diese bequemere Art, sich zu unterrichten, auf der Reise wählen, wo ihm zweifellos bei weitem weniger Bücher zu Gebote standen, als bei der Arbeit zu Hause in Wolfenbüttel. Und wenn er auch die Darlegungen und Urteile früherer Kritiker noch so genau nachschrieb, so durfte er deshalb doch keinen Vorwurf des Plagiats oder eines sonstigen unrechtmäßigen Gebrauchs fremden Eigentums fürchten; denn was er in sein Tagebuch eintrug, gehörte vorerst nur zu seiner eignen Belehrung. Zwar soll er sich, wie Karl Lessing im „Leben“ seines Bruders erzählt, mit der Hoffnung getragen haben, dieses Tagebuch einst nach einer zweiten italienischen Reise herauszugeben. Aber auch wenn er eine solche Absicht wirklich und ernstlich hegte, was kaum so unbedingt zuzugeben sein wird, so hätte er doch niemals ohne die gründlichste Umarbeitung die unterwegs gesammelten flüchtigen Anmerkungen der Oeffentlichkeit preisgegeben. Boten sie ihm doch im besten Falle nur rohen Stoff dar, der in allem und jedem erst die künstlerische Ausgestaltung erheischte.

DIE VORSTELLUNGSWELT DER NIEDEREN VOLKSKREISE IN HEIDELBERG.

Von Ludwig Sütterlin.

Die von Paul neu angeschnittene Frage nach einer mhd. Schriftsprache habe ich immer — freilich nur aus beschanlicher Ferne — von e i n e m Gesichtspunkt aus betrachtet: von der Seite des Wortschatzes. Was Heinrich von Veldeke oder Hartmann von Ane geschrieben haben, konnte unmöglich in die Sprache der Banern ihrer Gegend übersetzt werden; ein Gespräch über die Liebesgefühle, wie es die Königin mit ihrer Tochter Lavinia führt, oder die Klage, welche des Meiers Töchterlein beim Abzug aus Salerno über den Verlust der Himmelskrone anstimmt, kann nicht den untersten Schichten des Volkes abgelauscht sein; denn es kommen darin Begriffe vor, welche der Vorstellungswelt dieser Kreise abgehen. Man hat freilich schon des öfteren darauf hingewiesen, daß man auch in sprachlicher Beziehung das Volk in einzelne Schichten scheiden müsse; wie man sich das aber für die mhd. Zeit durchgeführt denken müsse, und was sich wohl für Ergebnisse für die Litteraturbetrachtung daraus ziehen ließen, ist noch nicht weiter ansgeführt worden. Wenn man sich auch vorsagt, die großen Dichter hätten weniger anschaulich gedacht und einen reicheren Vorstellnngskreis gehabt als ihre ungebildeten Landsleute, so ist damit doch wenig gewonnen. Die Hauptfrage ist, wie diese Einzelnen, die auf der Menschheit Höhen wandelten, zu diesem weiten Blick kamen und zu dem Reichtum nnd der Tiefe ihrer inneren Anschauungen. Die

Bildung, die ihnen diese Vorzüge gewährte, holten sie sich von außen, durch den Verkehr mit der näheren und weiteren Umgebung. Es wäre verlockend, sich quellenmäßig auszumalen, nicht welche Form, sondern welchen Inhalt und welche örtlich wechselnde Färbung die Sprache besaß, die damals auf den verschiedenen Ritterburgen geredet wurde; es muß doch damals eine Anschauungsweise bei den führenden Ständen geherrscht haben, die, hinausragend über das Volksempfinden und im einzelnen schwankend, im großen ganzen doch gleichförmig über weite Strecken hinausreichte. Zu diesem Kreis gehörten die Dichter; ob einer nur in der großen Masse mitschwamm, oder ob er sich über sie erhob, das macht seine Größe aus.

In der neueren Zeit fühlen wir das leichter heraus. Goethe war Frankfurter; aus der Gedankenwelt des Frankfurter Spießbürgers heraus aber läßt sich zur Not noch das Heidenröslein begreifen, kein Götz und kein Werther. Ebenso aber geht es auch schon mit ganz kleinen Geistern, z. B. mit Johanna Ambrosius. Bei dem Pfälzer Dichter Nadler hat mich das sogar schon frühe gestört; denn sein Gedankenbereich und Sprachschatz steht nicht nur über der Begriffswelt des Heidelberger Bürgers, sondern enthält auch manche mir unpassend scheinende Zuthaten.

Die Besonderheit der Vorstellungswelt dieser untersten Volksschichten habe ich seit Jahren beobachtet; die wichtigsten Züge daraus möchte ich in dem engen Rahmen des Folgenden zusammenstellen. Ich halte mich dabei ausschließlich an Heidelberg; vereinzelte Einflüsse aus der Nachbarschaft, die deutlich erkennbar sind und sich bei der Lage der Dinge von selbst verstehen, brauche ich nicht auszuschalten, weil sie dem gleichen Volkstum entspringen und die Einheit des Bildes nicht stören.

Daß der Anschanungsbereich dieser Volkskreise sehr beschränkt sei, wäre zu viel gesagt; er ist vor allem anders als der der Gebildeten und der der Schriftsprache. Er umfaßt viele Begriffe, die den höheren Ständen abgehen, und manche fehlen ihm, die in der Schriftsprache gang und gäbe sind. Bemerkenswert ist aber vor allem die sittliche

Höhe, auf der er steht: er ist derb, aber nie gemein; er ist deutlich nnd natürlich, selten roh. Der Fernerstehende nimmt vielleicht oft daran Anstoß; aber der Einheimische, der den wahren Sinn leichter durchfühlt, frent sich der Kraft und der Anschaulichkeit, die ihn auszeichnen. Der echte Heidelberger redet keine Sprache, wie die Gelehrten seiner Hochschule; er redet auch keine Gaunersprache; doch hat er Brocken aus beiden entnommen. Im Vorliegenden kommen diese Grenzgebiete aber nicht in Rechnung; wir betrachten nnr die unverfälscht deutschen und volkstümlichen Bestandteile.

Natürlich unterscheiden sich die Lebensalter auch in sprachlicher Hinsicht stark voneinander. Die Knaben und Mädchen denken und reden anders als die Erwachsenen, und unter diesen selbst heben sich einzelne Schichten gegenseitig ab.

I.

Der Vorstellungswelt des Heidelberger „Buben“ ist ein Zug eigentümlich: sie verrät einen Anstand der Gesinnung, der sich sehen lassen kann; sie preist die Ehrlichkeit und die Gemütsruhe, die Unerschrockenheit und die frenndschaftliche Teilnahme für den Spielgenossen.

Das Eigentum der Pfälzer Jungen sind die *Klicker*, die Thonkügelchen, mit denen sie in der kälteren Jahreszeit mannigfaltig spielen. Das Stehlen dieses Eigentums bezeichnet man mit einem eigenen Wort *gröfle*[1]; derartige Diebe sind schon weithin bekannt, und wenn sich einer einer Spielergruppe nähert, heißt es gleich: *Uffgebasst, der grofelt.* Gegenseitig muß man sich beim Spiel ehrlich behandeln; die Unehrlichkeit wird deutlich bezeichnet durch die Wörter *bescheissen*, *Beschiss* und *Beschisser.* Mit einem „Beschisser“ will man natürlich nicht spielen, man haßt ihn nicht und liebt ihn nicht; man *traut* ihm nur nicht. Wird einer ertappt beim nnehrlichen Spiel, so nimmt man

1) Ich gebe die Lautform der Einfachheit und der Verständlichkeit wegen möglichst in der Gestalt der Schriftsprache; es handelt sich hier ja mehr nm die Bedeutung der Wörter als um den Klang.

seine Klicker auf (man *hebt* sie *auf*, oder man *nimmt* sie) und sagt: *Ich tu nimmer mit.* Manchmal betrügt einer nur im Scherz; dann ist es das Beste, man macht es ruhig ebenso; nach kurzer Zeit ist das Spiel aus, oder der Ernst kehrt zurück.

Bei diesem Spiel zeigt der Junge auch seinen Mannesmut durch Gemütsruhe. Wer wegen eines Verlustes *greint* („weint"), der heißt — oft für längere Zeit — *Klickerheuler.*

„Greinen" gilt überhaupt nicht für standesgemäß. Wer leicht weint, wird *Pinser* genannt; von ihm erzählt man geringschätzig *der pīnst glei*; der starke Heuler heißt sogar *Brüllochs* (*brīləks*). So sagt die Mutter aber auch zu ihrem Sprößling, wenn er etwa *hingefallen* ist und sich *weh gethan* hat. Weniger durchgedrungen ist eine Bezeichnung für den, der in der Schule — der *gross Schul* im Gegensatz zur *Kinnerschul* — *Tatzen* bekommen hat (Schläge mit dem Lineal oder mit dem spanischen Rohr auf die flache, innere Handfläche); seine Mitschüler nennen ihn *Tatzenheuler.* Wer aber standhaft keinen Laut äußert, wenn ihm ein entlegenerer Körperteil bearbeitet wird, wenn ihm die *Hosen gespannt* werden, wird still bewundert; eine Bezeichnung giebt es aber nicht für ihn, da man die gerechte Buße doch billigt. Aehnlich steht es mit dem, der mit Karzer bestraft worden ist, nur daß hier bei den Mitschülern ein gewisses Grauen mit unterläuft.

Wie das Stehlen, so gilt auch das Lügen für schändlich. Zu einem, den man im Verdacht hat, daß er nicht bei der Wahrheit bleibt, sagt man: *Gell, du lügscht* oder man schleudert ihm den Vorwurf entgegen: *Jo du bischt en Lügner.* Den Ausdruck „Wahrheit" halte ich nicht für echt einheimisch, trotz seiner lautgesetzlichen Form (*wōrət*); jedenfalls ist er nicht so üblich wie die Verbindung „nicht lügen".

Kenntnisse werden geschätzt; wer in der Schule unten sitzt, ist ein *Nixkenner*; das Wort sagt man einem Schulgenossen auch höhnend mit Verachtung ins Gesicht. Wer in der Schule nachsitzen, *drinbleiben* muß, wird *Drinbleiwer* genannt, und wer gar einmal nicht versetzt wird, ist ein

Hockenbleiber; schon vor der Versetzungsfrist sagt man einem im Voraus: *du bleibscht jo hocke.*

Andere Züge weisen aber wieder darauf hin, daß die Jungen auch ein Gefühl der Gemeinverbindlichkeit besitzen; wer einen für Vergehen, die auf der Straße geschehen sind, beim Lehrer verklagt, heißt *Angeber*, ihm wird zugerufen *du Añgewwerle*, und er wird mit dem Reime gehöhnt: *Añgewwerle, geb mich añ, krikscht en hohle Backezahñ*, dessen Form auch für die Metrik merkwürdig ist, weil die gleichlangen Takte eine, zwei oder drei Silben enthalten können [1]).

Ein solcher Anzeiger ruft seinem Feinde zu: *Wart, ich geb dich añ, ich sag's em Lehrer.* Aber das gilt als feig. Freilich dies Beiwort kommt selbst kaum allein vor; man sagt: *du Feigling, du bischt ein Feigling, ein feiger Kerl.* Feigheit steht auch sonst nicht hoch im Wert: Wer in der Schule leicht weint, ist ein Feigling; aber mehr noch, wer einem Freunde in einem gefährlichen Knabenstreit nicht wacker beisteht. Anderseits gilt es geradezu als Gipfel der Feigheit, von der man in dem ganzen Stadtviertel erzählt, wenn zwei zusammen einen einzelnen angreifen. Da verlangt es denn das ‚Bubenrecht' sogar, daß ein anderer, selbst ein Fremder, sich zu Gunsten des Benachteiligten einmischt. Wer in einem ehrlichen Kampf unterliegt, *gezwungen* wird, muß sein Los standhaft tragen. Lächerlich ist es, wenn er etwa drohend oder weinend davongeht und sagt: *Wart nor, ich sags meim Bruder* (oder *meim Vatter*). Ist in einem solchen Streite aber einer der Kämpfer verletzt worden, so erkundigen sich seine Freunde nachher teilnehmend nach seinem Befinden und ziehen mit ihm in Ruhe ab. Ein sehr starker Feigling heißt ein *Hosenschisser*; bemerkenswert ist, daß hier auch das Abstraktum *Feigheit* ganz gebränchlich ist.

1) Die üblichen Zeichen würden so zu setzen sein:

x́ | x́x͜x x | x́x | x́

x́x | x́x | x́x | x́

Von körperlichen Gebrechen werden nur das Hinken und das Schielen hervorgehoben, aber mit einem verschiedenen Gefühlswert. Wer hinkt, heißt in Abwesenheit der *Hickel* und wird geschimpft *du Hickelhackel*. Vor dem Schielenden hat man etwas Argwohn; man erzählt ohne üblen Beigeschmack von einem solchen: *er schilcht* oder *er is scheel*; aber man höhnt ihn mit einem verblüffend anschaulichen Bilde *du scheeler Gockel*. Abgeschwächt dient dieser Zuruf auch für Jemand, der, im Besitze eines untadeligen Gesichts, nur zufällig einmal etwas übersieht.

Auch Rothaarige werden schon von den Jungen besonders bezeichnet als *der Rote* oder *die Rot*, und zwar anscheinend nicht bloß harmlos, sondern aus dem Gefühl heraus, das schon im Ruodlieb der König in die Worte faßt: „Trau keinem Roten“.

Damit berühren sich Bezeichnungen für die, welche die natürlichen Ausscheidungen des menschlichen Stoffwechsels noch nicht sicher regeln können. Aber von diesen Ausdrücken sind häufig nur die beiden *Hosenschisser* und *Bettschisser*, die, besonders das erste, auch einfach als Schimpfwörter vorkommen. Die anderen Formen sind wohl mehr auf den Kreis des Hauses beschränkt, dringen aber doch vereinzelt in die Oeffentlichkeit der Straße: es sind *Bettseecher* (Bettseiger) und *Hosenseecher*. Sicher von Erwachsenen ausgegangen sind Namen, wie z. B. *Spinnradschisser* als Bezeichnung für ein Kind, das sich einmal bei seiner Großmutter neben dem Spinnrad *verewigt* hatte. Ein derartiger Schimpfname für eine erwachsene Frauensperson ist *Bettbrunzern*. Es zeigen diese Verhältnisse, daß die Kinder hierher gehörige Vorstellungen nur mit großer Scheu äußern. Selbst wer die gasförmige Entweichung *Forz* nennt, braucht nach ihrem Gefühl ein zu grobes Wort, und man lacht verlegen in einem solchen Falle; viel eher darf man dafür sagen *er hot een gelosst*. Auf den Verkehr zwischen Eltern und Kindern eingeschränkt ist der Ausdruck *Plumpser*.

Von den in Betracht kommenden Körperteilen wird der eine zwar gewöhnlich mit dem alten deutschen Namen

bezeichnet; aber viele gehen dem Wort aus dem Wege und ziehen, wenn es denn sein muß, die von der Lage hergenommene Benennung vor. Darum dient dieser Körperteil auch zur Bildung der zwei stärksten Schimpfwörter, welche der Mundart zu Gebote stehen, und die man deshalb nur von den Kindern der untersten Schichten, von Bauersknechten und ähnlichem rohen Gesindel hört.

Für den anderen Körperteil ist sehr gebräuchlich *der Seckel* und das noch gröbere Wort *Bibbel*; feiner ist der in den Familien übliche Ausdruck *Wiwīsel* oder *Wiwīsele*, etwas scherzhaft die Benennung *Spitzel*, *Buwespitzel*[1]).

Auch Stolz zeichnet den Pfälzer Jungen aus. Wenn er in der zweiten Klasse der Volksschule ist, nennt er den Erstklässer: *Erschtklässer*, *Dreckfresser.* Freilich bedanken sich die mit dem Rufe: *Zwettklässer*, *Weckfresser*; die Viertklässer z. B. werden ebenso als *Tintenfresser* bezeichnet. Stolzer ist der Junge aber noch auf seine Kraft. *Hebscht du des* fragt er einen andern, oder er fordert ihn geradezu heraus mit der Redensart: *Des hebscht du doch nit.* Sonst gilt der Ringkampf als Kraftprobe, das *Zwingen.* Hier sind Redensarten gang und gäbe wie *Du zwingscht den doch nit*, *Ich zwing den*, *Meenscht, ich zwing den nit? Meiñ Bruder zwingt den.*

Stolz und Ehrgefühl legt der Knabe aber auch an den Tag, wenn er von seinen Freunden eine Zurücksetzung erfährt. Falls er wegen Unfähigkeit oder wegen Unverträglichkeit von einem Spiel ausgeschlossen wird, geht er auf die Seite und zeigt nicht, daß er gekränkt ist; und wenn umgekehrt einer aus freien Stücken aus dem Spiel austritt und sagt *ich tu nimmer mit*, so brechen die andern das Spiel ab, im Gefühl, sie könnten sich ein Unrecht haben zu Schulden kommen lassen, und sie stehen verlegen da, bis einer ein erlösendes Wort findet; selten thut man dem Gekränkten den Willen, und dann leitet man den Rückzug auch gewöhnlich ein mit einem Vorwurf an den Spielstörer oder mit einer barschen Selbstverteidigung.

1) Darnach wird auch *Buwespitzlin* das Gericht aus Kartoffeln genannt, das sonst „Schupfnudeln" heißt.

Von den Beweisen der Nächstenliebe ist vorher bei der Schilderung des Streites schon die Rede gewesen. Es giebt aber noch ein lehrreiches Beispiel. Tritt ein Knabe mit etwas Eßbarem unter seine Gefährten, mit einem Butterbrot, mit einem *Weck* oder mit Aepfeln, so findet niemand etwas dabei, wenn einer kurz angebunden sagt: *Du geb mir en Seck* („Brocken“)[1]. Eher würde es auffallen, wenn der also Gebetene *geizig* wäre und nichts von seinem Besitz hergäbe. Dann würde ihm der Zurückgewiesene auch sicher sagen: *Na wart nor, wenn ich emol widder was hab.* Voraussetzung ist also natürlich auch eigene Freigebigkeit. Es wird aber anch verlangt, daß einer nur einmal bittet und sich mit éinem Seck begnügt. Bei Ausnahmen, die an sich zulässig sind, sagt man aber schon *er bettelt.*

Die Mädchen verachtet der Junge, und er schimpft sie gemeiniglich nur *Krotte* (Kröten). Wer mit Mädchen verkehrt, ist kein rechter Junge und wird verhöhnt mit den Versen:

Mädelschlecker, Buweroll,
Scheisse alle Gasse voll[2].

Der genannte Ausdruck *Buweroll* ist der entsprechende Begriff der weiblichen Jugend: wer gleichsam mit den Buben herumrollt, ist eine „Bubenrolle“. Sonst läßt sich aus dem Vorstellungskreis der Mädchen weniger Eigenartiges anführen; aber doch einiges. Die Lüge ist anch sehr verdammt, vielleicht weil sie bei ihnen öfter zu finden ist; *du Lügnern* ist ein Vorwurf, den man sich gegenseitig anhängt, oft anch ohne bestimmten Anlaß. Gekränkt sind die Mädchen viel leicher als die Knaben; zur Aufkündigung der Freundschaft brauchen sie dann die Redensart *Ich geh nimmer mit dir um,* und ein unbeteiligtes Drittes sagt von zwei derartig Geschiedenen *sie sind bös miteinander.* Im Streit kann man sehen, wie Mädchen auch kratzen und beißen; bei den Knaben gilt das als unerlaubt.

1) Vgl. an. *segi* „Stück, Stumpf“.

2) Das wird in beiden Zeilen so betont: X́ x X̀ x | X́ x X̀ |

Dafür besitzen die Mädchen aber ihr Schamgefühl. Wenn eine etwa an einer Wagendeichsel einen Purzelbaum schlägt und jemand ist in der Nähe, besonders ein Knabe, so ruft eine andere ihr wohl: *Du, dir sieht man ja alles.*

II.

Aus der Vorstellungswelt der Erwachsenen können nur einige Züge erwähnt werden, die mehr an der Grenze liegen, oder die allgemeiner durchgehen.

Ausgesprochen ist der Sinn für Reinlichkeit; man muß *sauber* sein. *Dreckig* ist daher ein gewöhnliches Schimpfwort, das vor allem mit Bezug auf das weibliche Geschlecht als stark empfunden wird. Nur von Frauen gelten auch andere einschlägige Vorstellungen: man erzählt von einer, daß *sie der Dreck frisst*, oder daß *sie in ihrem eigenen Dreck versauft. Sau* und *Drecksau* werden daher bei Anwendung auf Männer schon als leichte Uebertragung aufgefaßt. Mehr scherzhaft klingt es, wenn man von jemand behauptet, *er wasche sich alle Jahre einmal* oder *nur am Karfreitag.* Von dem Ungeziefer werden die Flöhe merkwürdigerweise eigentlich als selbstverständlich mit einer gewissen Gemütlichkeit hingenommen, und man scherzt sogar in einer Art, die an Fischart erinnert, über *Flohstiche* und *Flöhschiss.* Eine Wohnung freilich, die zu viel derartige Bewohner enthält, ist eine *Flohbutik*, eine *Flohburg* oder ein *Flohnest*, in dem *einem* (!) *die Flöhe fressen.* Die Läuse kommen weniger gut weg. Die Mütter kennen alle mehrere gute Mittel, um sie nötigenfalls bei ihren Kindern zu vertreiben, und Uebertragungen in der Schule werden als kein allzugroßes Unglück angesehen. Aber wer das Ungeziefer immer mit sich herumträgt, vor dem fürchtet man sich, und man warnt vor ihm, *der hot Leis;* eine Frauensperson heißt in dem Falle sogar *Leiskrämern.* Dieser Ausdruck ist klagbar und bildet auch wirklich öfter Gegenstand einer Verhandlung. Die Bezeichnung *Lausbū* dagegen ist viel harmloser; man braucht sie alltäglich nicht bloß für *nichtsnutzige*, freche Bnben, sondern überhaupt geringschätzig für Buben, z. B.

von seinen eigenen Kindern; man denkt dabei schon an ‚Laus', sucht aber die Beziehung unbewußt nach der Seite der Lästigkeit oder schweren Ergreifbarkeit. Das übrige Ungeziefer spielt keine große Rolle in der Sprache. Von den Wanzen redet man nicht gern und nur leise; da erzählt man denn wohl, daß die und die Wohnung ein *Wanzennest* ist, und daß man dort sich *vor Wanzen nicht zu helfen weiss*, daß man *von ihnen gefressen* wird. Aus den *Käfern* endlich, den *Schwoben*, macht man sich nicht viel.

Das Liebes- und Geschlechtsleben wird mit auffallendem Ernst behandelt. Der *Borscht geht* zwar auch zuerst *einem Mädel zu gefallen*, dann *geht er mit ihr* und sie mit ihm; *er hat ein Verhältnis*. Selten *lässt er sie sitzen*, auch wenn sie etwa *ein Kind von ihm hat*, gewöhnlich *heiert* er sie, früher ließen sich beide *kopelieren*. Gegen den außerehelichen, gelegentlichen Geschlechtsverkehr wird das gröbste Geschütz aufgefahren, das die Sprache zur Verfügung hat. Das *Weibsbild* heißt noch öfter *Mensch, schlechtes Mensch, Saumensch, Hurenmensch*; das *Mannsbild*, das als ihr Beschützer mit ihr zusammenlebt, *Kerl, schlechter Kerl, Hurenkerl*; Hure und Zuhälter würde der Heidelberger also etwa so nennen *des Saumensch und ihr Kerl*. Wer sich mit derlei Frauenzimmern abgiebt, wird in den untersten Kreisen wütend geschimpft *Hurenseckel, Hurenkerl*. Wer dagegen ohne Aufsehen ruhig in wilder Ehe lebt, wird weniger beachtet. Das uneheliche Kind wird so häufig *Bankert* genannt, daß dies Wort sogar als gewöhnliche grobe Anrede an Kinder dient, und daß Kinder sich hie und da sogar selbst so schimpfen.

Den Dieb behandelt man viel glimpflicher. Man würde kaum von einem Gewohnheitsdieb sagen ‚er stiehlt' oder ‚er ist ein Dieb', sondern viel eher *er macht lange Finger*, er *heesst alles mitgehñ*; nur von einem einzelnen Fall der Vergangenheit sagt man *er hog gštohle*. Sonstige Ausdrücke sind *gripsen* [1]), *stipsen* [2]) *stripsen, wegputzen*; auch das kundensprachliche *ganfen* kommt vor. Gefängnis-

1) Weiterbildung zu mhd. *gripfen*.
2) Weiterbildung zu mhd. *stüppen* ‚stechen, stehlen'.

strafe entehrt nicht, besonders nicht bei Gewaltthätigkeit. Die Betroffenen rufen selbst auf offener Straße *ich muss widder* 14 *Dag nuff* oder *ich war schun emol 14 Dag drowwe*, und die Leute sagen dann von einem im Gefängnis Befindlichen *er is eiñgšperrt, er sitzt, er brummt*; in der Vergangenheit heißt es *er hog gsotze, er war eingšperrt, er hot gebrummt.* Vor dem Gericht hat man beinahe die gleiche Scheu wie vor dem Gefängnis. Wer noch nicht als Angeklagter vor den Schöffen stand, rühmt sich *ich bin noch nit verscheffelt worre*, und selbst als Zeuge *geht man nicht gern bei.*

Auch das Trinken wird von der heiteren Seite angesehen. Man sagt zwar bedauernd mit einer einfachen Feststellung *er ist voll*, oder *er ist vòllgsóffe*, und wenn es sehr stark ist, er ist *stéchgranátevollgsòffe.* Wankt ein Betrunkener über die Straße, so ruft die Jugend ihm nach *er hot*; ist die nötige Anzahl von Stimmen beisammen, so geht es auch ganz taktmäßig los und in einer bestimmten Weise:

Er hot, er hot,
Er hot zu schepp gelade!
Mit was? Mit was?
Mit lauter Bier unn Schnaps.

Die Zuschauer aber lachen! Sonst sagt man *er hot zu tief ins Glas geguckt.* Für ‚trinken' hat man mehrere scherzhafte Ausdrücke: *Mer petze een, mer giesse een hinner die Binn.* Wer gut trinken kann, *hat eine Gurgel wie ein Strumpf.* Wer von einem Bekannten zu einem Glas Bier eingeladen werden will, fragt nur: *Hoscht ken gute Wille?* Nur der Gewohnheitssäufer wird tadelnd ein *Siffer* genannt, und wenn er Schnaps trinkt, ein *Schnapslump*; schlimmer klingt die Bezeichnung der Frauensperson, die mit ihm in gleicher Verdammnis ist, obwohl diese Bezeichnung einfach die weibliche Form zu der eben genannten männlichen ist: *die Siffern.*

Die einzelnen Handwerke scheinen in Heidelberg von jeher gut miteinander gestanden zu haben. Wenigstens giebt es meines Wissens von Necknamen nur für die

Schneider den Zuruf *Schneiderbock* und für den Schlosser *Russkessel*. Eine Bezeichnung für die Kaufleute *Schubladezieher* scheint nicht recht üblich, eine andere, *Häringsbendiger*, von auswärts eingeführt zu sein. Der Haarschneider, der in der Rheinpfalz *Goschengerber* und in Pforzheim *Schnutenfeger* heißt, wird in Heidelberg höchstens *Bartkratzer* genannt; eine Bildung *Verschönerungsrat* habe ich nur vorübergehend von einzelnen vernommen. Die städtischen Arbeiter hießen früher *Stadtscheffer*, die Insassen des Armenhauses, die auch zum Straßenkehren u. dgl. verwendet wurden, *Stadtnobelin* oder *Nobelin* (Sing. *Nobele*). Bemerkenswert ist, wie die Handwerker im Vergleich verwendet werden. Wer *sauft wie ein Bürstenbinder*, *schafft wie ein Brunnenputzer* und *aufpasst wie ein Hechelmacher*, ist in allen drei Beziehungen lobenswert.

III.

Als allgemeine Eigenschaft der Vorstellungswelt des Heidelberger Volkes kann man in erster Reihe die Anschaulichkeit bezeichnen. Diese äußert sich aber auf verschiedene Art. Einmal werden die Begriffe für sichtbare Dinge bevorzugt vor denen für nur in der Vorstellung Bestehendes. Es giebt zwar Abstrakta in der Sprache. Aber sie sind meist auf gewisse Verwendungsweisen und Redensarten beschränkt, oder die Bedeutung nähert sich einem Konkretum. Sie sind jedenfalls selten Subjekt eines Satzes. Wenn man mit Beziehung auf eine Kiste sagt, *die Höch, die Gröss gefällt mir*, so denkt man schon an die greifbare, räumliche Ausdehnung. Das Prädikatswort ist dagegen häufig in der Form: *Des war e Glick, des is seiñ Uñglick, es is e Schann, e Sinn, es is Schad, es is Sinn unn Schad, des war e Wohltat*; ebenso redet man von *Betrug, Beschiss, Feigheit*. In den obliquen Kasus sind die Abstrakta wieder seltener und wohl nur in einzelnen festen Verbindungen erlaubt: *es is aller Ehren wert; sich*

Sinn ferchte, gestreckter Läng hinfallen; es koscht e Geldlewe. So sagt man auch mit *haben*: *Hot dër e Wut* (*Angscht*), *was haw ich e Fräd ghatt.* Auch andere Verbalabstrakta finden sich so: *er hot Hunger, Dorscht, Schlof, er hot die Schiss, die Dinnschiss.* Für ‚Schlafen ist gesund' aber müßte wieder eintreten: *Sis gsunn, wemma schlofe kann.* Die Bildungen mit ge- sind wieder beliebter: *Gejämer, (Gekrisch) kann ich nit heere.* In Verbindung mit Präpositionen finden sich die Abstrakta aber am häufigsten: *vor Angst, Fräd, dir zu Lieb, mit Limpf* (‚mit List' nnd ‚mit einem blauen Ange', letzteres in der Verbindung *mit Limpf davonkommen*), *mit Verstann, in eener Hatz, in eener Leier* (‚unaufhörlich'), *des hot ma for seiñ Guttat*[1]).

Gewöhnlich wendet man den Gedanken aber so, daß ein sachlicher Begriff vorliegt. Für Vorurteil braucht man *so e añgenumme Ding,* (*des is so e añgenumme Ding*), in Handschuhsheim, nach einer früheren Mitteilung von Philipp Lenz, *e añgenumme Sach*; für ‚seine Vergangenheit' habe ich einen Mann sagen hören *seiñ Vergangenes,* für ‚die Enge des Lochs' *des Enge vun dem Loch.* Vorteil kenne ich zwar in der Redensart *Man muss de Vortel kenne* im Sinn von der besten Art etwas zu bewerkstelligen, eine Arbeit zu leisten; aber für den Satz ‚es bringt einen Vorteil' würde man nur sagen *Es hot seiñ Guts*[2]).

Aehnlich wird das körperliche Befinden angegeben. Für ‚Krankheit' kommt zwar das Wort *Kranket* vor, und *die falle(n)d Kranket* ist stehende Bezeichnung für die Epilepsie; dennoch ist das Wort nicht echt volkstümlich; ‚Gesundheit' fehlt jedenfalls eigentlich auch ganz. Man beschreibt sein Befinden eher in folgenden Redensarten: *mir is es nig gut, mir is es nig ganz recht, ich bin nit in der Ordnung, nit in der Rāi* (= Reihe) *s fehlt mer was (eppes, nix), s is mer nig geheier* (‚geheuer'), u. dergl. Ausnahms-

1) *Guttat* ist die einzelne Wohlthatshandlung, *woltat* ist abstrakter und gleichbedeutend mit ‚Annehmlichkeit'.

2) Sonst braucht man für ‚Vorteil' das Fremdwort *Profit.*

weise sagt man auch *er is krank, er is nit stark* (‚schwächlich‘). Ebenso beschreibt man die verschiedenen Krankkeiten, soweit es geht, durch den leidenden Körperteil; man sagt: *er hot e schwachi Bruscht* (*is schwach uff der Bruscht*), *er hot beese Aache* (*beese Fīss*), *er hot's im Mage* (*am Herz, im Leib, im Hals, im Kreuz*). Nur für ‚Fieber haben‘ gebraucht man das entsprechende *Hitz hawe. Herr Dokter, ich hab so e Hitz uff der Milz,* sagte kürzlich ein alter Bauer aus der Nachbarschaft in der chirurgischen Klinik zu seinem behandelnden Arzt. *Schāde* oder *Leibschade* für Bruch, das selbst auch vorkommt (*er hot n Schade*), grenzt wieder an das Gebiet des Sachlichen.

So sagt man von jemand auch, *er habe rote Haare, krumme Beine, ein schiefes Maul,* und nicht, er sei *rothärig* usw.; aber man bezeichnet ihn doch kurz etwa als den *scheppmäuligen Müller, den krummbeenigen Kerl.*

Demgemäß werden auch anstatt der Gefühle nur die begleitenden Geberden beschrieben. Neben *er is beleidigt* steht so *er macht e Gsicht, er macht e Schnut, er drickt n Kopp hiñ.* Hierhin kann man auch stellen *er macht e Fauscht* (‚er ist ungehalten‘) und *ich hab e Fauscht im Sack gemacht* (‚ich habe meine Wut unterdrückt, ich habe sie hinuntergeschlnckt‘).

Sodann wird durch einen Vergleich, der einen sachlichen Begriff enthält, etwas Unsachliches, eine Eigenschaft verdentlicht. Jemand *sitzt krottebreet do, es fällt em was siedheess eiñ, ma verhācht een blitzeblō* und *schlägt en winnelweech*; man wird *schlosseweiss;* jemand ist *spinnelderr*, das Kleid eines Mädchens ist *blīteweiss*, jemand wird *feierrot* u. dergl.

Das führt uns zn einem neuen und sehr wichtigen Pnnkt. Der Pfälzer braucht sehr viele Bilder, die seine Gedanken verdeutlichen und seine Rede beleben. Sie sind den verschiedensten Gebieten entlehnt. Etwas Unangenehmes, das man sich *eingebrockt* hat, muß man *ausfressen* Wenn in einem Haushalt tüchtig beim Essen eingehauen

wird, wird alles *weggeputzt*, oder *Rump unn Butz* gegessen (wie ein Apfel), und es *braucht* die Mutter *nichts ins Spital zu schicken.* Einem Unglück muß man *vorbauen*; sonst *hat man es am Bein; vorbauen* wird aber auch ohne Ergänzung gebraucht; dann heißt es ,eine Ausrede, seinen Rückzug vorbereiten' (*aha! er baut schunn vor!*) Um jemand an seine Verantwortlichkeit in einer Angelegenheit zu erinnern, sage ich achselzuckend *es geht mit Ihnen heim.* Wer in Sicherheit ist, ist *hinter Wind*; wer sich in die Brust wirft, *gibt sich Kraft.* Wer an seiner Gesundheit dauernd Schaden gelitten hat, *hat einen Treff kricht* (gekriegt), *er hot en Macke*, wie ihn sonst nur das Geschirr hat. Wer sich mit eingezogenen Schultern durch eine Schwierigkeit hindurchgedrückt hat, hat sich *durchgebrunzt* (,durchgepißt'). Wer *durchbrennt, putzt die Platt*; wer zu genau in seinen Sachen ist, *hebt ein Tuch an fünf Zipfeln.* Wer im Sterben liegt, *mit dem hat es geschellt.* Wenn von etwas die Rede ist, das man nicht verraten soll, darf man sich nicht *verschnappen*, und deshalb ist das beste, man redet überhaupt nicht, man *pipst* nicht davon, man *schnauft nicht davon*; man *rührt* sich nicht, wenn von einer Arbeit gesprochen wird, um die man sich drücken will. Ebenso wie man *kurzen Prozess mit jemand macht*, so *macht man korze fufzehñ.* Das kann dadurch geschehen, daß *man es ihm sagt für einen Kreuzer*, daß man ihm *den Marsch bläst*; manchmal bei jungen Leutchen wird es nicht abgehen ohne *Durchwamsen* (= *Arschverplatschen.*). *Luft hat* verschiedenes, was Luft durchläßt: das Gefäß, das luftdicht abgeschlossen sein sollte, das Rohr, dessen Oeffnung nicht mehr verstopft ist, eine Kugel, die sich in einem sie umschließenden Hohlraum noch etwas bewegen kann; aber auch ein Mensch, wenn er aus einer großen Bedrängnis befreit worden ist, *hat wieder Luft*, er kann wieder *schnaufen.* Aller Wahrscheinlichkeit nach haben ihm seine Freunde *Luft gemacht.* Wenn etwas *mit der Schnellpost gehen soll*, kann man keinen Arbeiter brauchen, der ein *Lahmarsch* ist, der nur *mit dem halben Arsch schafft*; mit solchen

kommt eine Sache nie in die Reihe; darum soll man *vor ihnen ein Kreuz machen*. Mit jemand, der *ein Maul hat*, der gleich schimpft, ist nicht *gut Kirschen essen*; *bei dem kommt man an den letzen; er kappt* den Anredenden gleich *ab*, indem er ihn barsch abfertigt. Wer *Dreck am Stecken hat*, thut gut, wenn er bescheiden ist, wenn er nicht gleich *jedem ein Maul anhenkt*, wie es ungezogene Kinder gegen Erwachsene thun. Man kann nicht jedem *ein Extrawürstchen braten*; wenn ich keine Umstände machen will, sage ich, *do werre keeñ lange Ferz gemacht*. Wer später einmal enttäuscht wird, *werd die Nas schunn noch nuffzieche*, wenn er *den Kopf anrennt*. Was vergebens ist, ist auch in Heidelberg *für die Katz*. Man muß *sich halten* mit jemand, der *einem die Hasen in den Stall jagt*. Man darf nicht gleich *aufbegehren*, man darf nicht gleich *aus dem Häusel sein*, wenn einmal nicht alles *im Blei*, *in Ordnung*, *in der Reih ist*. Wenn *einem etwas in die Augen sticht*, darf man nicht *strandeln*, ob man es z. B. kaufen soll oder nicht. Wenn etwas *der Näh nōch* gemacht ist, ist es oberflächlich, *schnudlich* gemacht, wie der Pfälzer sagt, oder es ist wahrscheinlich *gehudelt*, eilig gemacht. Vor einer Schwierigkeit darf man nicht *zurückhufen*. Und wenn eine Gesellschaft auch *vier Mann hoch angerückt kommt*, um etwas zu verlangen, kann man sich doch *auf die Hinterbeine stellen*, nein sagen und sich vielleicht darauf stützen oder *schteipere* [1]), daß sich die Betreffenden in einem anderen Fall geradeso ablehnend verhalten hätten. Wenn man so zerrissene Sohlen hat, daß *man auf dem deutschen Boden geht*, muß man möglichst bald einen Schuhmacher *auftreiben*, der Abhilfe schafft. Wer Angst hat, *läuft herum wie ein verscheuchtes Hinkel* (*e verscheekt* oder *verschaicht Hinkel*). Wenn man jemand heimlich von einer Sache benachrichtigt, *steckt* man sie ihm. Scherzhaft wird ein schlechtes Messer ein *Krottegīkser* genannt, und ein Mensch, der ein Gutedel ist, wird in nicht ernst gemeintem Sinn ein *seftiger Kerl*

1) Darnach ist bei Lexer, Mhd. Wb. wohl *stîper* und *stîpern* zu lesen.

geheißen, obwohl er einen recht bedenklichen Saft in sich enthält. Eine Kartoffel, die an einer Stelle ‚wässerig' ist, *hat einen Wasserarsch* und *ist ein Wasserarsch.*

Bei diesen Bildern kommen nun aber starke Uebertreibungen vor. Man *stellt sich auf den Kopf* vor Erstaunen oder *sperrt Maul und Nase auf*; vor Aerger *möchte man aus der Haut fahren* oder *an der Wand hinaufkrabbeln* (klettern), weil jemand *nixnutz ist, wo ihn die Haut anrührt.* Um jemand etwas zu verstehen zu geben, *winkt man gleich mit dem Scheuertor.* Was stark riecht, *stinkt wie die Pest*; wer laut schreit, *kreischt wie ein Dachmarder.* Alles Auffällige muß man vermeiden; *man braucht nicht den Leuten die Mäuler aufzureissen.* Aehnlich hörte ich sagen von einem, der mehrmals gähnte: *Der reisst das Maul auf heute den ganzen Tag.* Einem, der sich einer Sache rühmt, ruft man zu: *Du brauchst nicht so gross zu kreischen.* Was rasch geht, *geht im Hui*; was man gern hätte, *darnach leckt man die Finger bis zum Ellenbogen.* Wenn ein Brand etwas ganz eingeäschert hat, wenn es auch nur ein Stall ist, so ist gleich *die ganze Sippschaft* abgebrannt. Wenn jemand gestorben ist, sagt man zwar nicht so leicht wie vom Vieh *er ist verreckt*; aber *er hot die Kränk kricht* ist nicht viel milder, wenigstens nicht dem Sinn nach, wenn die Form auch harmloser ist, und das wird doch halb scherzhaft von Menschen gebraucht.

Diese Uebertreibung zeigt sich auch beim Adjektivum. Diese Wörter werden selten allein gebraucht; gewöhnlich steht *arg* dabei im Sinne von ‚sehr'. Wer natürlich redet, erzählt von einem Tanz, daß es *arg schön* war, und schon kleine Kinder finden, wenn sie von etwas nicht genug bekommen, daß das *aber arg wenig* sei.

Schon einzelnen Wörtern haftet das an. Der Mund heißt *Gosch* oder grober noch *Maul*, die Hände *Döwe* (mhd. *täpe*) oder *Dötsche* (‚Tatze'); der Unterleib, der *Bauch,* ist der *Ranzen*; schlechtes Rindfleisch ist ein *alter Bohre* oder ein *alter Märre*, ein schlechter Gaul ein *Kloben*, ein wenig einladendes Frauenzimmer ein *Bluschter* oder ein *Gschteck*,

ein heiserer Husten ein *Gebell.* So rief seinen Pferden, die nicht gleich verstanden, was er wollte, ein Fuhrmann dieser Tage zu: *Ihr Deifelsklowe!* Stark ist auch der Ausdruck *Scheissdreck,* der für das schriftsprachliche ‚Kleinigkeit' eintritt. (*Ich kümmere mich en Scheissdreck drum.*) Ebenso grob ist mindestens das Wort *Hundsfotzen,* das man von den Ungebildeten sehr häufig (*alle Gebott* oder *alle Forz lang* würde der rechte Pfälzer sagen) hören kann und zwar im gleichen Sinne; aber seine wahre Bedeutung wird nicht verstanden. Daß *wüšt* ganz allgemein für ‚unschön' gebraucht wird und auch den gleichen Gefühlswert schon besitzt wie dieses Wort, ist schon weiter bekannt.

Derartige Fälle, wo frühere Uebertragungen durch ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte wieder gemildert worden sind, liegen auch sonst vor, und sie umfassen Fälle, die dem Sprachschatz ganz eigenartige Begriffe zugeführt haben. So sagt man ‚krächzen' (*kreksen*) für ‚stöhnen' besonders von jemand, der ein kleines Unbehagen heuchlerisch etwas vergrößert, *jämern* (von der 3. Sg. *‚er jämert'* ausgegangen) allgemein im Sinne von ‚klagen'. Doch diese Versteinerungen gehen uns nichts an.

Eine bestimmte Art der Uebertreibung ist die allzugroße Verkleinerung. Diese ist aber in Heidelberg viel seltener. Sie findet sich nur der Art, daß man zu einem Deminutivum immer noch das Adjektivum ‚klein' beifügt und redet von einem *kleinen Häuselein,* von *kleinen Kartöffelein,* von einem *kleinen Bröselein.* So braucht man auch mit einer weiteren Verstärkung *kleeñwunzig* (‚kleinwinzig') besonders von lebenden Dingen: *ein kleinwunziges Vögelchen.* Andere Verkleinerungen sind nur in der Kindersprache üblich: hier sagt man nicht bloß *Gutsel* (von *Guts* = ‚Gutes'), sondern auch *leisl* ‚leise' von einem Adverbium; eine Mutter habe ich ihrem im Wagen ruhenden Säugling einmal zurufen hören: *schlofele* ‚schlafe'.

Verhüllungen sind den Verstärkungen gegenüber sehr, sehr spärlich. *Soll ich dir eine langen* (‚reichen') ist die Frage, mit der man zart eine Ohrfeige anbietet. Sonst

steht für den Zweck die Redensart zu Gebote *Geb acht, wie ich dir die Nas putz* oder *wart, wenn ich dich unter die Finger krich* (‚kriege'). Das ist alles etwas höflicher als die Aufforderung *geh her, du krikscht e Batsch!* Von der Redensart *Er hot een gelosst* ist schon oben die Rede gewesen.

Alle diese Erscheinungen sind die Folgen der lebhaften Einbildungskraft und der raschen Denkungsart des Pfälzers. Diese Eigenschaften bethätigt er auch heute noch in zahlreichen Fällen, wo die Beteiligten sich nicht darüber freuen: durch Spitznamen. Ein Kaufmann, der das eine Auge zuzuklemmen pflegte, wurde von einer Waschfrau einmal unter dem Gelächter der Umstehenden als *Sternengucker* angeredet und führte diesen Namen in Familien noch lange Zeit. Ein Stadtrat, der sich um die Einführung der Leichenverbrennung große Verdienste erworben hatte, hieß der *Bratenwender*, und die Omnibusse, die jetzt eine Gesellschaft mit geringem Erfolge in einem Stadtteil laufen läßt, taufte der Volkswitz gleich *die Leerfahrer*. Von noch lebenden Personen könnte man noch ähnliche Beispiele anführen. Doch — hier schweigt des Sängers Höflichkeit.

Unsere Ausführungen sind zu Ende. Die Verhältnisse, denen sie gegolten haben, werfen nicht bloß Licht auf rein sprachliche Fragen, auf den Inhalt des sprachlichen Denkens überhaupt, auf Eigenheiten der Mundart und auf den Unterschied von Schriftsprache und Volkssprache. Sie könnten auch sonst mehr beachtet werden, so von einzelnen Vertreterinnen der heutigen Frauenbewegung, die altklug und pharisäerisch über die sittliche Gefährdung jugendlicher Arbeiterinnen jammern und gefallene Mädchen kurzerhand verdammen, aber auch von Richtern, die leichtfertige oder zornige Aeußerungen oft nur nach dem Wortlaut bemessen und nach dem Sinn nicht fragen. Wer, wie

vor einigen Jahren ein Landgerichtsdirektor in Mannheim, bei der Drohung *ich stech dir das Messer in den Ranzen und dreh es dreimal drin rum* das Hauptgewicht auf den letzten Teil legt und den Ausdruck *drei* in einer längeren Ausmalung als ganz besonderen Beweis der Roheit hinstellt, der verliert die Hauptsache aus den Augen und erweitert unnötig die Kluft, welche die oberen Stände trennt von den unteren.

ENGLISCHE KOMÖDIANTEN IN WOLFENBÜTTEL.

Von **Paul Zimmermann**, Wolfenbüttel.

In seiner trefflichen Einleitung zu den „Schauspielen der englichen Komödianten“[1]) beklagt W. Creizenach, daß A. Cohn[2]) die Mitteilungen über die englischen Hofkomödianten in Wolfenbüttel, die W. Sack aus Rechnungsbüchern der Fürstlichen Kammer ausgezogen hatte, bloß in englischer Uebersetzung mitgeteilt habe. Leider ist mein Bemühen, der Originale habhaft zu werden, ein vergebliches gewesen; ich habe von jenen Rechnungsbüchern weder in Braunschweig noch in Wolfenbüttel irgend eine Spur entdecken können. Und doch haben sie Wilh. Sack, der jene Anszüge um das Jahr 1860 machte, jedenfalls noch vorgelegen. Ich habe nur die Aufzeichnungen Sacks selber in seiner Handschriftensammlung, die im Stadtarchive zu Braunschweig aufbewahrt wird, aufgefunden. Sie sind in doppelter Fassung vorhanden. Die eine war offenbar für A. Cohn bestimmt, von dem ein paar Briefe beiliegen, die andere wohl schon früher gemacht worden. Da diese Angaben von Cohn nicht vollständig und auch nicht überall ganz genau wiedergegeben sind, so mögen sie hier in der nrsprünglichen Form eine Stätte finden. Ich lege dabei die Cohn zugedachte Fassung dem Abdruck zu Grunde. Sie lautet:

Bd. II. S. 167:

1597. Thomas Sackefiel unterschreibt sich 1597 als Fürstl. Diener zu Wolfenbüttel.

1) Kürschners Deutsche National-Litteratur Bd. 23. (Berlin u. Stuttgart) S. VIII.

2) Albert Cohn, Shakespeare in Germany (London 1865). S. XXXIV

Im Jahre 1598 war Sacheviel und Edwardus Wackfeel [1]) — (wahrscheinlich auch ein Comediant) in einem Wirtshause zu Braunschweig, um hier eine Schuld für einen englischen Kaufmann einzucassieren, wo Abends von einem Boten Jürgen Pfeiffer auf die Königin von England und auf den Canzler geschimpft wurde. Sie ließen diese Beschimpfung von einem Notar zu Protcoll aufnehmen.

1602. 30. August. Auf meiner gnädigsten Fürstin und Frauen mündlichen Befehl an Thomas Sacheviele [2]), so I. F. G. den Englischen Comedianten aus Gnaden verehret 200 Thlr
30. August. Thomas Sacheviel auf M. F. G. und Frauen mündlichen Befehl auf seine Rechnung für Waaren in Abkürzung 300 Thlr
1. October. Thomas Sacheviele auf Rechnung so er zur Fürstl. Hofküche Apotheke und Gewandkammer eingekauft 375 Thlr 14 gr
Bd. II. S. 172:

1602. 20. October. Auf Illustrissimi gnädigen schriftlichen Befehl dem Hofschneider Michael Wolframb und Thomas Sacheviele zu Einkaufung englisch und ander schwarz Gewand zu Behuf der Fürstl. Witwe Christmilden Gedächtniß Begräbniß [3]) auch Gewürz 5000 Thlr
an Wechsel 3737 „
NB. Wolframb war nach Hamburg und Sachefiel nach Leipzig deshalb gereist; letzter kaufte das Gewürz.

1602. 28. December. Edward Wackefields wegen Arnd v. Wohersnow so die Fürstl. Cammer angenommen 160 Thlr
S. 173:

1603. Sold der Schauspieler Paulo Rickesingio, Gabriel Sellner, Johannes Crabbe, Albrecht Gillies, Caroli Cassani p. p. [4]).
S. 185.

1608. 2. Febr. Auf Illustrissimi Befehl den englischen Comedianten zur gnädigsten Abfertigung 100 Thlr
S. 186.
27. Febr. Den englischen Comedianten zu gnädiger Verehrung 30 Thlr
Den englischen Musikanten desgl. 100 Thlr
Bartold Brandes Steinhauer für ein Ofenstein in das Springerhaus 1 fl. 10.

---

1) Ueber Wackfeel, den Cohn „another English actor" nennt, habe ich in Wolfenbüttler Akten nichts zu finden vermocht.

2) In einem offenbar früher gemachten Auszuge schreibt Sack: „auf Befehl des Herzogs Heinr. Jul. an Thomas Sacheviel (der aber selbst nicht Schauspieler war)".

3) Es handelt sich um die Herzogin Hedwig, Heinrich Julius' Mutter, die am 21. Oktober 1602 gestorben ist.

4) In dem früher gemachten Auszuge schreibt Sack nur: „Sold an Paulo Rickesingio?" Es handelt sich hier offenbar nicht um Schauspieler. Denn J. Crabbe erscheint schon 1589 als Kammerdiener, G. Sellner später als Burgvogt, A. Gillies als Einspenniger.

Thomas Sachefielen Diener geben für 3 Stück Leibfarbe u. 3 Stück blau Seidenband 11 fl.

S. 188:

4. Julii kommt Th. Sachviel als ein Verkäufer von Kramwar und Seidenband vor.

S. 190:

1614. Den 10. Sept. den Brandenburgischen Comödianten 10 fl.

S. 193:

1615. Den 8. Mai den englischen Comödianten welche in Unserm Fürstl. Hoflager alhier eine Zeit aufgewartet[1]) 600 fl.

Bd. I. S. ?:

1619. 13. Sept. Thomas Sackevile wegen Illustrissimi für 40 Ellen Parchen damit etzliche Sturmhauben gefüttert 11 fl. 4 gr.
einem Soldaten für 24 Sturmhauben zu füttern 4 fl.
Thomas Sackeviele für ausgenommene Waaren behuf Illustrissimi 700 fl.

Creizenach meint, daß nur die erste Eintragung vom 30. August 1602 sich auf Sachevill in seiner Eigenschaft als Schauspieler beziehe. Mir kommt auch das noch unwahrscheinlich vor. Ich glaube, daß Sachevill auch an dieser Stelle nur der Mittelsmann war, der die Ehrengabe der Fürstin den fremden Komödianten überreichte, die an späteren Stellen als direkte Empfänger des ihnen bewilligten Geldes genannt werden. Sachevill besaß damals bereits ein kaufmännisches Geschäft, einen offenbar sehr schwunghaften Handel mit Seiden- und Kleiderstoffen der verschiedensten Art. Daneben war er, wie aus jenen Aufzeichnungen hervorgeht, auch als Hofagent thätig. Er erhielt als solcher ein paar Jahre später (1604) auch eine feste Bestallung, die folgendermaßen lautet:[2])

„Von Gottes Gnaden Wir Heinrich Julius Postulirter Bischoff des Stiffts Halberstadt vnd Herzog zu Braunschweig vnnd Lüneburgk p. hiemit thuen kundt vnd bekennen, daß wir vnsern lieben getrewen Tomaßen Sackvhielen vor

1) Offenbar John Greens Truppe, die Ende Juli 1615 aus Wolfenbüttel in Danzig eintraf. Bolte, Das Danziger Theater. S. 41 u. 47.

2) Diese wie auch die später mitgeteilte Bestallung im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel, dessen Akten auch die sonst gemachten Angaben zumeist entnommen sind. Es kommt daneben noch das Kircheubuch der Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel in Betracht, das aber erst 1612 beginnt.

vnsern Diener bestaldt vnd angenommen haben, derogestaldt vnd also, daß vnß, der Hochgeboren Fürstin, vnser freundlichen lieben Gemahhlin, Frawen Elisabeth, geborner auß Königlichem Stamb Dennemargk, Herzogin zu Braunschweig vnd Lüneburgk p., vnd vnsern Erben ehr getrew, gehorsamb vnd dienstgewertig sein, vnser bestes wißen, schaffen vnd befordern, arges nachteiliges vnd das wiedrige aber nach bestem seinem vermuegen vnd eußerstem seinem verstande kehren, hindern vnd abewendenn, Insonderheit, da wir oder J. L. Ihn in vnsern angelegenen sachen etwa in Engeland oder sonsten zu verschicken vnd zugeprauchen haben, daß ehr alßdan gegen pillichmeßige Zehrung nach lauth vnser Ordnung auß vnser Fürstlichen Cammer vorth vnd willich sein, vnnd sonsten alles anders thuen soll, waß ein getrewer vnd gehorsamer Diener gegen seinen gnedigen Bestallungssherrn zu thuen schuldig vnd verbunden ist, Allermaßen vns ehr daruber Pflicht vnd Ayde gethan vnd seinen Reverßbrieff heraußer vnd von sich geben hatt".

„Darentgegen vnd zu Ergetzligkeit solchs seines Diensts zusagen vnd versprechen wir Ihme Jehrlichs, so lang diese Bestallung vnaufgekündiget pleibet, eins vor alles Anderthalb hundert Thaler, Halb auff Trinitatis vnd die andere Helffte vff die darnachfolgende Weyhenachtenn, wan man Anno 1605 |: geliebts Godt :| schreiben wurdet. Wan vns aber nicht gelegen, Ihne lenger also in Dienste zu behalten, oder vns ehr ferner also nicht dienen wolte, Soll vns sowoll alß Ihme frey: vnd bevorstehen, diese vnsere Bestallung ein halb Jahr zuvorn auff vnd loeß zu kundigen. Des in Urkundt haben wir diesen Bestallungsbrieff mitt aigen Handen vnterschrieben vnd denselben mit vnserm Fürstlichen Siegull bedrucken laßen. So geschehen vnd geben vff vnser Veste Wolffenbuttell am Sechßten Decembris Im Ein Tausendt Sechßhundert vnd Viertten Jahr."

Schon vorher hatte ein anderer englischer Schauspieler, der mit Sachevill viel genannt wird, in Wolfenbüttel eine ähnliche Anstellung gefunden: John Breadstreet, dessen Namen hier in Johann Breidstraß oder Breidestraß verdeutscht wurde. Er trat als Tanzmeister und Kammer-

diener in Fürstliche Dienste und erhielt hier die nachfolgende Bestallung:

„Von Gottes gnaden wir Heinrich Julius postulirter Bischoff des Stiffts Halberstadt vnd Hertzog zu Braunschweig vnd Lüneburgk p. hiermit thun kundt vnd bekennen, das wir vnsern lieben getrewen Hanß Breidestrassen vor des hochgeboren Fürsten vnsers freundtlichen lieben Sohns Hern Friderich Vlrich Hertzogen zn Braunschweig vnd Lüneburgk p. Diener besteldt vnd angenommen haben, derogestaldt vnd also, das Vns vnd Sr. L. er getrew, gehorsamb vnd dienstgewertig sein, vnser vnd S. L. bestes wissen, schaffen vnd befordern, arges, nachteiliges vnd das wiedrige aber nach bestem seinem Vermugen vnd eußerstem seinem Verstande kehren, hindern vnd abwenden, Insonderheidt aber bey S. L. alle teglichs zu vnterschiedtlichen mahlen in deroselben Furstlichen Cammer auffwarten vnd S. L. in allerhandt Fnrstlichen Täntzen vnterweissen vnd lehren vnd sonsten alles anders thnn soll, was ein getrewer Diener gegen seinen hern zu thun schuldig vnd verbnnden ist: Allermassen vns er darüber pflicht vnd ayde gethan vnd seinen Reversbrieff herausser vnd von sich geben hatt".

„Darentgegen vnd zu ergetzligkeit sollchs seines Dienstes zusagen vnd versprechen wir Ihme Jherlichs, so lange diese Bestallung vnauffgekundiget bleibet, eins vor alles zwey hundertt Thlr, halb vff Trinitatis vnd die andere helffte vff weynnachten, wie dan auch vor Ihn alhier zu hoffe, weil er alsdan vnd immittelst vnsere andere Junge hern vnd frewlein gleichergestaldt in frembden vnd nutzlichen Furstlichen Täntzen vnterrichten sol, oder bey hochermeltem vnserm freundtlichem lieben Sohn, wan bey S. L. er zn Helmstadt[1]) aufwartet, den freyen Tisch. Wan vns aber nicht gelegen, Ihne lenger also in Dienste zu behalten oder Vns er ferner also nicht dienen woltte, Sol vns sowol als Ihme

1) Herzog Friedrich Ulrich war am 3. Oktober 1603 auf der Universität Helmstedt immatrikuliert worden. Vgl. Fr. Dan. Häberlins Kleine Schriften II. B. S. 556 ff.

und Ihme so wol als vns frey vnd bevorstehen, diese Vnsere bestallung ein halb Jhar zuvor auf: vnd loß zu kundigen. Desses zu vrkund haben wir diessen Bestallungsbrieff mit eigen Handen vnterschrieben vnd denselben mit vnserm Furstlichem Sigul bedrucken lassen. So geschehen vnd geben auf vnser Veste Wolffenbüttel am 28. Decemb. anno p. 1603."

Beide Männer, Thomas Sacheville und Johann Breidstraß, werden um das Jahr 1593 nach Wolfenbüttel gekommen sein. Das stimmt mit den allgemeinen, schon bekannten litterarischeu Angaben über sie, die man bei Goedeke [1]) und Creizenach [2]) leicht vergleichen kann, wird aber auch durch ein direktes Zeugnis Breidstraß' bestätigt, der in einem an Herzog Friedrich Ulrich gerichteten Schreiben vom 30. August 1613 von sich sagt: „E. F. G. Hertzlieben Herrn vnnd Vatters Herrnn Heinrichen Julii p. Hertzogen zue Braunsweig vnd Lüneburg p. meines Gnädigen Fürsten vnd Herrnn Hochsehligenn Andenckens Ich endtsgemelter bey die 20 Jhar gewesener vnd noch ietzo E. F. G. ohnwürdiger Cammerdiener."

Leider ist uns nun von der eigentlichen Theaterthätigkeit der beiden Männer aus jener Zeit nichts überliefert. Erst in späteren Jahren erscheinen sie in den Akten. Da aber diese Nachrichten einige Rückschlüsse auf die frühere Zeit gestatten, und die beiden Personen für die Geschichte der deutschen Bühne doch von einiger Bedeutung sind, so erscheint es hoffentlich nicht überflüssig, die Ergebnisse etwas weitläufiger Forschungen auch hier in Kürze darzulegen [3]).

Die bislang übliche Namensform Sackville ist wohl nicht berechtigt. Er selbst schrieb sich, wie auch das

1) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung II. B. ² S. 524ff.
2) a. a. O. S. VII ff. u. XCVIII ff.
3) Da sie großenteils einen ortsgeschichtlichen Charakter gewannen, daher hier nicht vorzutragen waren, für eine andere Stelle aber doch wohl mitteilenswert erscheinen, so werde ich sie ausführlicher in einem Aufsatze im „Braunschweigischen Magazin" vorführen, auf den ich hiermit verweisen möchte.

Facsimile bei Cohn zeigt[1]), stets Sacheville oder Sachevill; die Umschrift seines Siegels lautet: Thomas Sachevil. Da nun seine Frau und sein Sohn sich fast stets Sacheviell schreiben und diese Namensform neben Sacheviel und Sacheviehl in den Akten durchaus die Regel bildet, so steht es außer Zweifel, daß der Name hier zu Lande Sachevîl gesprochen wurde. Wir werden daher gut thun, ihn im Anschluß an die von dem Träger selbst gebrauchte Form Sachevill zu schreiben.

Das Geschäft Sachevills in Seiden-, Tuch- und Kleiderwaren der verschiedensten Art war nach allen uns darüber erhaltenen Nachrichten ein sehr ausgedehntes und einträgliches. Allein an den Fürstlichen Hof setzte er in den Jahren 1606—1616 für 32 734 Thlr. 4 Gr. ab. Auch der vornehmste Adel des Landes gehörte zu seiner Kundschaft. Er besaß in und vor der Stadt nicht weniger als sieben Grundstücke. Was später von seinem Nachlasse verlautet, läßt klar erkennen, daß er in glänzenden Verhältnissen lebte. Auch eine nicht unbedeutende Bibliothek muß er besessen haben, ein Beweis, daß es ihm an höherer Bildung nicht gefehlt haben wird. Die Beziehungen zum Herzog Heinrich Julius bezeugt ein auf Holz gemaltes Bildnis dieses Fürsten, das sich ebenfalls in seinem Nachlasse befand. Das Andenken an Sachevilles schauspielerische Thätigkeit hielt in der Stadt Wolfenbüttel trotz der völligen Veränderung seines Berufes sein Spitzname „Johann Boset" [2]) lebendig, der so verbreitet war, daß er selbst im Kirchenbuche erscheint und noch lange nach seinem Tode bei Abrechnungen dem Schreiber unwillkürlich in die Feder floß.

Verhängnisvoll werden für den Reichtum Sachevills die Zeitumstände geworden sein. Bald nach dem Tode des Herzogs Heinrich Julius († 1613) begann unter seinem Sohne Friedrich Ulrich die arge Münzverschlechterung der Kipper- und Wipperzeit, die, verbunden mit der sonstigen

1) a. a. O., Pl. I.
2) Nach der Rolle des „Johann Bouset", die er in den Stücken des Herzogs Heinrich Julius spielte.

Mißregierung des Streithorstschen Landdrostenregiments auf Handel nnd Wandel den verderblichsten Einfluß ausübte. Gerade in dem Jahre 1622, wo die böse Streithorstsche Herrschaft zu Fall kam, scheint sich Sachevill schon in finanziellen Schwierigkeiten befunden zu haben. Er leiht an verschiedenen Orten Kapitalien an und erhebt in den folgenden Jahren Klagen gegen saumselige Zahler. Als dann am 27. Augnst 1626 die Schlacht bei Lutter am B. geschlagen und die Feste Wolfenbüttel der Tummelplatz erst der dänischen, dann der kaiserlichen Truppen geworden war, stieg die Not zumal der Hausbesitzer, denen neue starke Lasten zufielen, noch um ein Beträchtliches. Sachevill hielt sich noch über Wasser bis zu seinem Tode, der um den Anfang August 1628 erfolgte; am 3. August 1628 ist er begraben. Aber seiner Witwe Elisabeth geb. Franken, die das Geschäft fortsetzte, fiel eine schwere Aufgabe zn. Sie ist aus der ärgsten Bedrängnis nicht herausgekommen nnd in wirklicher Not im September 1641 gestorben. Sie war offenbar die zweite Frau Sachevills. Denn 1622 wird seine Gattin, die denselben Vornamen Elisabeth führte, eine geborene Smidts genannt[1]).

Nur ein Sohn, Johann Wilhelm Sachevill, überlebte die Mutter, der beim Tode des Vaters noch klein gewesen war. Ein älterer Brnder, der nach dem Herzoge die Vornamen Heinrich Julins führte, hatte am 13. Juli 1615 die Universität Helmstedt bezogen, dann aber das Kriegshandwerk ergriffen und es hier bis zum Hauptmann gebracht; im April 1637 war er jedenfalls schon tot. Johann Wilhelm Sachevill trat 1637 auf sieben Jahre als Handelsjunge in ein Hamburger Geschäftshaus ein, doch ist er schon vor Vollendung seiner Lehrzeit im November 1642 in Rostock gestorben. Das Vermögen, das fast nur noch in Grundstücken und ausstehenden Forderungen bestand, fiel an die mütterlichen Verwandten. Ein Neffe der Frau Sachevill, Johann Molle, trat cum beneficio inventarii die Erbschaft an, die

1) Ihr Todestag, sowie der Tag von Sachevills neuer Verheiratung waren nicht zu ermitteln.

ihm viel Mühe und Sorge und, wenn überhaupt, jedenfalls nur einen sehr geringen Gewinn eingebracht hat.

Wenn Johann Breidstraß — so schrieb er selbst stets seinen Namen[1]) — in seiner Bestallung hauptsächlich Tanzunterricht zur Pflicht gemacht wurde, so blieb er damit im Bereiche seiner früheren Thätigkeit. Er war früher offenbar der Tänzer der Gesellschaft gewesen. Das beweist der Name „der Springer", den er in Wolfenbüttel geführt und der sich für ihn hier ebenso eingebürgert hat wie „Johann Boset" für Th. Sachevill. Beide werden in den Akten als Landsleute bezeichnet. Breidstraß nennt Sacheville „seinen lieben Gevatter und guten Freund". Im Kirchenbuche wird er in einem Zusatze von etwa gleichzeitiger Hand 1616 „Fürstl. Br. Lün. Comediant und Tantzmeister" genannt. Das gilt hauptsächlich für eine frühere Zeit. In den Jahren 1610 ff. war er Kammerdiener des Herzogs. Er stand hier in großer Gunst und erhielt von dem Fürsten eine goldene Kette, die 150 Goldgulden wog. Schon in den 90er Jahren vermählte er sich mit Katharina Brasen, die aus Dänemark stammte und Kammermagd der ebendaher gebürtigen Herzogin Elisabeth gewesen war. Diese hielt auf die Dienerin große Stücke; sie schenkte ihr 100 Thlr. zur Aussteuer und eine Beihilfe zur Hochzeit, die sehr großartig gefeiert wurde und an der Herzog Friedrich Ulrich persönlich teilnahm. Als Frau Breidstraß starb, ließ die Fürstin ihre Hinterlassenschaft verzeichnen und versiegeln und ihrer Tochter Hedwig erst dann überantworten, als sie sich am 22. September 1616 mit Heinrich Barteldes, Amtsschreiber zu Bartensleben, verheiratete.

Breidstraß hat sich später noch dreimal vermählt. Die dritte Ehe ist er wohl Ende 1610 mit der ältesten Tochter Phil. Müllers, eines Wolfenbüttler Bürgers, eingegangen, die vierte am 3. Dezember 1615 mit Euphemia von Kellern, die im Februar des folgenden Jahres schon wieder starb. Breidstraß verließ nun Wolfenbüttel, vermietete 1617 einen

1) Vgl. das Facsimile bei Cohn a. a. O., Pl. I.

vor der Stadt gelegenen Garten an Thomas Sachevill und verkaufte unter dessen Vermittlung sein Haus in Wolfenbüttel an seinen Schwiegersohn G. Barteldes, zu dem er nun zog. Er ist bei ihm und seiner Tochter Hedwig in Hamersleben 1618, wahrscheinlich am 26. März, gestorben. Für Barteldes übernahm Sachevill 1622 eine Bürgschaft über 1000 Thlr., die zwischen ihnen und ihren beiderseitigen Erben noch mancherlei Streitigkeiten zur Folge hatte.

DIE GERMANISGHEN ELEMENTE DES NEUGRIECHISCHEN.

Von Albert Thumb, Marburg.

Durch die Arbeiten von Miklosich und Gustav Meyer sind wir in den Stand gesetzt, die fremden lexikalischen Bestandteile in den Balkansprachen zu überschauen, sowohl was deren gegenseitige Beeinflussung betrifft als auch soweit es sich um Einwirkungen von Sprachen außerhalb dieser Sphäre handelt. Unter den Balkansprachen steht das Griechische durchaus im Mittelpunkt des sprachgeschichtlichen Interesses. Zwar kann das Albanesische, der Nachkomme des Illyrischen, in Bezug auf Alt-Eingesessenheit gegenüber den slavischen Sprachen, dem Aromunischen (Süd-Rumänischen) und Türkischen mit der Sprache der Hellenen rivalisieren, aber diese ist jener durch ihre Kulturstellung weit überlegen; denn einmal hat das Albanesische vom Griechischen so viel mehr empfangen als gegeben, daß es im Kulturleben des letzteren eine sehr geringe Rolle spielt, dann hat das Griechische überhaupt in den Balkanländern seit zwei Jahrtausenden eine durchaus dominierende Stellung. Immerfort nach allen Seiten hin reichlich gebend, hat es auch im Verkehr mit den Nachbarn fortwährend sprachliches Material aufgenommen, von den Römern, Romanen, Slaven, Albanesen und Türken, und seit zwei Jahrtausenden kreuzen sich im Griechischen die mannigfachen sprachlichen Berührungen, die durch die bunten ethnographischen Schicksale jenes „Wetterwinkels“ in beständigem Wechsel zustande gekommen sind. Kein

Wunder, daß die etymologischen Forschungen eines Miklosich und G. Meyer gerade den neugriechischen Wortschatz aufgehellt haben. Durch jenen sind wir vor allem über die türkischen Elemente des Neugriechischen aufgeklärt worden [1]; G. Meyer hat nacheinander die slavischen, albanesischen, rumänischen, lateinischen und romanischen Bestandteile behandelt [2]. Daß trotzdem auch in diesem Teil neugriechischer Sprachgeschichte noch mancherlei zu thun bleibt, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß der neugriechische Wortschatz überhaupt noch wenig erforscht ist. Es ist daher für jeden, der in der volkstümlichen Litteratur und in der gesprochenen Sprache auf lexikalische Dinge achtet, leicht, durch stattliche Nachlese den bekannten Stoff zu bereichern; am wenigsten Aufmerksamkeit wird dem Türkischen geschenkt, und so weiß ich seit Miklosich nichts mehr zu verzeichnen, was hierher gehört, während man den lateinisch-romanischen Einfluß nie außer Acht ließ [3]. Gerade die beiden Arbeiten Meyers haben andere Forscher verlockt, Nachträge und Zusätze mitzuteilen, so mich selbst [4]) und Psichari [5]) in Besprechungen jener Arbeiten, H. Pernot in einem allgemeinen Referat [6]), Kretschmer [7]) und K. Dieterich [8]) in besonderen kleineren Aufsätzen. Sehr schätzenswert ist ein Beitrag von *Σ. Μενάρδος* [9]), der Cypern betrifft: er stellt die französischen Elemente zusammen, welche sich im Dialekt von Cypern seit dem Mittelalter (Zeit der Franzosenherrschaft) bis in den heute lebenden Dialekt erhalten haben. Der Aufenthalt der Catalanen auf griechischem Boden scheint von geringer Wirkung gewesen zu sein

---

1) Miklosich, Die türk. Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen. Abhandl. d. Wiener Akad. 1884—1890 (Citiert: Miklosich, Türk. El.).

2) G. Meyer, Neugriechische Studien II—IV. Sitzungsberichte d. Wiener Akademie 1894—95 (citiert G. Meyer II, III, IV).

3) Vgl. die von mir IF (Anz.) IX 136 ff. verzeichnete Litteratur.

4) Litterar. Centralbl. 1896, 315 f.,

5) Rev. crit. 1895 (II) 270 ff., vgl. auch Vollmöllers Rom. Jahresber. II (1897) 260 ff.

6) Vollmöllers Roman. Jahresber. IV 351 ff.

7) Byz. Zschr. VII 398—405.

8) Byz. Zschr. X 587—596.

9) Ἀθηνᾶ XII (1900) 360 ff.

Spanier und Griechen sind sich nie einander nahe getreten und haben sich daher auch nicht kulturell beeinflußt — zu diesem Resultat ist wenigstens neuerdings die Untersuchung eines Spaniers gekommen[1]).

Daß aber nicht nur der romanische Einfluß weiterer Forschungen bedarf, sondern vor allem auch der unmittelbarste, der türkische, das ist mir besonders bei meinen Dialektbeobachtungen in Samsun (am Schwarzen Meere) zum Bewußtsein gekommen: wenig bekannt ist die tiefe Einwirkung des Türkischen gerade auf die kleinasiatischen Dialekte; die von Griechen verfaßten Glossare lassen darüber gänzlich im Dunkel, wie ich hoffentlich bald durch Mitteilung meines pontischen Materials zeigen kann.

Es schien mir nicht überflüssig, über die wissenschaftliche Thätigkeit zu orientieren, welche besonders die romanischen und türkischen Elemente betraf: denn das Italienische und Türkische sind gewissermaßen Sammelbecken, in denen wieder Elemente aus anderen Sprachen zusammenflossen; der Strom, der sich aus diesem Becken ins Griechische ergoß, brachte daher nicht nur romanisches und türkisches, sondern auch germanisches, slavisches, arabisches Material. Denn wenn es sich um die Wechselwirkung zweier räumlich getrennten Völker und Sprachen handelt, so sind meist dazwischen liegende Völker die Vermittler gewesen; und die Feststellung dieser Vermittler zeigt uns die Wege, welche die Ausstrahlung einer Kultur eingeschlagen hat. Weiterhin ist es aber auch an sich eine anziehende Aufgabe, zu untersuchen, wie weite Kreise eine Kulturwelt gezogen hat, wie weit ihre äußersten und schwächsten Wellen reichen, und die Frage wird um so interessanter, je mehr die von jenem Wellenschlag berührte Kultur gegenüber der ausstrahlenden Kulturwelt abgeschlossen und selbständig ist. Ein solcher Fall liegt zwischen der germanischen und byzantinisch-griechischen Welt vor.

1) A. Rubió y Lluch, La lengua y la cultura catalonas en Grecia en el siglo XIV. Aus dem „Homenje á Menéndez y Pilago en el año vigesimo de su profesorado“ (Madrid 1899). Die Abhandlung ist mir nur aus der Byz. Zschr. XI 590 f. bekannt.

Von einer unmittelbaren Berührung kann nur in der Zeit der Goten gesprochen werden. Die Zeit der Ottonen, der Hohenstanfen, der Krenzzüge brachte zwar politisch Germanen und Griechen miteinander in Berührung; aber da diese sich auf romanischer Basis vollzog nnd nur von kurzer Dauer war oder mehr gelegentlich eintrat, so läßt sich die kulturelle Einwirkung von vornherein gering anschlagen. Seit dem Ende der Kreuzzüge ist aber der griechische Orient dem germanischen Horizont ganz entrückt, und erst der moderne Völkerverkehr hat beide einander wieder näher gebracht. Ob und in welcher Weise sich diese Beziehungen im sprachlichen Leben der Griechen wiederspiegeln, soll auf den folgenden Blättern gezeigt werden.

Zunächst ist eine prinzipielle Vorfrage zn erledigen. Eine Sprache mit ausgebildeter Litteratur nimmt sehr oft auf gelehrtem Wege Fremdwörter auf: nnsere wissenschaftliche Terminologie ist auf diesem Wege in weitestem Umfang aus altgriechischem Sprachgut geschaffen; so ist anch der Einfluß, den das Griechische auf das Armenische ausübte, ebenfalls in der Hauptsache gelehrt, d. h. von Buch zu Buch oder durch Gelehrte, nicht von Volk zu Volk wirkend [1]. Wirkung gelehrter (oder schriftstellerischer) Thätigkeit ist es ferner, wenn in der deutschen Reiselitteratur über Griechenland Wörter wie Agojat, Pallikare, Klefte gebraucht werden. Diese Art deutscher Fremdwörter ist im Neugriechischen so gut wie nicht zu erwarten: die neugriechische Schriftsprache verpönt das Fremdwort im höchsten Grad nnd übersetzt daher fremde Ausdrücke. Nur im Telegrammenstil kann es vorkommen, daß z. B. das Wort *τὸ ῥάϊχσταγ* statt *κοινοβούλιον* stehen bleibt. Schon die äußere Form zeigt, daß es sich hier um einen unverdauten Fremdkörper handelt. Um so bemerkenswerter sind ein paar Ansnahmen, die später zur Sprache kommen. Eine andere Frage wäre es, wie weit in der Wort- und Satzbildung der Schriftsprache deutsche Ausdrncksweise zum Vorschein kommt: das soll jedoch hier

1) S. Thumb, Byz. Zschr. IX 388 ff.

nicht untersucht werden [1]. Das Feld der Entlehnungen ist die Volkssprache; diese hat zugleich die Fähigkeit, die fremden Elemente in der Sprachform sich zu assimilieren und so sich zu eigen zu machen. Das gilt nicht nur von dem alten Lehngut, sondern auch von Wörtern, die in der jüngsten Zeit aufgenommen worden sind.

Natürlich sind manche Lehnwörter, die im Laufe des byzantinischen Mittelalters eingedrungen sind, wieder verschwunden. Daß besonders in der frühbyzantinischen Epoche mittelbar über Rom oder auch unmittelbar, z. B. von germanischen Soldtruppen germanische Ausdrücke ins Griechische zeitweise anfgenommen und dann wieder beseitigt worden sind, läßt sich a priori annehmen.

Das läßt sich denn anch am Worte βρούτα (s. unten p. 233) nachweisen: es hatte nnr knrzen Bestand und ist aus nengriechischen Quellen nicht mehr zu belegen. Es ist daher oft nur ein Zufall, daß sich mittelalterliche Eindringlinge germanischen und sonstigen Ursprungs ins Nengriechische bezw. in einen einzelnen Dialekt gerettet haben. Leider haben sich bis jetzt meine Nachforschungen noch nicht darauf erstreckt, wie viel germanisches Material das byzantinische Schrifttnm birgt — es ist dies bei dem Stand mittelgriechischer Lexikographie und Editionsthätigkeit ein sehr mühseliges Unternehmen. Ich habe mir daher nur die Aufgabe gestellt, dasjenige germanische Gut zu behandeln, das im Neugriechischen, im wesentlichen also in der heutigen Sprachform, zu Tage tritt. Soweit meine Lesefrüchte und die lexikalischen Hilfsmittel es gestatten, ein Wort für ältere Zeit festzustellen, ist dies natürlich geschehen; ebenso habe ich ein paar „byzantinische“ Wörter — das Ergebnis mehr zufälligen Findens — mit aufgenommen, wie ich auch das Material der mittelalterlichen cyprischen Texte berücksichtigt habe [2]) Für meine engere

1) Auf derlei hat Psichari schon aufmerksam gemacht, vgl. Τὸ ταξίδι μου (Athen 1888) 52 f.

2) S. Σάθας, Μεσαιωνικὴ Βιβλιοθήκη II. Athen 1873. Dazu G. Meyer, Jahrb. f. roman. u. engl. Sprache u. Litter. XV (1876) 33 ff. Belege werden kurz als mittelcyprisch (mcypr.) citiert.

Aufgabe waren mir Miklosichs und G. Meyers Sammlungen eine wertvolle Grundlage. Da diese Forscher aber auf die Frage des in letzter Linie germanischen Ursprungs mancher Worte nicht durchgängig hingewiesen haben, so war es nicht überflüssig, das Material jener unter diesem Gesichtspunkte von neuem zu bearbeiten; hierbei ergab sich einmal eine gewisse etymologische, dann aber auch eine lexikalische Nachlese, die manche Wörter bringt, von denen die Wörterbücher bisher keine Kunde gaben[1]). Aber auch so bin ich mir der Lückenhaftigkeit meines Stoffes bewußt: denn wenn ich auch etwas mehr als die genannten Forscher gebe, so bin ich doch überzeugt, daß das Material nicht erschöpft ist. Aber das Feld neugriechischer Wort- und Dialektforschung wird von so Wenigen angebaut, das Beobachtete ist so weit zerstreut und so schwer zugänglich, daß es zur Erreichung von Vollständigkeit einer Summe von Arbeit bedürfte, die zu dem Umfang dessen, was uns hier beschäftigt, in keinem Verhältnis stehen dürfte. Andere Forscher werden vielleicht durch meine Zusammenstellung angeregt, von dem Ihrigen, das sie beobachtet haben, weiteres zu spenden, ebenso wie z. B. G. Meyers Sammlung der lateinischen und romanischen Elemente zu Nachträgen verlockte.

Die germanischen Elemente des Neugriechischen gliedern sich nach dem Weg ihres Eindringens in folgende Gruppen: I. Vermittlung durch das Lateinische und die romanischen Sprachen. II. Vermittlung durch das Türkische. III. Vermittlung durch das Slavische. IV. Wörter unbestimmten Ursprungs. V. Wörter direkter Entlehnung.

Abkürzungen für häufiger citierte Bücher und Abhandlungen, die im Vorstehenden nicht angeführt sind:

Βλάχος = Λεξικὸν ἑλληνο-γαλλικὸν συνταχθὲν ὑπὸ Ἀ. Βλάχου. Athen 1897.

Ducange = Glossarium ad scriptores mediae et infimae Graecitatis. Lugduni 1688.

Kluge = Etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache.

---

1) Wo ich genauere Angaben über Belege mache, handelt es sich in der Regel um solche Neulinge.

Korais, Ἄτακτα = Ἄτακτα ἤγουν παντοδαπῶν εἰς τὴν ἀρχαίαν καὶ τὴν νέαν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν αὐτοσχεδίων σημειώσεων. 5 Bde. Paris 1828—1835.

Körting = Lat.-roman. Wörterbuch. 2. Aufl. Paderborn 1901.

G. Meyer, Alb. Wörterb. = Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. Straßburg 1891.

G. Meyer, Türk. Stud. = Türkische Studien I. Sitzungsberichte der Wiener Akad. 128. Bd. No. 1 (1893).

Miklosich, Fremdwörter = Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen. Denkschriften der Wiener Akademie. XV (1867) 73 ff.

Miklosich, Slav. Elem. = Die slavischen, magyarischen und rumänischen Elemente im türkischen Sprachschatze. Sitzungsber. d. Wiener Akad. 118. Bd. No. 5. (1889).

Miklosich, Etym. Wörterb. = Etymolog. Wörterbuch der slavischen Sprachen. Wien 1886.

Somavera = Tesoro della lingua greca-volgare ed italiana. Paris 1709. Das überaus seltene, aber wichtige Werk ist mir leider unzugänglich. Ich citiere es nach G. Meyer, um für manche Wörter einen chronologischen Anhaltspunkt zu geben.

Sophoclis = Greek lexicon of the Roman and Byzantine periods. 2. Aufl. New York 1888.

I. Germanische Elemente, die durch das Lateinische und Romanische vermittelt wurden.

Die Zahl der germanischen Elemente des Romanischen ist sehr beträchtlich. Für uns kommt in erster Linie das Italienische und erst in weitem Abstande davon das Französische in Betracht; die germanischen Wörter des Italienischen sind vor kurzem in dem als Sammlung brauchbaren, aber in etymologischer Hinsicht wenig kritischen Buche eines Italieners[1]) zusammengestellt worden; darin steht freilich vieles, dessen germanischer Ursprung mindestens unsicher oder direkt falsch ist. Es ist hier nicht meine Sache, in Streitfragen einzugreifen, welche zwischen Germanisten und Romanisten zu erledigen sind; soweit ich solch etymologisch unsichere Wörter verzeichne, sind sie von dem sicher germanischen Sprachgut durch eine Klammer [ ] unterschieden. Was aus den deutschen Eindringlingen des Lateinischen stammt, ist durch ein *, was

1) D. Zaccaria, L'elemento germanico nella lingua italiana. Bologna 1901. Vgl. dazu die Kritik im Litt.-Bl. f. germ. u. roman. Philol. 1901, 370—373 (Citiert: Zaccaria).

nicht aus dem Italienischen, sondern aus dem Französischen entlehnt ist, durch ein ** gekennzeichnet.

ἀγγρίφι (seit Ducange) ‚eiserner Haken', ἀγρίφη ἀγρίφνα ἄγριφνα ‚Harke', it. grifo ‚Rüssel', dial. grif ‚Klaue, Kralle' von ahd. grîfan.

*ἄντσα ‚Wade, Kniekehle', auch ‚Ferse', ἀντσίν ‚Schenkel, Fuß' samt Ableitungen (s. G. Meyer IV) gehört, wie G. Meyer IF. III 64 gezeigt hat (anders Körting No. 663), zusammen mit it. anca ‚Hüfte, Schenkel' zu ahd. ancha ‚Schenkel, Schienbein'; doch ist das Grundwort des schon Eustathios bekannten ἄντσα ein romanisches (vulgärlateinisches) *anc̯ia, das ein germ. *ank̯ia repräsentiert.

ἀρίγγα ‚Hering' (seit Ducange), auch ῥέγγα Pernot in Vollmöllers Jahresber. IV 353, it. aringa, venez. renga; germ. haring.

ἀρκιμπούζι ‚Art Gewehr' (Somavera), ἀρκομπούζι (auf Kreta) ‚Art Pistole', it. archibuso, arcobugio, ndl. haakbus ‚Hakenbüchse', wohl über Frankreich dem Italienischen vermittelt (franz. haquebüse, wallon. arkibüse), vgl. Zaccaria s. v.

βαγόνι ‚Waggon', ganz junges Wort (fehlt bei G. Meyer), it. vagone, engl. waggon; die Entlehnung kann auch direkt sein.

**βάλσι und βάλς (jung) ‚Walzer', franz. valse (ital. valzer, s. Zaccaria); d. walzer.

βάρδια ‚Wache, Schildwache' (seit Somavera), βαρδιάνος ‚Wächter' (auf Kreta), ‚öffentlicher Ausrufer' (auf Patmos), it. (venez.) vardia, vardian; βάρδα ‚vorgesehen', βάρδα μπένε Ἑστία 1892 (I) 308, 1893 (I) 36; zu it. (venez.) vardare; dazu wohl auch βάρα ‚warte!' = venez. vara sieh!' G. Meyer IV 16; βάρδε ‚Vorsicht' (nach Petraris, Neugriech. Konversations-Gramm. p. 257) ist offenbar eine Umgestaltung von βάρδα nach der griech. Imperativbildung auf -ε, was um so leichter war, da im Neugriechischen Imperativformen auf -α uud -ε vorkommen, s. Verf. Handbuch d. neugriech. Volksspr. § 170. Grundwort germ. *warda (ahd. warta) ‚Beobachtung, Wache'.

*βούργια (Kreta) ‚Sack'; lat. *bulgea (ital. bolgia),

das vielleicht germanischen Ursprnngs ist (ahd. *bulgja, bulga), vgl. Körting No. 1638.

*βοῦργον ,burgum' (Ducange), βουργίδι ,Dorf' (Kreta), βουργέσιος (schon beim Historiker Kinnamos, 12. Jahrh.), βουργέσης (mcypr., auch armenisch b určēs, Verf. Byz. Zschr. IX 445); lat. burgus (it. borgo) burgensis, germ. burg-. Die Ableitung von lat. burgus aus πύργος (G. Meyer, Türk. Stnd. I 42) ist nnwahrscheinlich. Später wurde das ital. borgo nochmals entlehnt, vgl. μποῦργος, μπόργος, μπουργέζης (Somavera) nnd πουρζέζης (mcypr.).

[βοῦρτσα ,Bürste', βουρτσίζω ,polieren', wohl zu prov. brossa u. Verw., s. G. Meyer IV 20; der germanische Ursprnng (*burstja = bürste) ist nicht sicher, s. Körting No. 1604 und 1661, Zaccaria s. v. brnsca.]

[βραγιά ,Beet', mlat. bradia und braida ,campus vel ager subnrbanus' wird zu d. breit gestellt (s. G. Meyer IV), was jedoch wenig wahrscheinlich ist].

*βρούτα, *βρούτις und *βρύτις (belegt Acc. s. βρούτιδα, Acc. pl. βρούτας und βρούτιδας) ,Schwiegertochter, junge Frau', s. die Belege in dem Aufsatz von Gundermann über das Wort, Zschr. f. deutsche Wortforschung I 240—246. Daß das Wort nicht nur als Glosse, sondern anch als ein wirklicher Bestandteil der lebenden Sprache gebraucht wurde, zeigt der Beleg aus der Schrift des cyprischen Bischofs Theodoros (7. Jahrh.) über das Leben des Bischofs Spyridon von Trimithus. Im Lateinischen ist brnta, brutis schon seit dem 3. Jahrh. zu belegen: man kann daher nichts gegen die Annahme Gundermanns einwenden, daß das Wort durch die Soldatensprache zu den Römern und von da erst zu den Griechen gelangt ist. Trotzdem wäre auch der umgekehrte Weg möglich. Den Vorgang der Entstehung von brutis möchte ich übrigens nicht ganz so wie Gundermann erklären, daß nämlich das *i* zwischen *þ* und *s* von bruþs im Lateinischen (oder ev. Griechischen) sich lautlich ,entwickelt' habe; ich gehe lieber von einer got. Form brudeis aus, die unmittelbar einem lat. *brudes oder griech. *βρούδεις entsprach und den Nominativ Sing. brutis hervorrief. Das *t* ist natürlich

durch Anlehnung an brûþs, Acc. brûþ (bruta) veranlaßt.

[γαλαττόμος (Cypern, vgl. Ἀθηνᾶ VI 467, fehlt bei G. Meyer IV) = it. galantuomo; ob freilich it. galante u. Verw. germanischen Ursprungs sind (ahd. geilî), ist sehr zweifelhaft, s. Körting No. 4197.]

γαλόνι ‚ein Oelmaß' (Kephallenia); it. gallone aus dem Englischen?

[γαλούφος, γαλίφος (seit Ducange) ‚Schmeichler', Belege und Ableitung s. G. Meyer IV (wozu noch γαλουφιά und γαλουφίσματα in der Erophile des Kreters Chortakis, 17. Jahrh., γαλουφιές ferner 'Εστία 1892, II 182), it. gaglioffo ‚Schelm, Dummkopf'; letzteres wird von Miklosich, Etym. Wörterb. s. v. golŭfŭ, mit ahd. gelf verbunden; s. darüber G. Meyer IV 21, anders Körting No. 4141.]

**γάντι, pl. γάντια ‚Handschuh' (junges Wort), franz. gant (ital. guanto), germ. want- ‚Handschuh', s. Körting No. 10355 und Zaccaria s. v.

[γκαρσόνι ‚garçon' = it. garzone (Pernot, Vollmöllers Jahresber IV 354); ob deutschen Ursprungs, ist sehr fraglich; s. Körting No. 1928, 10360.]

γέρρα (auch γκάρρα) ‚Krieg' (mcypr., fehlt bei G. Meyer), it. guerra oder franz. guerre[1]), germ. wĕrra ‚Verwirrung, Streit'.

γρίνα, γρίνια ‚Greinen (von Kindern), Schelte; mürrische Laune', γρινιάζω ‚weinen wie ein kleines Kind, ausschelten; niedergeschlagen sein, schmollen, Schlucken bekommen vom Weinen', γρινιάρις ‚mürrisch' und γρινιάρικος von einem Kind (Βλάχος); it. digrignare ‚die Zähne fletschen'; dial. (cal.) grigna ‚il parlare aspro, adirato', woraus alb. (cal.) griñe ‚Zorn', s. G. Meyer, Alb. Wb. 131, Zaccaria s. v. digrignare u. grignare; ahd. grînan, grînjan ‚greinen'. Die neugriechische Bedeutung steht der germanischen näher als der romanischen, man muß daher für das Romanische eine (verloren gegangene?) Bedeutung ‚mürrisch, brummig sein' und ‚greinen' annehmen.

1) Da das Mittel-Cyprische französische und italienische Wörter entlehnte so ist die Entscheidung schwer zu treffen.

γριπίζω ‚piscari, venari, adulari‘, d. h. ‚angeln, einen einfangen‘, s. Ducange, γριππιώνω wohl von gleicher Bedeutung beim Kreter Sachlikis (16. Jahrh.), s. Ducange; γριπίζω ‚den Anker auffischen‘, γρίπος ‚Schleppnetz, Such-Tau‘, s. Βλάχος (die Wortgruppe fehlt bei G. Meyer); wohl zu franz. gripper ‚ergreifen‘, it. gripo ‚Raubschiff‘ (span. gripo ‚Kauffahrer‘), germ. grîpan ‚greifen‘, s. Körting No. 4360. Auch bei diesem Wort ist die ursprüngliche germanische Bedeutung im Neugriechischen gut bewahrt.

**γρίππη ‚Grippe, Influenza‘; das junge Wort, das bei G. Meyer fehlt, ist mir im Winter 1889/1890 öfter in griechischen Zeitungen begegnet und ist offenbar aus dem Französischen grippe (it. grippo) entnommen, woher auch das deutsche Grippe stammt; doch gehört wohl das franz. Wort zur vorigen Sippe und ist demnach selbst deutschen Ursprungs. S. auch Zaccaria s. v. grippo.

γρόπος ‚Knoten‘, γρόππος und δρόππος (Cypern) sowie γροῦπος ‚Haufen Geld‘, it. groppo, gruppo ‚Knoten, Haufen, Klumpen‘, germ. krupp-, vgl. ahd. kropf, s. Körting No. 5334.

δολλαντίτικος, δολλάνδος ‚holländisch‘, ντολλαντίτικον ‚holländische Leinwand‘ (Somavera), aus it. d'Ollanda, d. Holland.

δράππα ‚Fallthüre‘, Cypern (schon im Mittelalter und noch heute, s. Ἀθηνᾶ XII 371), τράπουλα ‚ein Kartenspiel‘, (s. Pernot, Vollmöllers Jahresber. IV 356), it. *trappa, trappola ‚Falle‘, franz. trappe, germ. trappa ‚Falle‘ nach Körting No. 9697; vgl. auch mhd. treppe, trappe ‚Treppe‘.

*δροῦγγος ‚Abteilung Soldaten‘, δρουγγάριος ‚qui drungo praeest‘ (δρουγγάριος τοῦ στόλου, δρουγγάριος τοῦ πλωΐμου, δρ. τῆς βίγλης, δρουγγαράτος τῆς βίγλης zur Bezeichnung verschiedener Aemter), δρουγγαρία (bei Konstantin Porphyrogennetos) ‚Frau eines δρουγγάριος‘, δρουγγιστί ‚per drungos, confertim, glomeratim‘; Belege seit frühbyzantinischer Zeit s. bei Ducange und Sophoclis; die Sippe (die bei G. Meyer fehlt) scheint im zakonischen δρογγάρα

‚χονδροειδεστάτη καὶ ἀπότομος γυνή' (s. Οἰκονόμος, Γραμματικὴ τῆς τσακωνικῆς διαλέκτου, Athen 1870) fortzuleben, denn man darf dieses Wort trotz seiner Bedeutung doch wohl mit dem schon angeführten mgr. δρουγγαρία verbinden: man vergleiche nämlich noch δρογγε(υ)μένος (besonders von Pflanzen) ‚touffu', s. Korais, Ἄτακτα IV 104, und δρόγγεμα ‚Reif, Eis' (Ducange und Korais a. a. O. V 56), d. h. wohl eigentlich ‚Zusammenballnng'. Es liegen also für δροῦγγος zwei Bedentungsnuancen vor: 1) ‚eine militärische Abteilung', 2) ‚Haufe, Klumpen'. Grundlage des griechischen Wortes ist lat. d r u n g u s (seit dem 3. Jahrh. n. Chr.) ‚globus militum', d r u n g a r i u s ‚qui drungo praeest'; die Bedeutung ‚Haufe, Klumpen' überhaupt wird durch das Griechische gefordert: dadurch nähert sich das Griechische dem letzten Ausgangspunkt, den schon Korais Ἄτακτα IV 105 in d. d r ä n g e n erkannt hatte; vgl. ags. d r u n g a ‚conferta multitudo', ahd. d r i n g a n ‚zusammendrücken', g i d r ę n g i ‚Gedränge', engl. t h r o n g. Griech. δρουγγάριος ist übrigens weiterhin ins Slavische eingedrungen, vgl. asl. d r ą g a r ĭ, d r u n g a r ĭ, worüber Miklosich, Fremdwörter S. 85.

**ἐσάρπα ‚Schärpe am Kleid einer Dame', von dem Novellisten Π. Νιρβάνας (Pseudonym) gebraucht, s. die belletristische Zeitschrift Τέχνη I (1898—99) S. 38; franz. é c h a r p e (it. s c i a r p a); ahd. s c h a r p e, s. Kluge s. v. und Körting No. 8443.

**ζαρντινιέρα ‚Blumentisch', junges Wort, das, nach der Anwendung in der Ἑστία 1892 (II) 396 zu schließen, von der „Gesellschaft" in Konstantinopel gebraucht wird; franz. j a r d i n i è r e ist germanischen Ursprungs, vgl. germ. g a r d - ‚Garten', worüber Kluge s. v. und Körting No. 4168,

*καμίσιον, ὑποκάμισον ‚Hemd', schon frühbyzantinisch, ngr. ποκάμισο u. ä. (s. G. Meyer III 24); lat. c a m i s i a, germ. *h a m i s i a - oder *h a m ī þ i a - (ahd. h ę m i d i). Auf welchem Weg das germanische Wort ins Latein eingedrungen ist, ist nicht ganz aufgeklärt, s. Kluge s. v. H e m d und Körting No. 1789.

κάννα, schon mgr., ‚vasculum', ngr. *καννί* ‚Art Gefäß', *κανάτα* und *κανάτι* ‚Krug', auch ‚Nachttopf' (s. *Βλάχος*), zakon. *κανάκι* (*Οἰκονόμος* a. a. O.) aus *κανάτι* [1]); mlat. c a n n a, d. K a n n e (K a n t e), worüber G. Meyer BB. XIX 153, Kluge s. v. K a n n e; das Wort fehlt bei Körting.

κλάπα, *κλάπος* (Ducange) ‚Fußfessel', auch ‚Klammer, Riegel', *κλάπα* ‚Pantoffel', *κλαπαταρία* ‚Flügel' (Epirus), *κλά(μ)πανο* ‚Klapper'; roman. *c l a p p a r e (it. c h i a p p a r e und zahlreiche Verw.) ‚fangen'; germ. k l a p (d. K l a p p e u. Verw.). Vgl. G. Meyer II 82, Körting No. 5282.

**κούκουρον*, mgr. ‚Köcher', ngr. *κούκουρο* (auf Kephallenia) ‚Samenhülse'; mlat. c u c u r u m, germ. *k o k r o -, vgl. ags. c o c u r, ahd. c h o h h a r.

** *λα(ν)σκενέ* ‚ein Kartenspiel', jung, s. die belletristische Zeitschrift *Ἑστία* 1893 (I) 45 und Pernot Vollmöllers Jahresber. IV 354; franz. l a n s q u e n e t (ital. l a n z i c h e n e c c o); d. l a n d s k n e c h t.

λέστος ‚gewandt', Adv. *(ἀ)λέστα* (Somavera); ital. l e s t o zu d. l i s t i g nach Körting No. 5645.

λίζιος ‚Vasall', mgr. (z. B. bei Anna Komnena, s. Ducange), auch mcypr., ferner armen. l i č s. Verf. Byz. Zschr. IX 446; ital. l i g i o oder franz. l i g e, mlat. l i g i u s, das von Körting No. 5506 auf altniederfränk. l ē d i g zurückgeführt wird; vgl. auch Zaccaria s. v. l i g i o.

λίστα ‚Speisekarte', junges Wort (fehlt bei G. Meyer); it. l i s t a, ahd. l i s t a - (mhd. l ī s t e = L e i s t e), s. Kluge s. v. 1. L e i s t e und Körting No. 5644.

λό(ν)τζα (auch mcypr.) ‚Zimmer, Versammlungsort, Versammlung'; it. l o g g i a, germ. *l a u b j a (ahd. l o u b a ‚Laube') s. Körting No. 5471.

λότος, *λότο* (n.) ‚Lotto', *λοταριά* ‚Lotterie'; it. l o t t o, l o t t a r i a, germ. *h l a u t -. ahd. l ô z, engl. l o t; *λοταρτζήδες* Leute, die auf der Straße Lotterien veranstalten' *Ἑστία* 1892 (II) 27 zeigt zwar ein türkisches Nominalsuffix, muß aber deshalb nicht über das Türkische vermittelt sein, da es im Griechichen nach dem Muster von *καφε-τζής* ‚Cafetier'

1) Die beiden letzten Belege fehlen bei G. Meyer III 25.

u. ä. gebildet sein kann. G. Meyer, Türk. Stud. I, verzeichnet kein türk. *lotardži.

λουκέτο(ν) ‚Vorhängeschloß'; it. lucchetto, altndd. lok ‚Schloß', Körting No. 5676.

[λουμπάρδα ‚Bombe, Kanone', auch ‚eine Feigenart' (Amorgos); der Zusammenhang mit dem Volksnamen der Lombarden ist sehr unsicher, umsomehr da das italienische Substrat ganz zweifelhaft ist, vgl. G. Meyer IV 46.]

μαλιγοῦρδος ‚Schmeichler, Heuchler' (älter auch μανιόρδος, μανιγέρδος), μαλιγουρδιά ‚Verstellung'; it. manigoldo ‚Henker, Schuft', ahd. Managolt (Personenname).

μαριτζᾶς ‚Marschall' (mcypr.); it. mariscalco oder afranz. marischalc, ahd. marahskalk; das Wort ist auch ins Mittelarmenische eingedrungen, s. Verf. Byz. Zschr. IX 447.

μάρκα ‚Zeichen', μαρκελλώνω (Cypern) ‚ein Kleid schmücken', ξέμαρκα ‚außerhalb' (Καρκαβίτσας in der Ἑστία 1892 (I) 303), μαρκάρω ‚markieren, zeichnen' (Βλάχος) und μαρκάρισμα ‚das Markieren' (ib.), μᾶς ἔχουνε μαρκάδους ‚sie halten uns zum Besten' Ἑστία 1893 (II) 100 (Zante); it. marca, marcare; got. marka ‚Grenze', ahd. marcha, vgl. auch anord. mark- ‚Zeichen' u. a. bei Kluge s. v. Mark und Marke, Körting No. 5960. 5961. Die Bedeutung ‚Grenze' liegt dem ngr. ξέμαρκα zu Grunde.

μαρκέζις, μαρκέζος ‚Marquis', it. marchese; μαρκίς (mcypr.), heute auch μαρκήσιος (Βλάχος), franz. marqnis (auch im Armen. margiz, s. Verf. a. a. O.). Das Wort gehört zum vorigen, s. Körting No. 5962.

μιρλίνο ‚merlin'; it. merlino (s. Pernot Vollmöllers Jahresber. IV 355); ndl. marlijn ‚dünnes Schiffsseil', Körting No. 5964.

[μόμολες pl. ‚Vermummungen' (Kythera) wird von G. Meyer IV 53 mit afranz. momer ‚Maskerade spielen' und fr. momerie ‚Mummenschanz', ital. (dial.) momo ‚uomo brutto e di forme ridicole' zusammengebracht, das romanische Wort wird aus dem Deutschen abgeleitet, s. Körting No. 6365 und Kluge s. v. Mumme. Sicher scheint mir weder die romanische noch die neugriechische Etymologie; ich möchte hier nur zur Erwägung stellen, ob nicht die

ganze Wortsippe besser an die altgriechische komische Bühnenfigur des *μῶμος* anzuknüpfen ist.]

μπαλκόνι, dial. auch *(μ)παρκόνι*, *μπαρκούνι* (Bova) ‚Balkon', auch ‚Kommandobrücke eines Schiffes' (nach *Βλάχος*), *μπαλκονάδα*; it. balcone (dial. barcon) von balco, ahd. balcho *balkon- ‚Balken', s. Kluge s. v., Körting No. 1183.

μπάγκος, *μπάγκα* ‚Bank, Geldbank' (schon bei Ducange), *μπαγκιέρις* ‚Bankier' (Pernot, Vollmöllers Jahresber. IV 355), auch *μπαγκάλι μπαγκάρι* und *πάγκος* (auch mcypr.) ‚Ruderbank' (Chios), ‚Holzverschlag zur Aufbewahrung von Getreide' (Syme), *παραπάγκι* (Amorgos), *παγκάδα* (Kythnos), *παγκέτα* und *παντσέτα* ‚kleine Bank' (Chios); it. banco, banchiere, banchetto (dial. bancada), germ. bank-, ahd. banch, s. Kluge s. v. Bank, Körting No. 1211.

[*(μ)πάλλα* ‚Kugel', *μπάλο(ς)* ‚Ball, Tanz,' *μπαλλαριστός* ‚Art, Tanz'; it. palla, balla, ballo, ballare ist zweifelhaften Ursprungs, s. Körting No. 1184, Kluge s. v. 2. 3. Ball, Zaccaria s. v. balla, palla].

μπάντα ‚Seite', auch *βάντα* (bei Ducange und in Syme), *πάντεα* pl. ‚lange Binden, womit das Kind an die Wiege gebnnden wird' (Pontos), *βαντάκι* ‚Bündel Brennholz' (Kythera); it. banda ‚Binde, Band; Seite'; got. bandi, ahd. bant. Hierher oder zu got. bandwa- ‚Zeichen' gehört *(μ)παντιέρα*, kret. *μπαδιέρα*, (cypr.) *παγκέρα* ‚Fahne' (mcypr. *παντιέρα*), *μπαντερόλες* ‚Schiffsflaggen' = it. bandiera, bandernola; (dagegen mcypr. *πανιέρης* ‚banerius, ὁ κήρυξ ‚armen. paner ‚der zum Gericht vorlädt' = afr. banier, zu franz. ban ‚öffentliche Verkündigung' = d. Bann ‚Gebot unter Strafandrohung', s. Kluge s. v.). Das mlat. Grundwort bandum ‚Fahne' liegt in byzant. *βάνδον* mit den Bedeutungen ‚Fahne, Cohors militaris, militärische Besatzung', ferner in *βανδοφόρος* und *βανδιτέριον* vor, worüber Ducange zu vergleichen ist. In der romanischen Sippe sind zwei germanische Grundwörter zusammengeworfen worden, s. Körting No. 1206. 1207. Im Griechischen zeigt sich Entlehnnng zu verschiedenen Zeiten: *βάνδον* ist ein lateinisches, *μπάντα* ein romanisches Lehnwort, wie *β*

gegenüber *μπ* zeigt. Das *β* in ngr. *βάντα* u. Verw. ist offenbar durch Mischung der älteren und jüngeren Formen zu erklären, wobei ebensowenig wie im Romanischen die beiden Begriffskategorien ‚Fahne, Aufgebot' und ‚Bande, Seite' auseinandergehalten wurden.

(*μ*)*παντίδος* ‚Uebelthäter'; it. bandito (venez. bandido) ‚der geächtete Verbrecher' zu germ. *bandjan ‚vor Gericht laden' vom Stamme bandwa, s. Körting No. 1207.

μπέκος ‚klotziger Mensch' (Naxos), *μπεκόνι* ‚dick, wohlgenährt', *μπέκα* ‚Caprice, Laune'; it. becco, beccone ‚Bock', ahd. bocch ‚Bock', s. Körting No. 1634; vgl. auch G. Meyer IF. III 69.

μπίρα (Somavera) ‚Bier', *μπιραρία* ‚Bierhaus', it. birra birraria, mhd. nhd. bier.

μπλάβος (schon bei Ducange) ‚blau'; vgl. auch *ὁλόμπλαβος* ‚ganz blau' in der belletristischen Zeitschrift *Τὸ Περιοδικόν μας* 1901 p. 69; mlat. blavus, it. blavo, biavo, ahd. blâo, *blâw-.

μπλόθος ‚unreif' von Feigen (Chios) wird von G. Meyer IV 40 zu it. biotto ‚armselig' (dial. bloto, blott) gestellt, das seinerseits von germ. *blauto-, mndd. bloot ‚bloß' abgeleitet wird, s. Körting No. 1470. G. Meyers Etymologie ist ansprechend, doch weiß ich das *ϑ* statt *τ* nicht zu erklären.

μπλοκάρω ‚belagern', *μπλόκος* ‚Belagerung'; it. bloccare, blocco, germ. *blok, mhd. bloch ‚Art Falle', s. Körting No. 1480, Kluge s. v. Block. In der Zeitschrift *Τέχνη* I (1898—99) 203 las ich den Ausdruck *ἡ νύχτα ἐπλόκαρε* ‚die Nacht brach [plötzlich] an'; hier scheint eine Kontamination von *μπλοκάρω* und *πλακώνω* vorzuliegen, vgl. die Redensart *μᾶς ἐπλάκωσεν ἡ βροχή* ‚der Regen überraschte uns'.

μπογάδα, *μπουγάδα* ‚Lauge' (Ducange), ‚das Waschen mit der Lauge, Wäsche', dial. auch *πουάδα* (in Trapezunt), *βουκάτα* (Bova) und *χρουσομπουκαδένα ροῦχα* ‚glänzend gewaschene Kleider' (Syme); it. bucato ‚Wäsche', dial. (venez.) bugada, vgl. auch it. bucare ‚waschen', franz.

buer und rätorom. buadar ,in Lauge waschen'; mndd. bûken, mhd. bûchen, s. Kluge s. v. bauchen und Körting No. 1636. Vom Griechischen ist das Wort ins Türkische gewandert: bugada ,Lauge', s. G. Meyer, Türk. Stud. 47.

μπομπρέσο ,Bugspriet'; it. bompresso (franz. beaupré) ist Umgestaltung von ndl. boegspriet, s. Körting No. 1487 und Zaccaria s. v.

νάπος, auch νάπα und ἄππος (wegen des Anlautes s. d. folg.) ,hölzerner Trog' oder ,hölzernes Trinkgefäß', auch ,Getreidemaß' (Ikaros); it. nappo ,Tasse, Schüssel'; germ. (h)nap- ndl. nap ,Napf', s. Kluge s. v., Körting No. 4589.

νουβέτα ,Frauenhaube' (schon Somavera); it. oveta ,Haube', ahd. hûba, Körting No. 4655. Das anlautende ν- ist wie in ngr. νουρά = οὐρά ,Schwanz', νῶμος = ὦμος ,Schulter' aus der Verbindung mit dem Artikel (τὴν οὐβέτα) hervorgegangen; das Umgekehrte, Abfall des ν-, ist in ἄππος (s. vor.) eingetreten.

**ὀβούζιον, ein junges, halb gelehrtes Wort der technischen (militärischen) Sprache (s. z. B. Βλάχος); franz. obus (it. obice); nhd. Haubitze. Auch das deutsche Wort ist erst während der Hussitenkriege aus dem čechischen houfnice ,Steinschleuder' entlehnt (s. Kluge s. v.). Das Wort hat also innerhalb der europäischen Sprachen nahezu einen Kreislauf vollendet: ein slavisches Wort ist auf dem weitesten Umweg, der möglich ist, nach Griechenland geraten.

ρίγα ,Reihe, Zeile', ριγάρω ,linieren' (auch ἀρίγα bei Somavera), it. riga, rigare, ahd. rîga ,Linie, Reihe'.

ρόκα (schon bei Ducange) ,Spinnrocken' (auch ,Mais' in Epirus), ferner zakonisch, s. Thiersch, Abh. d. Bayer. Akad. 1835, S. 524, was bei G. Meyer IV nachzutragen ist), ροκίζω ,spinnen'; it. rocca, ahd. roccho ,Spinnrocken', got. *rukka-, s. Kluge s. v. Rocken, Körting No. 8123. Woher kommt aber die Bedeutung ,Mais'? Der ,Maiskolben' könnte nach seiner Form ρόκα genannt sein.

ρόμπα, junges Wort, doch auch in Dialekten (s. G. Meyer)

nach *Βλάχος* ‚robe de chambre', it. roba ‚Kleid', ahd. rouba ‚Beute, Rüstung, Kleid', s. Körting No. 8170.

ροστέλλι, *ριστέλλο* ‚*προτειχίσματα φρουρίου*' (mcypr.); it. rosta ‚Gitter, Sperrung'; ahd. rōst ‚Gatter'.

ρουμπᾶς ‚Verschwender' (Kythera), *ρμπᾶς* ‚Räuber' (Epirus), *ρουπεύω* ‚rauben' (ib.), dazu wohl auch *ροῦμπος* (im Spiel) ‚point perdu, perte' (*Βλάχος*), *ρουμπώνω* ‚gagner le point' und überhaupt ‚gewinnen, siegen, schlagen' (*Βλάχος*); it. rubare ‚rauben', ahd. roubôn.

ροίντσα ‚mürrisches Wesen', *ρουντσώνω* ‚finster blicken'; afr. ronce, ahd. runza ‚Runzel'. Ob aber das ngr. Wort aus dem Altfranzösichen stammt, ist sehr fraglich: man erwartet ein ital. Substrat *ronza oder *runza, das jedoch nicht vorzukommen scheint.

[*ρουφιᾶνος* ‚Kuppler', *ρουφιάνα* ‚Kupplerin' (dial. auch *ρουφχιᾶνος ρουφκιάνα*), it. ruffiano, das mit mhd. ruf ‚Aussatz' = it. (dial.) rufa verbunden wird, s. Körting No. 8188, auch Zaccaria s. v. ruffiano.]

σάλα (schon Ducange) ‚Saal', it. sala, ahd. sal ‚Haus, Halle'.

σινισκάρδος ‚ein Hofamt' (mcypr.), auch im Armenischen (siničeal, s. Byz. Zschr. IX 447), mlat. senescalcus, senescaldus, it. siniscalco, germ. siniskalk.

σκάρπα ‚Mauerböschung', *σκαρπίνι* ‚Art Schuh' (Ducange), *σκαρπίνα* ‚zerrissener Schuh'; it. scarpa 1) ‚Böschung', 2) ‚Schuh', scarpino ‚Schuh', vielleicht zu germ. skarp-, ahd. scharf, s. Körting No. 8773.

σκέρτσο ‚Scherz' (Pernot, Vollmöllers Jahresber. IV 355), it. scherzo; d. (mhd.) scherz, scherzen, Körting No. 8453, Kluge s. v.

σκέτος, auch *σκιέτος*, *σκλέτος* (Somavera) ‚unverfälscht, einfach, geradeaus', besonders in der Redensart *νέτα σκέτα* ‚kurz und klar'; it. schietto ‚rein, glatt'; got. slaíhts, ahd. slēht ‚schlicht', Körting No. 8801.

σκλιτάδα, auch *σκλετάδα* (Ducange) ‚Familie, Geschlecht', ferner ‚Art, Gattung, Zuname' (Kythnos), *σκλέτη* (auf Kreta); it. schiatta; ahd. slahta ‚Geschlecht', s. G. Meyer II 88, Körting No. 8800.

σκόντρα ‚Art Schiff‘ Ieannarakis, Kretas Volkslieder (Glossar); nach diesem zu ital. scottra, scutra, das ich jedoch nicht festzustellen vermag; das italienische Wort gehört wohl zn englisch cntter, d. kutter (das nach Heyne in seinem Wörterbuch aus dem Englischen entlehnt ist). Auch bei Zaccaria fehlt das Wort.

σκορμποῦτο ‚Skorbut‘, s. G. Meyer, Türk. Stud. 41 (es fehlt in den Nengriech. Studien IV); it. scorbuto stammt nach Klnge s. v. Scharbock aus dem ndl. scheurbuik. Körting verzeichnet das italienische Wort nicht.

σκορτσά ‚Geifertuch, Latz‘ (Somavera) wird von G. Meyer IV 83 mit genues. scösâ ‚Schürze‘, lombard. scoss ‚Schoß‘ znsammengestellt, das seinerseits zu ahd. scôz, scôza ‚Rockschoß‘ gehört. G. Meyers Etymologie ist wegen des nnerklärten *ρ* nicht sicher. Man möchte eher an das d. Schurz, Schürze denken nnd ein vermittelndes romanisches (ital.) *scorza vermuten, das vielleicht noch in einem italienischen Dialekt anfzufinden ist.

σκότα ‚Segelleine, Schote‘, it. scotta, mndl. scôte, s. Körting No. 8515, Kluge s. v. 2. Schote.

σκούφια ‚Haube, Mütze‘, schon byz., s. Ducange, auch *σκούφι*, *σκοῦφο*, ferner *σκουφίδα* ‚Helmbusch‘ (Kreta); it. cuffia, scuffia, ahd. *kupphja ‚Haube‘, nach Körting No. 5339; vgl. auch Zaccaria s. v. cuffia. Das Wort ist aus dem Italienischen oder Griechischen ins Türkische übergegangen, s. G. Meyer, Türk. Stud. 54.

σμάλτος (*σμάλτον* bei *Βλάχος*) ‚Schmelz, Email‘, auch *σμάρδο*, ferner *σμάγδος*, *σμαγδώνω* (Ducange), it. smalto; germ. *smalt- (vgl. ahd. smelzan), s. Körting No. 8820.

σούπα ‚Suppe‘ (Somavera), *σουπιέρα* ‚Schüssel‘ (Thera); it. zuppa, znppiera, andd. suppe, s. Körting No. 9271.

σπαρνιάρω ‚ersparen‘ (Naxos, anch auf Mykonos nach Dieterich, Byz. Zschr. X 592), it. sparmiare aus germ. *sparanjan (doch ahd. sparôn, ags. sparian) nach Körting No. 8910.

σπιοῦνος ‚Spion', *σπιουνεύω* (Somavera), *σπιονίκια* (Chios); it. spione zu spiare, ahd. spëhôn, s. Körting No. 8935.

στάγγα (schon Ducange) ‚Querriegel', *σταγγάκι*, *σταγγάρα*, *σταγγώνω*; it. stanga ‚Stange, Riegel', ahd. stanga.

στακέτα ‚kleiner Holznagel' (Somavera), it. stecchetta ‚Stäbchen', ahd. stëccho ‚Stecken'. Das *α* statt *ε* ist vielleicht schon im ital. Substrat durch Contamination mit stacca ‚Pfahl' verursacht worden.

στάλος (auch *σταλός*, *σταλί*) ‚Stall', auch ‚Hütte, Zeit und Ort sommerlicher Mittagsruhe der Herden, Höhlung im Kohlenfeuer, wo man Brote hineinlegt' (Ikaros), *σταλίζω*, *σταλιάζω* (auch *σταλάρω*) ‚ausruhen', *σταλίστρα* ‚Ruheplatz für Vieh' (Kreta), it. stallo, germ. stall.

στάμπα ‚Presse, Druck', *σταμπάρω* (Somavera), dazu (bei G. Meyer fehlend) *στάμπινος* ‚gedruckt'; it. stampa, stampare; germ. *stampôn, ahd. stampfôn ‚stampfen'.

στέκα ‚queue de billard' (Pernot, Vollmöllers Jahresber. IV 356); it. stecca, stecco; ahd. steccho, s. Kluge s. v. stechen, Körting No. 9050.

στόκος (bei *Βλάχος*) ‚Degen', auf Mykonos ‚Stock mit Messer', Chios ‚Ladung der Flinte' (s. Dieterich, Byz. Zschr. X 595), *στοκάδα* ‚Hieb mit dem Degen' (mcypr.); it. stocco ‚Stoßdegen', stoccada, d. stock. (Fehlt bei G. Meyer.)

[*στούφα* ‚Badestube', *στουφᾶτον*, *στιφᾶτον*, *στιφᾶδον* ‚Speise aus zerschnittenem Fleisch, Knoblauch und Zwiebeln'; mlat. stufa, it. stufa ‚Badestube', stufare ‚schmoren', aus d. stube nach Kluge, doch bestritten von Körting No. 3538.]

τάλαρο, *τάλερο* (in der Maina hörte ich neben *τάλαρο* auch *τάλιρο*, dieses auch bei *Βλάχος*) ‚Thaler' (auch = Dollar'); it. tallero, d. Thaler, s. Kluge s. v. und Zaccaria s. v.

τοκάρω ‚sich anschicken' (Kreta), *τόκα* ‚topp' und *κάνω* ‚*τόκα* ‚ich schlage ein' (*Βλάχος*), *τόκα τὸ χέρι* ‚schlag ein'

(*Ἑστία* 1892 II 37); it. toccare ‚anrühren', vielleicht germ. *tukkôn ‚zucken', s. Körting No. 9802.

τουδέσκοι bei Stephanos Sachlikis (kret. Dichter des 16. Jahrh.) II v. 355 (ed. Wagner) mit ungewisser Bedeutung, etwa ‚deutsche Söldlinge' mit der Nebenbedeutung ‚Grobiane'? Ich finde das Wort nur noch in der Chronik von Morea für *Ἀλαμάνοι* ‚Deutsche', von denen im Vorhergehenden die Rede war[1]). Diesen Volksnamen, nämlich *Ἀλαμανία*, finde ich aus dem 18. Jahrh. bei Miklosich, Türk. El. s. v. alaman belegt, *ἀλαμανικόν* ‚eine byz. Steuer zur Befriedigung deutscher Ansprüche' aus dem 13. Jahrh. bei Ducange: *Τουδέσκος* ist also wohl it. tedesco oder vielmehr *tudesco, vgl. franz. tudesque ‚plump, altfränkisch', mlat. theodiscus, ahd. diutisk.

τοῦλδον ‚Troß eines Heeres', byz. (s. Sophoclis und Ducange); mlat. tuldnm ‚Troß', franz. taud(e) ‚Schutzdach', anfränk. tëld ‚Vorhang, Decke, Zelt', s. Ducange, Gloss. lat. und Körting No. 9422.

τραμποῦκος ‚Taugenichts', schon bei Hermoniakos, ed. Legrand 16, 100 (14. Jahrh.), *τραπουτζέττιν*, *τριπουτζέττιν* (mcypr.); it. trabucar ‚über den Haufen werfen', franz. trébnchet, it. trabocchetto ‚Wurfgeschütz', zu germ. *bûk, ahd. bûh ‚Bauch', s. Körting No. 1632.

τρέβα ‚Art Waffenstillstand bei der Ausübung der Blutrache' (in der Maina, s. Verf. Deutsche Rundschau XXIV 118), auch mgr., s. Ducange; mlat. treva, treuga, it. tregua, prov. treva ‚Waffenstillstand'; ahd. triuwa ‚Treue'.

τσάντσαλο(ν) ‚Lumpen, Plunder', überhaupt ‚toutes sortes de choses' (*Βλάχος*), *τσάντσαλος* ‚Lumpenkerl', schon seit dem 12. Jahrh. zu belegen; „Ableitung von it. cencio ‚Lumpen' ist nicht ohne Bedenken" G. Meyer IV 92. Ich verbinde das Wort lieber mit it. zazza, zazzera ‚langes Haupthaar' und tattera ‚Gerümpel, Plunder, Kleinigkeit,

1) Herr Dr. John Schmitt (Leipzig) bestätigt mir diese Angaben; es handelt sich um v. 5725 der Kopenhagener Version.

Bagatelle', welche man zu ahd. zotta, zata ,Zotte', ndl. todde ,Fetzen, Lumpen' stellt, s. Kluge s. v. Zotte, Körting No. 10444, Zaccaria s. v. tattera und zazza. Das Neugriechische bewahrte eine Bedeutung, die im Italienischen verloren zu sein scheint. Das italienische Suffix ist durch ein griechisches (vgl. z. B. κόκκαλο ,Knochen') ersetzt. Eine jüngere Entlehnung ist τσατσάρα, τσατσέρα, τσάτσαρη(ς) ,großer Kamm' (s. auch Βλάχος) = it. zazzera mit gleicher Bedeutung.

φάλδα ,Schürze' (mcypr.), it. falda ,Saum, Schoß am Rock', germ. *falda, ahd. falt ,Falte'.

φάρα ,Geschlecht, Familie', it. (lomb.) fara ,kleines Landgut', nach Zaccaria auch ,Familie, Geschlecht', langobard. fara ,Familie, Geschlecht'. Vgl. zu Körting No. 3626 noch die bei G. Meyer IV 94 verzeichnete Litteratur und Zaccaria s. v. Bemerkenswert ist wieder, daß das neugriechische Wort (das auch ins Albanesische, Macedo-Rumänische und Bulgarische übergegangen ist) die ursprüngliche Bedeutung besser als das Italienische bewahrt zu haben scheint.

φεοῖδον ,Lehen' (seit Somavera), auf Andros ,großer Besitz', s. Μηλιαράκις, Δελτίον τῆς ἱστορ. ἑταιρ. IV 434; dazu die halbgelehrten Bildungen φεουδαλισμός, φεουδάρχης (Βλάχος); it. feudo, mlat. feudum, wohl germanischen Ursprungs, d. h. zu ahd. fĕhu, fihu, s. Körting No. 3671.

φλαγκίν, βλαγκίν, φλατσίν (Cypern, worüber Μενάρδος in der Ἀθηνᾶ XII 371 zu vergleichen ist) ,Lunge', φλαγγίον ,Seite' (Ducange), eine Diminutivbildung zu mlat. flanchus, it. fianco, franz. flanc ,Seite' (s. G. Meyer, Berl. phil. Wschr. 1893, 345), das von ahd. hlanca ,Seite' abgeleitet wird, s. Kluge s. v. Flanke, anders Körting No. 3804.

[*φλάσκα, φλασκί(ον) ,Flasche, Kürbisflasche' (schon seit frühbyzantinischer Zeit zu belegen, s. G. Meyer II 70 und Ducange), φλάσκα auch ,eine Traubenart' (Amorgos), φρασκί ,Bienenkorb' (Kreta); lat. *flasca, it. fiasca, fiasco; ahd. flasca, anord. flaska. Der germanische

Ursprung des Wortes ist freilich zweifelhaft, vgl. darüber Kluge s. v. Flasche; s. anch nnten S. 249. 250.]

φόδερα (schon Ducange), φόδρα ,Futter' (bei der Kleidung), φοδράρω ,füttern' (auch φοράρω nnd dazu φορούρα ,Fütterung', s. darüber G. Meyer IV); it. fodera, fod(e)rare; got. fodr ,Scheide', s. Kluge s. v. Futter, Körting No. 3875.

φράγκος ,Europäer, Occidentale', auch ,Katholik', φράγκο ,Frank' (Geld), φραγκιό (φράτζα Ducange) ,West-Europa', φραγκεύω, φραγκίζω (halbgelehrt), ,sich wie ein (West-) Europäer benehmen', auch ,katholisch werden', φραντζάζω (Ducange) ,scabie Francica laborare', φραντζίντζα (mcypr.) = franz. franchise, φράγκικος Adj. zn φράγκος; φραγκοκάρδαμον ,Kapuzinerkresse', φραγκόκοττα ,Perlhnhn, Trnthenne', φραγκοράφτης ,Schneider', φραγκοστάφυλο, -λ̨ιά ,Johannisbeer(strauch)', φραγκόσυκο, φραγκοσυκιά ,indische Feige' (Kaktusart, Opnntia ficus indica L.); die Wortsippe (welche bei G. Meyer fehlt) ist der durch die Romanen vermittelte Name des deutschen Volksstammes der Franken. Dazu auch μαλαφράντσα oder φράντσα ,Syphilis' = it. mal francese G. Meyer IV 47 und φραντζέλα, φραντζιόλα, φραγγέλα ,Art Weißbrot, panis francicus', s. Korais Ἄτακτα V 357, Miklosich, Türk. Elem. s. v. firénk; das Wort ist auch türkisch: f(i)randžela, firandžila. G. Meyer, Türk. Stud. 56, nimmt an, daß das türkische Wort zunächst ans dem Rumänischen stamme. Anf welchem Weg dasselbe ins Griechische gelangt ist, vermag ich nicht zu sagen; der Weg übers Türkische ist jedenfalls nicht nötig. φαντζελᾶς (,marchand de petits pains', Miklosich, Türk. Elem.) ist eine Ableitung von φραντζέλα. Die Geschichte des Völkernamens der Franken im Orient ist noch zu schreiben. Hier genüge ein Hinweis.

φρέσκος ,frisch' (schon Ducange), φρεσκάδα ,mit Leinwand überzogene Rahmen, die vor die Fenster gehängt werden, um die Sonne abzuhalten', s. Ξενόπουλος in der Ἑστία 1893 (II) 26 (ägäisches Meer), φρεσκάρει ,es kräuselt sich das Meer', Παπαδιαμαντῆς in der Ἑστία 1892 (I) 2,

φρεσκαδοῦρος ‚Kühlgefäß'; it. fresco (frescador), ahd. frisc, s. Kluge s. v. frisch, Körting No. 3995.

Die angeführten germanisch-romanischen Wörter des Griechischen sind für den Romanisten in mehrfacher Beziehung interessant. Zunächst fordern einige Wörter italienische Substrate, die bisher (soweit meine Kenntnisse reichen) nicht belegt sind: hierfür kommen *ρούντσα*, *σκορτσά* und *τραμποῦκος* in Betracht; die Lautgestalt von *τουδέσκος* nötigt zu der Ansetznng einer italienischen Grundform, die bisher ebenfalls fehlt. Endlich haben eine Reihe der Wörter, nämlich *ἀγγρίφι*, *γρίνα*, *γριπίζω*, *δροῦγγος*, *τσάτσαλο*, *φάρα* eine Bedeutung, die derjenigen des germanischen Wortes nähersteht als das romanische Snbstrat. Daraus folgt aber, daß das Romanische die altertümlichere Bedeutung der neugriechischen Wörter ebenfalls einmal besessen hat; denn die lantliche Form zeigt unzweifelhaft, daß die germanischen Wörter durch das Romanische hindurchgegangen sind.

Vom neugriechischen Standpunkt ist hervorzuheben, daß manche der germanisch-romanischen Wörter des Griechischen sich in Ableitungen ziemlich reich entfaltet haben; vgl. [*γαλοῦφος*] *δροῦγγος*, *μάρκα*, *ρουμπᾶς*, *στάλος*, *φράγκος*, *φρέσκος*. Damit hängt eine selbständige Weiterentwicklung der Bedeutung zusammen; so verschoben sich die Bedeutungen von *ἀρκμπούζι*, *κούκουρο*, *μαρκάδος* s. v. *μάρκα*, *μπλόθος*, *μπλοκάρω*, *σκορτσά*, *στάλος*, *στόκος*, *τσάτσαλο*, [*φλάσκα*]; sie wurden verengert in *ντολλαντίτικο* (s. v. *δολλαντίτικος*), *μπάγκα*, *μπαλκόνι*, *μπάντα*, *νάπος*, *ρόκα*, *ρουμπᾶς*, *σκλιτάδα*, *σκουφίδα*, *στάλος*, *φραντζέλα*, erweitert in *φάλδα*, abgeschwächt in *μαλιγοῦρδος*. Charakteristisch in sachlicher Beziehung ist die relativ große Zahl von Ausdrücken, welche das Kriegshandwerk und den ritterlichen Feudalismus betreffen. Es überrascht uns nicht, daß daher Trunk und Spiel, aber anch das deutsche Wort Treue vertreten sind: so zeigt sich deutsche Art anch in den Wörtern, die in weite Ferne gewandert sind.

II. Vermittlung durch das Türkische.

μπόρζι ‚Schuld, Geldschuld', μπορζιάζω ‚ἐμβάλλω εἰς χρέη', türk. bordž (auch ins Albanesische, Bulgarische und Süd-Rumänische eingedrungen, vgl. G. Meyer, Alb. Wörterb. s. v. bortš); das Wort scheint im Türkischen keine weitere etymologische Anknüpfung zu haben, wenigstens fehlt es in Vámbérys Etymologischem Wörterbnch der Turko-Tatarischen Sprachen (Leipzig 1878). An die Kenner des Türkischen muß daher die Frage gerichtet werden, ob es nicht ein Lehnwort ist. Man ist versucht, an germ. *borg, ahd. borgên, ags. borgian ‚borgen', bezw. an ahd. burigo, got. *baúrgja (Klnge s. v. Bürge) anzuknüpfen. Auf welchem Weg das Wort ins Türkische gekommen ist, vermag ich nicht festzustellen.

παλάσκα ‚Patrontasche', türk. palaska ‚Pulverhorn', magyar. palaszk, bulg. palaska ‚Köcher', nach Miklosich, Slav. El. 16, aus ahd. flasca. Ueber dieses Wort vgl. jedoch auch oben S. 246f. Das Wort ist in jüngster Zeit wieder ans dem Slavischen ins Deutsche zurückgewandert, s. Klnge s. v. Pallasch.

Ob freilich für das Neugriechische das Türkische nnd nicht das Slavische die Vermittlung besorgt hat, wage ich nicht bestimmt zu sagen: in Anbetracht der lautlichen Aehnlichkeit in den verschiedenen Sprachen ist ein sicheres Kriterium nicht zu gewinnen; auch die Bedeutungsentwicklung giebt keine sichere Entscheidung. Ueber φραντζέλα s. oben S. 247.

III. Vermittlung durch die slavischen Sprachen.

In fast allen Wörtern, die im folgenden aufgezählt werden, hat G. Meyer II bereits auf den germanischen Ursprung hingewiesen.

κουβέλι ‚Art Maß (Scheffel), Bienenkorb', κούβελος ‚großes Gefäß', γκουπλίτσι, κουμπλίτσι ‚Melkkübel' (Epirns), κομπλίτσα ‚hölzernes Milchgefäß' (Epirus); asl. kŭblŭ ‚Scheffel', slov. kobelj, keblica ‚Gefäß zum Schöpfen'

u. a. bei Miklosich, Fremdw. 104, Etym. Wörterbuch s. v. kŭblŭ. G. Meyer II 36 machte bereits darauf aufmerksam, daß die Formen mit β (die auch in allgemeinerem Gebrauch sind) ältere, die mit μπ jüngere Enlehnung sind. Die Bedeutung ‚Bienenkorb' ist offenbar durch Anlehnung an κυψέλι ‚Bienenkorb' zustande gekommen. Das slavische Wort stammt aus dem Germanischen, wie Miklosich a. a. O. erkannt hat, vgl. ahd. *chubil, mhd. nhd. kübel, das man nicht aus dem Romanischen abzuleiten gezwungen ist, s. Kluge s. v. Kübel.

κούχνη ‚Küche' (Macedonien); slov. kuhnja (rum. cuhne); d. küche, oberd. kuche, kuchi. Das deutsche Wort ist selbst freilich romanischen Ursprungs, s. Kluge s. v.

παντλήκα (seltenes Wort) ‚Band'; serb. pantl'ika ‚Band', aus nhd. (österr.) Pantel, Bandel, s. Miklosich, Fremdw. 116.

πλόσκα ‚Flasche aus Holz'; slov., bulg., serb. ploska ‚Holzflasche', rum. ploscă; germ. flasca, s. oben S. 246 f.

πλούκι ‚Art großer Pflug' (Thrakien); bulg., serb. plug; ahd. pfluog ‚Pflug'. Ob das Wort germanisch oder slavisch ist, ist unsicher, s. Miklosich, Fremdw. 118 und Etym. Wörterb., G. Meyer, Alb. Wörterb. S. 346, Schrader, Reallexikon S. 631. Kluge s. v. entscheidet sich dafür, daß die Slaven das Wort von den Deutschen entlehnt haben; Brückner nimmt das Umgekehrte an nach IF (Anz.) XII 174 No. 119.

στοῦμπος ‚Mörserkeule', στουμπίζω, στουμπώνω ‚im Mörser zerstampfen', στουμπομύτης ‚mit großer Nase' (Somavera); asl. stąpa ‚Mörser' (slov. stopa, serb. stupa); zu germ. stampfen s. oben S. 244.

φίρτα ‚Schürze' (Macedonien); zu serb. verta, fertuχ ‚Schürze', doch fehlt das lautlich genaue Substrat. G. Meyer II 63 vermutet wohl richtig Ursprung aus deutschem Fürtuch = Vortuch.

φιρχάγκα ‚Vorhang' (Macedonien); d. Fürhang statt Vorhang; obwohl ein slavisches Mittelwort nicht nach-

gewiesen ist (s. G. Meyer II 63), so ist doch unmittelbare Entlehnung (woran gedacht wurde) nicht sehr wahrscheinlich.

φλίντρα (seltenes Wort) ‚Art Gewehr'; serb., slov. flinta, d. flinte. Das *ρ* ist durch die ngr. Endung *-τρα* hervorgerufen, s. G. Meyer IF II 444.

[*χράνος* (auch *χρένον*) ‚Meerrettig', asl. hrěnŭ, bulg. hren; Miklosich, Slav. Elem. S. 9 und Etym. Wörterb. 90, erinnert an deutsches (dial.) Krän (Kren), mhd. kren, chrene; vgl. auch Schrader, Reallexikon S. 536. Das Wort ist wohl echt slavisch.]

IV. Wörter von unbestimmter Vermittlung.

πράγγα (auch *σπρόγκα*) ‚Querriegel, Kette' (die Bedeutung in der *Ἑστία* 1893 (I) 37 weiß ich jedoch nicht sicher anzugeben); türk. branka, pranka ‚Kette der Galeerensträflinge'; altital. branco und spranga ‚Riegel'; alb. prangε ‚Riegel, Block zum Fesseln'; serb. prańge (pl.) ‚Block'. Ueber das Wort vgl. G. Meyer IV 74 und Alb. Wörterb. 350 f., ferner Türk. Stud. I 74. Er führt das Wort auf d. pranger ‚Halseisen', got. praggan ‚drücken' u. Verw. (s. Kluge s. v. Pranger) zurück und ist geneigt, italienische Vermittlung anzunehmen; it. spranga erklärt er als Kontamination von pranga $\times$ stanga[1]). Mir scheint es am einfachsten, für das griechische Wort das Italienische aus dem Spiel zu lassen und das Slavische als Vermittler zu betrachten. Ob das Wort von da direkt oder durch weitere Vermittlung, sei es des Türkischen oder Albanesischen, ins Griechische gelangt ist, läßt sich nicht entscheiden. Denn daß gelegentlich auch das Albanesische eine Vermittlerrolle gespielt hat, zeigen die 3 folgenden Wörter:

σκούμπα ‚was bei der Destillation des Branntweins herausfließt', alb. škumbε, škumε ‚Schaum', it. schiuma, (dial.) scum(m)a, ahd. scûm, s. G. Meyer II 72, Alb. Wörterb. 409. Die albanesische Vermittlung wird durch das griech. *μπ* = alb. ***mb*** bewiesen; die Substituierung

1) Ueber spranga anders Körting No. 8907.

von *mb* an Stelle von romanischem *m* erklärt sich aus albanesischen (jedoch nicht aus griechischen) Lautgesetzen.

στόκη ‚Hollunderblüte‘ (Epirus), alb. š t o k ‚Hollunder‘, s. G. Meyer II 73, Alb. Wörterb. 417. Auf seine Vermutung, daß das Wort aus dem rumän. s o c entlehnt sei, hat G. Meyer selbst kein Vertrauen, weil das eingeschobene *t* unerklärt bleibt. Ich vermute, daß das albanesische Wort das deutsche (und schon mhd.) (H o l d e r) s t o c k ist. Oesterreich hat in Albanien politische und kommerzielle Interessen; somit ist direkter Verkehr (z. B. in Scutari) mit Deutschen und direkte Entlehnung aus dem Deutschen leicht möglich. So las ich einmal in der albanesischen Zeitschrift Albania auch das Wort p o š t k a r t ε = ‚Postkarte‘.

σφαντζίκι ‚Zwanzigkreuzerstück‘ bei *Πασσαγιάννης*, *Παραμύθια* (Athen 1894) p. 47; alb. s v a n t s í k ‚Frank‘ (G. Meyer, Alb. Wörterb.); it. s v a n z i c a (s. Zaccaria). Die Vermittlung durch das Albanesische ist wahrscheinlich; ob dieses selbst das Wort erst durch das Italienische oder direkt erhalten hat, ist nicht zu entscheiden.

Bei den bis jetzt behandelten Wörtern konnte wenigstens ungefähr der Weg ermittelt werden, der zum Deutschen führt. Sehr merkwürdig ist aber das folgende Wort:

λούχες (pl.) Pikatoros (ed. Wagner) v. 9, *λόχες* (pl.), auch *λόχη* im Drama Erophile des Kreters Chortatzis (ed. Sathas im *Κρητικὸν Θέατρον*, Venedig 1879) p. 323 v. 12, 324 v. 16, 342 v. 188, 353 v. 432 f. u. s. w.; *λόχη* ferner im (kretischen) Ritter-Epos Erotokritos, s. *Γιάνναρης*, *Περὶ Ἐρωτοκρίτου* (Athen 1889) s. v. Das Wort fehlt in den Wörterbüchern, ist mir auch aus sonstigen Dialektquellen nicht bekannt und muß daher vorläufig für ein kretisches Wort des 17. Jahrhunderts gehalten werden. Es bedeutet ‚Flamme, Feuer, Funke, Lohe‘ und erinnert nach Form und Bedeutung so unverkennbar an mhd. nhd. l o h e (ahd. *l o h o, got. *l a ú h a, s. Kluge s. v. L o h e), daß ein Zusammenhang einem aufgedrängt wird; denn irgend eine andere Etymologie bietet sich nicht dar. It. l u o j a, l o j o l a und l u j o l a ‚Funke‘, das von d. l o h e abgeleitet

wird (s. Körting No. 5675), stimmt jedoch nicht in der lautlichen Form: man würde im Griechischen *λόγιες oder *λούγιες erwarten; das χ weiß ich nicht zu erklären, und so muß die Frage nach dem romanischen Substrat noch offen bleiben.

Ich füge hier endlich noch ein Wort an, dessen Etymologie überhaupt zweifelhaft ist:

γράβα ‚πέτρα κοίλη, τρύπα', d. h. ‚Höhle, Loch' im Zakonischen, s. Οἰκονόμος, Γραμματικὴ τῆς τσακωνικῆς διαλέκτου. Es gehört vielleicht zu neuslov. graba ‚Graben', das nach Miklosich aus ahd. grabo, mhd. grabe stammt.

V. Wörter unmittelbarer Entlehnung.

Die Möglichkeit unmittelbarer Entlehnung aus dem Germanischen muß besonders für die frühbyzantinische Zeit erwogen werden, d. h. für jene Epoche, in der die Goten unmittelbare Nachbarn oder Bewohner des oströmischen Reiches waren und z. B. durch den Kriegsdienst mit Griechen in engere Fühlung traten. Als sprachliche Zeugen dieses Vorganges kommen in Betracht:

[βρούτα u. Verw. s. oben S. 233 f.]

γρίβας ‚grau, weiß', γρίβας ‚weißes Pferd' (letzteres schon mittelgriechisch), γριβιάζω ‚weiß werden', γριβάδι ‚Karpfen' (schon Ducange), ein in den neugriechischen Dialekten ziemlich verbreitetes Wort, worüber man G. Meyer II 81 vergleiche; es wird von diesem Forscher mit einem got. *grêwa-, ahd. grâo (grâwes) ‚grau' verknüpft. Lautliche Schwierigkeiten bestehen nicht. „Eine solche Bezeichnung eines Pferdes bei den gotischen Kriegern im byzantinischen Heer konnte sich leicht verbreiten, vgl. die Notiz des Prokopios Bellum got. I 18 über βάλας." Ich habe der betreffenden Vermutung nichts hinzuzufügen; sie wird aufs beste gestützt durch eben dieses Wort βάλας, worüber G. Meyer II 69 ausführlich handelt. βάλας ist bei Prokop ein Barbarenwort, das griechischem φαλιός (von dem Pferd des Belisar) entspricht: ob es von den Goten

(got. *bals)[1]) oder andern Barbaren, d. h. den Slaven (vgl. asl. bělŭ, lit. báltas ,weiß') oder Illyriern gebrancht wnrde, läßt sich nicht ansmachen. Im alb. bal'o, bal'óš, bal'aš ,von Pferden und Ochsen, die eine weiße Stirn haben' würde daher möglicherweise ein altillyrisches Wort fortleben; es ist in jüngster Zeit von da ins Nengriechische (μπάλιος in Epirus u. ä.) gewandert, s. G. Meyer a. a. O.

πούγγα (Cypern, Syme), πουγγίον, bezw. πουγγί(ν) (byz., mittel- nnd nengriech.) ,Bentel, Tasche', auch πουγγάκιν, ferner πουγγάκια Pl. in Patmos ,Art Süssigkeiten', ἀσκοπουγγίτσιν; ναπουγγώνομαι (Syme) ,die Aermel aufstreifen'. Nach G. Meyer III 55, „lat. *pnnga, woher venez. ponga ,Kropf der Vögel', rum. pungă, got. puggs stammen. Ursprnng ist unbekannt". Körting No. 7508 nimmt mittelbaren Zusammenhang von got. pnggs (oder pngg) und den romanischen Wörtern an, ohne sich genaner auszusprechen; vgl. auch Zaccaria s. v. ponga. Nehmen wir das zeitliche Anftreten des Wortes zum Ausgangspunkt, so erhalten wir die Reihe got. puggs, griech. πουγγίον (znerst im 7. Jahrh., s. die Belege bei Sophoclis), it. ponga bezw. rum. pungă. Das rnmänische Wort kann direkt aus dem Griechischen entlehnt sein; ebenso kann aber das Grundwort von it. ponga (mlat. pnnga) dem Griechischen entstammen; denn es liegt absolut kein Grnnd vor, das seltene romanische Wort znm Ansgangspunkt des älter bezengten nnd reicher entfalteten griechischen, sowie des gotischen Wortes zu machen. Denn auch ein lat. *pnnga steht ohne etymologische Anknüpfung da: G. Meyer giebt nur eine Verlegenheits-Etymologie, wenn er zweifelnd an lat. pngnns und gr. πυγμή erinnert (s. auch Alb. Wörterb. 357). Also darf griech. πούγγα ohne Bedenken als gotisches Lehnwort angesprochen werden. Man pflegt nun allerdings got. puggs, das sich in verschiedenen germanischen Sprachen widerspiegelt, als slavisches Lehnwort zu erklären (s. Uhlenbeck, Et. Wörterb. d. got. Spr. s. v.), kann aber

1) So Schröder, Zs. f. deutsches Altertum XXXV 236.

doch sehr wenig dafür geltend machen; die Stammbildung von got. pugg(s) und asl. pągy, pągva spricht eher dagegen. Daß ein Wort mit anlautendem *p-* im Gotischen nicht ererbt sein könne (Feist, Got. Etymologie S. 87), läßt sich in Anbetracht der wenigen Beispiele von idg. *b* nicht aufrecht erhalten, wie denn auch Brugmann, Grundriß I² 519, die Gleichung paida ‚Rock' = thrak. βαίτη für idg. *b* = got. *p* in Anspruch nimmt. Warum sollen wir also got. puggs für entlehnt halten, wenn wir außerdem nicht einmal die darleihende Sprache mit Sicherheit feststellen können?

Dieser ältesten Schicht direkter Aufnahme germanischer Elemente stehen nun solche gegenüber, welche erst in der allerjüngsten Zeit im Neugriechischen auftauchen, nämlich:

βαγόνι; direkte Entlehnung wurde oben S. 232 für möglich gehalten.

κάιζερος ‚Kaiser', neben αὐτοκράτορας als gelegentliche Bezeichnung für den deutschen Kaiser gebraucht von Ψυχάρης, Γιὰ τὸ ρωμαίικο θέατρο (Athen 1901) S. 19 (Volkssprache).

κέλνερις ‚Kellner' bei Καμπύσης in der Zschr. Τέχνη I (1898—1899) 253; das Wort wird gebraucht in der Uebersetzung eines Dramas von Strindberg in die neugriechische Volkssprache.

μπρίκι = engl. brig ‚Brigg' (Art Schiff), s. Βλάχος, ferner Jeannarakis, Kretas Volkslieder (Glossar); das Wort ist auch ins Türkische gedrungen (brik, ibrεk, G. Meyer, Türk. Stud. 74) und ist überhaupt ein charakteristisches Beispiel für das Hin- und Herfluten gewisser Wörter: das engl. brig wird für eine Abkürzung von brigantine gehalten und ist demnach italienischen Ursprungs; auch die volle Form des Wortes kommt im Griechischen vor, nämlich mcypr. περγάντιν ‚Art Schiff' = franz. brigantin, it. brigantino. Aber das it. Grundwort briga ‚Streit', brigare ‚kämpfen' mit seinen Verwandten wird seinerseits

wieder auf germ. brikan ‚brechen' zurückgeführt (s. Körting No. 1573). Ueber das Wort vgl. auch Kemna, Der Begriff ‚Schiff' im Französischen (Marburg 1901) S. 199f.

νικέλιον ‚Nickel' (aus dem Schwedischen, s. Kluge s. v.), *νικέλινος* ‚aus Nickel' (*Βλάχος*), *νικελώνω* ‚vernickeln', *νικέλωμα* ‚Vernickelung' (s. *Κουμανούδης*, *Συναγωγὴ νέων λέξεων*, Athen 1900, s. v.); das Grundwort, das nach *Κουμανούδης* zuerst 1861 zu belegen ist, hat sich aus der wissenschaftlichen (mineralogischen) Sprache eingebürgert und ist, zusammen mit *ὀβούζιον* (s. oben) und *τσίγκος* (s. u.), einer der wenigen Fälle, wo auch die Schriftsprache auf eine puristische Uebersetzung verzichtete. Obwohl die Italiener ebenfalls das deutsche Wort gebrauchen (s. Zaccaria s. v. nickel), so ist doch die Annahme einer Vermittlung für dieses Wort gänzlich überflüssig.

πουτίγγα, engl. pudding ‚Pudding'. Dem Italienischen fehlt eine entsprechende Form.

τσίγκος (*τζίγκος*), d. Zink (*Βλάχος*), *τσιγκογραφεῖον*, *τσιγκογραφικός* (*Κουμανούδης*) ist trotz it. zinco (s. Zaccaria) wie *νικέλιον* zu beurteilen.

[*φιρχάγκα* s. oben S. 250.]

Von diesen Wörtern können nur *βαγόνι*, *μπρίκι*, *πουτίγγα*, *φιρχάγκα* als echte Bestandteile der Volkssprache betrachtet werden; *νικέλιον* nnd *τσίγκος* sind durch die Schriftsprache vermittelt; *καΐζερος* und *κέλνερις* dienen, obwohl in der Volkssprache gebraucht, nur zur Bezeichnung fremder Gegenstände und sind ebenso zu beurteilen, wie wenn wir die neugriechischen Wörter Agojat, Klefte, Pallikare gebrauchen. Da jedoch jene Wörter völlig in das Laut- und Flexionssystem des Neugriechischen eingefügt sind, so sind sie von Wörtern wie das oben (S. 228) angeführte *ῥάϊχσταγ* verschieden und nähern sich echten Lehnwörtern.

Wenn man den Einfluß, den Deutschland auf das Geistesleben des heutigen Griechenland ausübt, nach den direkten sprachlichen Entlehnungen abschätzen wollte, so würde man eine ganz falsche Vorstellung von der Stärke

desselben gewinnen, denn der höhere geistige Einfluß kann bei den puristischen Neigungen der herrschenden litterarischen Sprachform kaum, wenigstens nicht in der Gestalt von Lehnwörtern, zum Ausdruck kommen. Die direkte Einwirkung des Deutschen auf die griechische Volkssprache kann überhaupt nach der Lage der Dinge nur eine ganz gelegentliche sein. Es ist bezeichnend, daß gerade der Seeverkehr ein germanisches Wort (brig) brachte, und dem Weltverkehr gehört auch das Wort waggon an. So sind also gerade die wenigen Fälle sprachlichen Verkehrs ein Spiegelbild des realen Lebens. In der indirekten Aufnahme germanischen Sprachguts ist das Bild reicher gestaltet und daher getreuer. Wir haben oben schon gesehen, wie sich deutsche Art durch Italien hindurch bis in den Orient verfolgen läßt. Auch daß gerade über Italien deutsches Sprachgut dorthin kam, daß die Slavenwelt und ihre Nachbarschaft nur in ganz geringem Maß Trägerin solcher Vermittlung war, ist nicht zufällig. Zwei Umstände wirken von beiden Seiten zusammen. Einmal war die Germanenwelt vor allem nach Süden und Westen, d. h. den romanischen Ländern zugewendet, dagegen dem slavischen Osten abgewendet. Das Griechentum ist anderseits von der romanischen Kultur seit den Zeiten der römischen Weltherrschaft fortwährend beeinflußt. Also wurde der romanische Westen zum natürlichen Bindeglied. Zwar ist die byzantinisch-griechische Welt noch enger mit dem Slaventum verbunden: aber sie nimmt von ihm wenig und ist für sie vielmehr ein Ausstrahlungspunkt als ein Sammelbecken. Was die Griechen an slavischem Sprachgut aufnahmen, ist wenig; es sind vorwiegend Dinge und Wörter des ländlichen Lebens. Daher kamen auch nur ein paar Wörter für recht prosaische Dinge über den slavischen Osten aus Deutschland nach dem Orient: in dem Worte Kübel einerseits, Treue anderseits zeigt sich am drastischsten dieser Gegensatz zwischen den beiden Arten der sprachlichen Einwirkung. Ein paar Wörter sind von beiden Seiten in Griechenland eingedrungen: *μπάντα* — *παντλήκα*, *στάμπα* — *στοῦμπος*, *φλάσκα* — *παλλάσκα*

— πλόσκα; die beiden ersten Gruppen illustrieren wiederum den hervorgehobenen Gegensatz, denn die germanisch-romanischen Wörter stehen auf einem höheren kulturellen Niveau als die germanisch-slavischen. Nebenbei sei bemerkt, daß auch die unter II.—IV. behandelten Wörter zum Teil eine selbständige semasiologische Entwicklung im Griechischen durchgemacht haben: erinnert sei an die Verschiebung der Bedeutung von παλλάσκα (II) und κουβέλι (III), an die Verengerung derselben in κουβέλι, σκούμπα (IV) und γρίβας (V).

DIE ÄLTESTE MARIA STUART-TRAGÖDIE.

Von Roman Woerner, Freiburg i. B.

Unter den berühmten Franen der neueren Geschichte, deren Schicksale Historikern und Dichtern am häufigsten zum Vorwurf gedient haben, stehen obenan die Jnngfran von Orleans, Maria Stuart nnd Marie Antoinette[1]). Und von diesen hat wiederum Maria Stuart, anfänglich aus konfessionellen, späterhin aus rein menschlichen Beweggründen, die meisten dramatischen Bearbeitungen hervorgerufen. Es giebt — oder gab —, die Operntexte ungerechnet, mindestens 42 Dramen, die das tragische Ende der Schottenkönigin oder ihr sturmbewegtes Leben vor der Gefangenschaft schildern, und zwar wüßte ich deren 11 in deutscher, 7 in italienischer, 7 in englischer, 6 in französischer, 5 in lateinischer, 2 in spanischer, 2 in holländischer, 1 in norwegischer und 1 in polnischer Sprache namhaft zu machen. Eine solche Fülle und Verbreitnng hätte wohl längst zn vergleichender Betrachtung gereizt, fehlten nicht alle Vorarbeiten, wären nicht die knlturgeschichtlich und litterarisch ergebnisreichen älteren Werke so selten und so schwer erreichbar. Hier nnn soll von dem ältesten Maria Stuart-Drama ein vorläufiger Bericht erstattet werden — von der schon sechs Jahre nach der Hinrichtung geschriebenen und aufgeführten Tragödie des Roulerius, die nur

1) Im Mannel de Bibliographie Biographique & d'Iconographie des Femmes Célèbres etc. par un vieux bibliophile, Turin & Paris 1892, sind 148 Schriften über die Jungfrau v. Orleans, 142 über Maria Stuart, 189 über Marie Antoinette aufgezählt. Die Ziffern mögen nngefähr das Zahlenverhältnis der nicht dichterischen Werke bis 1892 geben, obschon die Bibliographie von Vollständigkeit weit entfernt ist.

wenigen — und auch ihnen nur dem Titel nach — bekannt sein dürfte[1]). Ihr gebührt um so mehr Aufmerksamkeit, als sie — auch poetisch nicht so wertlos wie fast sämtliche lateinischen Schultragödien — keinen legendenhaften und weit zurückliegenden Vorgang, sondern Tagesgeschichte behandelt und durch genaue, ja wörtliche Benutzung zeitgenössischer Quellen einen höchst merkwürdigen Anlauf nimmt zu wirklichkeitsgetreuer Darstellung.

1.

Der Titel lautet: Adriani Rovlerii Insvlani Stvarta Tragœdia sive Cædes Mariæ Serenissimæ Scot. Reginæ in Angl. perpetrata, Exhibita ludis Remigialibus à Juuentute Gymnaſij Marcianenſis. Ad Dominum D. Antonium Blondelium generis, literarum, & virtutis ſplendore Nobilem, Cuinciorum Dominum & Baronem &c. Die schöne Titelvignette im Geschmack der Renaissance mit Putten, Faunen und Fruchtgewinden zeigt in der Mitte einen Baum, den eben ein Mann fällt, und dazu die erklärende Umschrift: Svmmis Negatvm Stare Div. Darunter auf viereckiger Tafel: 1593. Unterhalb der Vignette: Duaci, Ex Officina Typographica Viduæ Boſcardi.

Die Erläuterung des Titelblattes bis ins einzelne wird am zweckdienlichsten alles vermitteln, was sich über Orts- und Zeitverhältnisse, Aufführung, Verfasser u. s. w. hat feststellen lassen. Ich beginne mit dem Druckort.

Seit dem Mittelalter hat das betriebsame, durch Handel und Gewerbe blühende Douai reges geistiges Leben und Anteil an dichterischen Bestrebungeu auf mancherlei Art bekundet. Der Gründer der Pariser Sorbonne soll ein gewisser Robert von Douai gewesen sein, und von Paris heimgekehrte Studierende stifteten schon früh[2]) eine Con-

1) Weder das Britische Museum, noch die großen Bibliotheken Paris, München, Berlin, Straßburg besitzen das Buch. Das von mir benutzte Exemplar gehört zu den Cimelien der Stadtbibliothek von Douai und ist nur auf diplomatischem Wege erhältlich gewesen.

2) Zum ersten Male erwähnt 1249. Vgl. H.-R. Duthillœul, Bibliographie Douaisienne, Paris 1835, S. XXIV. A.

frérie des Clercs Parisiens establie ... dans l'Eglise Notre-Dame à Douai, wie solche im 13. und besonders im 14. Jahrhundert nach Pariser Muster in den Städten des nördlichen Frankreich aufkamen. Diese hochangesehene, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts fortdauernde Gesellschaft, eine Art Meistersingergilde, in die auch ungelehrte Leute vornehmen wie geringen Standes — sogar Stadtsoldaten, Fischhändler, Bierwierte u. dgl. — eintreten konnten, verteilte jährlich am Tage Mariae Himmelfahrt, nach feierlichem öffentlichem Wettsingen in der Kirche, drei kostbare silberne Kronen für die drei besten Gedichte zum Lobe der Jungfrau. Außer diesem „Grand Puy" bestand noch ein „Petit Puy", in dem weltliche Lyrik gepflegt wurde, und — gegen Ende des 16. Jahrhunderts — eine Barbaragilde, ja ein Privatdichterkränzchen im Hause des musenfreundlichen Michael Esnaens [1]), der sich mit Vorliebe in französischen Versen versuchte [2]).

Als Douai die schon von Karl V. erflehte Universität nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, besonders des Widerstandes der Stadt und Universität Loewen, endlich im Jahre 1562 durch Philpp II. erhielt, gewann auch die lateinische Dichtung neben der mit Liebe gepflegten einheimischen zahlreichere Vertreter und größere Verbreitung. Beiden zu gute kamen die vier Buchdruckereien, die alsbald auf Veranlassung der städtischen und Universitäts-Behörden in rascher Folge errichtet wurden. Jacques Boscard von Loewen eröffnete die erste 1563, und seine Witwe führte sie von 1588—1605 weiter. Die aus ihrer Officin hervorgegangene Stuarta des Roulerius rechtfertigt durch klaren, fast fehlerfreien Druck und gediegene Ausstattung die Beliebtheit, deren sich um die Wende des 16. Jahrhunderts die Pressen von Douai vor allen fland-

1) Michel d'Esne (1540—1614), in seiner Jugend Page Philipps II., schlug erst die militärische Laufbahn ein, wurde aber später Priester und endlich Bischof von Tournay.

2) Vgl. H. Potez, Qualis floreret apud Duacenses res poetica, Gallice scripta etc. Thèse Duaci 1897. Cap. I.— Buzolinus, Jo. Gallo-Flandria, Duaci 1625, S. 194 A.

rischen erfreuten. Auch für Duthillœuls Lob der ersten Buchdrucker[1]), die sich in der Stadt niederließen, — daß sie wohlunterrichtete und in den alten Sprachen bewanderte Leute gewesen seien — finden wir in dieser Ausgabe eine Bestätigung. Dem Argumentum sind zwei Disticha: Candido Lectori, angefügt mit der Unterschrift Car. Boscardus. Es muß ein damals noch im Geschäfte der Mutter thätiger Sohn des Jacques gewesen sein, der dann von 1596 an als selbständiger Drucker erscheint[2]).

Daß jedoch die gelehrte und die französische Dichtung nicht etwa in getrennten, einander feindlichen Kreisen gepflegt wurden, verbürgt uns die interessante Persönlichkeit, der das Buch gewidmet ist: Antoine de Blondel, Seigneur de Cuincy, Dorf und Schloß, eine halbe Meile von Douai. Geboren 1550, diente er, laut der Inschrift auf seinem Grabstein, dem König Philipp II. en diverses occasions, vornehmlich im Herzogtum Mailand, gegen die Türken, und, als Capitaine unter Mansfeld, gegen die Hugenotten: toujours reconnu valeureux pour la défense de la foy catholique. Schon in der Jugend aber hatte er sich vor den Altersgenossen nicht bloß equitandi peritia, sondern auch arte musica, et organorum symphoniacorum tractatione et motu ausgezeichnet und verlor diese Kunst und überhaupt die Neigung zu den Musen auch nicht im Kriegsleben. In patriam reversum, erzählt Sanderus[3]), impotens ille deorum et hominum dominator (ut est in fabulis) Cupido transfixit, qui concepti amoris ignes carminibus Gallicis scriptis, et ad barbiton suum suavissime decantatis, magni nominis et illustrem puellam colens, alebat. Er stand zu Zeiten dem Grand Puy als „prince" vor, und in demselben Jahre, in dem ihm die Stuarta zu Füßen gelegt wurde, den 20. September 1593 gründete er auf seinem anmutigen Herren-

1) Duthillœul, XXVII: „La correction des textes, les notes, préfaces dédicaces écrites par eux, qui se trouvent en tête d'un bon nombre de ces livres, ne peuvent laisser de doute sur ce point."

2) Duthillœul, S. 109.

3) Antonii Sanderi presbyteri, Iprensis ecclesiae canonici, de claris Antoniis libri Tres, Lovanii 1627, p. 149, von Potez angeführt S. 22.

sitz — wohl nach italienischem Vorbild — eine Art Akademie, die man le Banc Poétique du Baron de Cuinchy nannte. Gelehrte und Dichter, wie z. B. der äußerst fruchtbare Simon Ogier[1]), Doctor beider Rechte uud Professor an der Universität, oder „der belgische Ronsard" Jean Loys, Sachwalter und Poet[2]), waren seine häufigen Gäste und haben ihren freigebigen Freund und Gönner vielfach angesungen. Kein Zweifel, daß auch unser Roulerius, dessen carmina leider verloren gegangen sind, die von Ogier beredt geschilderten Cuincia rura wohl gekannt und geschätzt hat

Et picturatos gemmis florentibus hortos,
Altaque marmoreo rutilantia tecta nitore,
Et Lucullanas referentia fercula coenas.

Er nennt in der Dedikationsepistel den Herrn von Cuincy seinen Patron und bittet ihn, das Büchlein „gleichsam mit väterlicher Hand" zu schützen, indem er hinzufügt: unus præter cæteros lautiori literaturæ sic patrocinaris: ut non iniuria liberalium studiorum autor plurimis habeare. Und es belästigte ihn, den Geistlichen und Pädagogen, und die andern Verehrer Blondels offenbar durchaus nicht, daß dessen eigene, 1576 veröffentlichte Gedichte[3]) an Obscönität die des Vorbildes Ronsard weit übertreffen[4]), wie es denn auch nicht hinderte, daß dieser Verkündiger sehr irdischer Liebesfreuden zum Prince du Grand Puy, zum Oberhaupt der Sänger Mariens, erwählt

1) In einem seiner vielen Werke: Simonis Ogerii Irene et Ares (et Varia Carmina), Dnaci 1588, zeigt sich die Einwirkung der französischen Poesie auf bemerkenswerte Weise. Die unter Varia Carmina verstandenen: Odarum libri tres. Ombrontherinon libri tres. Euchon libri tres sind nicht nach antiker Prosodie, sondern in gereimten, nach französischer Art rhythmisierten Versen geschrieben. [Der Titel Ombrontherinon libri tres soll angeben, daß diese Gedichte während der Sommerregen verfaßt worden sind.] Vgl. Duthillœul S. 27 f.

2) Vom Leben und den Werken des Jean Loys und seines Sohnes Jacques, „Docteur-ès-droicts et poete lauré", giebt Potez (cap. V.) eine sehr lesenswerte Schilderung mit gut gewählten Beispielen.

3) Opuscules d'Antoine de Blondel, escuier, seigneur des Cuincis A Douay, chez Jacques Boscart, Imprimeur Juré: L'An 1576.

4) Sogar in seinem lateinisch geschriebenen Buche sieht sich Potez genötigt, ob salacitatem autoris Lacunen zu lassen. Die Gedichte sind aber einer Edeldame, Marie d'Espinoy, gewidmet.

wurde. Die zweite Seite der Opuscules trug ja den ausdrücklichen Vermerk: „Ne contiennent errenrs aulcuns touchans à la religion catholique“!

Auf die Katholicität, auf unhedingte Zuverlässigkeit in Sachen des Bekenntnisses, kam es eben im spanischen Flandern vor allem nnd allein an, znmal in Douai. Als Schutzwehr gegen den weiter und weiter vordringenden Calvinismus war die Universität errichtet worden, „zur Bewahrung und Erhaltnng der wahren Religion und des katholischen Glaubens“, wie es im Königlichen Gründungshriefe heißt. Cardon nennt sie une Université de combat, une citadelle catholiqne [1]), und die verschiedenen Seminarien und Kollegien oder Gymnasien, die sich um die Universität gruppierten, können wohl als Anßenwerke der Festung bezeichnet werden.

Damals diente sie hauptsächlich als Operationshasis gegen England. Nach Douai flüchteten nicht nur vorzugsweise die von Elisaheth vertriehenen Priester, hier wurden auch die jungen Engländer zu Kämpfern gegen die schismatische Königin erzogen, die gefährlichen Expeditionen nach England und Irland vorbereitet. Dem englischen Priesterseminar zu Douai, dem ersten auf dem Festlande, das der spätere Kardinal William Allen 1568 gegründet [2]) und Philipp II. mit einem großen Jahreszuschnsse hedacht hatte, rühmt Buzelinns nach: Hinc plurimi Martyres prodiere [3]). Daß schon durch den Handel eine hequeme Verbindung zwischen Donai nnd England gegehen war, — hesonders der Fruchthandel wurde nach London schwunghaft hetriehen. und dort hestand ein eigener Markt, le Marché des draps de Douay [4]) — mag für die unter allerlei Verkleidungen nach England reisenden Sendlinge der streitenden Kirche besondere Vorteile geboten haben.

1) Cardon, G., La Fondation de l'Université de Douai, Paris 1892.
2) Das zweite gründete Allen zu Rom, das dritte der Hauptkämpfer gegen Elisabeth, Parsons S. J., zu St.-Omer. Nach Allens Tode verstand es Parsons, sich überall zum Herrn dieser Seminarien zu machen und sie den Jesuiten in die Hände zu bringen.
3) Buzelinus, S. 447 C.
4) Cardon, S. 46, A.

Von den drei Gymnasien der Stadt war das größte das vom spanischen Könige errichtete Gymnasium Reginm, die beiden andern, Acquicinctense und Martianense, hatten die Aebte der reichen Klöster Anchin und Marchienne [1]) gestiftet die auch bei Gründung der Universität zu „freiwilligen“ Beiträgen gezwungen worden waren. Das von Marchienne wird elegantia, laxitate, sacello et commodis laudabile genannt. Der Stifter, Arnoldus Ganthoisus — quem alias de la Cambe nominant [2]) — hatte sich und seinen Amtsnachfolgern nicht nur unbeschränktes Verfügungsrecht vorbehalten, sondern bestimmt, daß der Regens — qui suprema potestate secnndum Præsulem polleat — stets ans dem Kloster Marchienne (ex eadem familia), also Benediktiner, sein müsse. Erst nach der Zeit des Roulerius gewannen die Jesuiten, wie fast überall in Douai, auch da Zutritt, indem, occlusis grammatices ac studiorum humaniorum exedris, philosophicas quæstiones explicandi nıunus jeweilen vier Angehörigen der Gesellschaft Jesu übertragen wnrde.

Einen dieser später gesperrten Lehrstühle hat „Adrianus de Roulers S.“, wie er sich an der Spitze des Widmungsbriefes schreibt, offenbar inne gehabt. Im 7. Kapitel des ersten Buches, das die hervorragenden Söhne der Stadt Lille aufführt, meldet Buzelinus leider so gut wie nichts von ihm (S. 46 B): „Ad colendas etiam Musas multum laboris calorisque Adrianus Ronllerins Insulæ natns attulit, Ac non pœnitendum ex eo frnctum studio fecisse nonnulla, qnæ lucem videre, ostendnnt carmina, eaque in primis tragœdia, qnam gravissimo versu composuit, et Mariam Stnartiam, sumpto ab eius Reginæ Scotarum cæde, argumento, nuncnpavit.“ Nach Val. Andreas [3]), den Sweertius [4]) und Jöcher ausschreiben, war er Professor der Dichtkunst — Poeticen in Collegio Marchianensi Duaci tradidit — hier-

1) Buzelinus, S. 165 u. sonst. S. 334 die ältere Schreibweise Marchianense.

2) Buzelinus, S. 223, wo er dessen Lebensbeschreibung giebt.

3) V. Andreas, Bibliothece belgica 1623, S. 17.

4) Franc. Sweertius, Athenae belgicae, 1628, S. 101. — Paquot, Mémoires pour servir à l'histoire des 17 provinces des Pays-Bas, Louvain 1770, kennt ihn nicht.

auf Rektor des Seminars zu St. Peter in seiner Vaterstadt Lille und starb als Pfarrer bei St. Salvator daselbst. Duthilloeul nennt ihn „un religieux de Marchienne“, ohne seine Quelle anzugeben, möglicherweise nur, weil er am Gymnasium Marcianense lehrte. Sicherlich waren aber nicht alle Lehrer Benediktiner, sonst erschiene die Bestimmung, daß der Regens ein solcher sein müsse, überflüssig. Das S. (Sacerdos?) hinter dem Namen [1]), wie die späteren Anstellungen in Lille lassen vielleicht eher auf einen Weltgeistlichen schließen. Zum mindesten wäre es außergewöhnlich für einen Ordensmann, in einer mit Klöstern reichversehenen Stadt, wo sein Orden gar nicht ansässig und keinerlei Missionsthätigkeit von nöten ist, Schul- und Pfarrstellen zu übernehmen.

2.

Noch bleibt auf dem Titelblatte die Angabe: ludis Remigialibus zu erklären, woran sich dann einige Bemerkungen über Zweck, Art, Aufführung u. dgl. anreihen mögen.

Der Père Odon Pigenat, supérieur du collège de Clermont — später collège Louis-le-Grand — zu Paris schreibt den 11. Oktober 1579 an den Père Général: „Le cours des études s'ouvrit le jour de la fête de saint Rémy (1. Oktober) avec une solennité inouïe. Outre l'éloquent discours que le Père Castori prononca selon l'usage, il y eut un acte publique de théologie et de philosophie, que suivit la représentation d'un drame dont le sujet était Hérode . , .“ [2]). Wir dürfen uns die ludi Remigiales des Gymnasiums von Marchienne wohl auch im übrigen den Pariser Aufführungen der Jesuiten ähnlich denken. Ihr großer Einfluß auf diese Anstalt geht ja schon daraus hervor, daß man ihnen, wie erwähnt, nicht viel später, mehrere Lehrstühle eingeräumt hat.

---

1) Freilich ist das O. S. B. — in Frankreich m(oine) b(énédictin) — als Zusatz hinter dem Namen verhältnismäßig jung, das bloße S. also kein sicheres Mittel zur Entscheidung.

2) Ernest Boysse, Le Théâtre des Jésuites, Paris 1880, S. 17.

Der erziehliche Zweck war natürlich derselbe, den Le Mercure gallant (1688) für die Aufführungen des Collège Louis-le-Grand angiebt: die jungen Leute sollten sich la hardiesse et le bon air nécessaires pour parler en public erwerben oder, wie Roulerius mehr in Hinsicht auf sein Fach, sagt: accuratius formandæ vocis ſtudio würden der Jugend jährlich solche theatralische Aufgabeu gestellt. Außerdem aber hatten dergleichen Eröffnungsfeiern einen großen praktischen Vorteil: sie machten die Anstalt beliebt, zogen aller Augen auf sie, waren mit einem Worte eine vorzügliche Reklame.

Als Zuschauer geladen wurden die Eltern der Schüler, geistliche und weltliche große Herren, Clerus und Ordensleute[1]. Erschien in Paris der König oder ein Mitglied der königlichen Familie, so hatte man in Douai den Baron von Cuincy. Ob, wie dort, auch Damen anwesend waren, oder ob, wie sonst in den Niederlanden, zwei Aufführuugen stattfanden, eine für Männer, eine für Frauen, ist nicht zu ersehen. Spielte man aber vor einem größeren Kreise, dann mußte für die nicht Latein Verstehenden wohl ebenfalls ein Programm und Inhaltsaugabe in französischer Sprache ausgegeben werden.

Des großen Zudrangs wegen[2] errichteten die Väter des Collège Louis-le-Grand ihre Bühne im Hofe, der mit einem Zeltdach überspannt war, und ließen die geringeren Zuschauer auf amphitheatralischen Gerüsten, die vornehmeren an den Fenstern Platz nehmen. Sie scheuten keiue Kosten, ihre Gäste gut zu unterhalten, verwendeten gemalte Dekorationen und prunkvolle Gewänder und statteten besouders

1) An diesen war in Douai kein Mangel. Es gab: Trinitarier, Franciskaner und Recollecti Patres Franciscani natione Angli, Kapuziner, Carmelitae discalceati ab Hispania profecti, Dominikaner; dann weibliche Genossenschaften jeder Art: Sorores Griseae, Clarissae, Anuntiatae, Beginae u. s. w.

2) Nach einem Verse Lorets zu schließen (Boysse, S. 82) hätte es im Pariser Kolleg auch bezahlte Plätze gegeben. Er versichert, 15 sols für den seinen erlegt zu haben. Einige, allerdings den Jesuiten feindliche, Quellen bestätigen es. Dreux du Radier, Récréations historiques, 1767, behauptet, in der Provinz sei jederzeit Eintrittsgeld gefordert worden.

die allegorischen Zwischenaktsballette mit aller Pracht aus, weil diese in der Regel auf eine Verherrlichung des Königs hinausliefen. Während der Pausen wurden sogar Erfrischungen, ja ganze Mahlzeiten anfgewartet [1]).

In Douai und am Ausgange des 16. Jahrhunderts müssen wir uns das „arrangement" einfacher vorstellen — ohne Ballet nnd ohne Bewirtung, und wahrscheinlich nicht im Freien. Zwar spielte man auch daselbst nicht mehr am Tage des heiligen Remigius, aber doch nicht, wie in Paris, an heißen Augustnachmittagen [2]), sondern „ad id. Septembris" [3]). Von den Räumlichkeiten des Gymnasium Marcianense erwähnt Buzelinus nichts, indes zweifellos ist eine Aula declamationibus habendis [4]) vorhanden gewesen, die gleich so mancher heute noch erhaltenen, z. B. der schönen Jesuiten-Aula in Freiburg i. B., schon architektonisch für Vorstellungen angelegt sein mochte. Die Dekorationen und Kostüme hingegen, wenn nicht so kostbar wie die Pariser, werden kaum dürftig und unansehlich gewesen sein in einer Stadt, die bei ihren häufigen großartigen Festlichkeiten im 16. Jahrhundert die Schaulustigen durch theatralische Aufführungen von ausnehmender Pracht der mise-en-scène verwöhnte. Beim Einzug Karls V., 1516, wurden seinen Weg entlang anf elf verschiedenen Bühnen „Histoires" von etwa 1000 Personen vorgeführt „si accoustrés et parés que c'estoit un plaisir les voir", und der Aufwand, wie die Zahl der Feste, nahm nicht ab, sondern

1) Loret sagt, er habe den Vorzug gehabt,

De manger des pâtés fort bons,
Des poulets, langues & jambons,
Salades, fruits & confitures,
Avec de belles créatures.

Aber Loret war Kritiker und es scheint, sie haben ihn deswegen, wie er wiederholt rühmt, so gut versorgt. Außer ihm und seinesgleichen wurden wohl nur die Standespersonen in den Zimmern, nicht die ganze große Menge der Zuschauer, bewirtet.

2) Die großen Vorstellungen zur Preisverteilung begannen schon um 1 Uhr, die kleineren dauerten von $3^1/_2$ bis 6. Boysse, S. 85.

3) Roulerius in der Epistola an Blondel.

4) Die des gegenüber liegenden Gymnasium Acquicinctense bezeichnet er als vastissima.

zu. Von den Dekorationen, die bei dem großen Feste zu Ehren der Provinzialversammlung der Dominikaner 1621 am Gymnasium Marcianense aufgestellt und wohl auch von diesem geliefert oder doch angeordnet wurden, sind uns ausführliche Beschreibungen und Zeichnungen erhalten [1].

In einer ratio studiorum von 1583 heißt es über das Schnltheater: Tragœdiarum et comœdiarum, quas nonnisi latinas ac rarissismas esse opportet, argumentum sacrum sit et pium. Davon wnrde wenigstens die den Inhalt bestimmende Vorschrift lange überall festgehalten.

Den Stoff entnahmen die französischen Jesniten in der Regel dem alten Testament, der alten Geschichte nnd der Kirchengeschichte oder Heiligenlegende, nur selten einmal der nationalen Geschichte, und dann wurden Gestalten wie Clovis oder Charlemagne gewählt, die man als religiöse Helden behandeln konnte [2]. Außerhalb Frankreichs bemerken wir dieselbe Gepflogenheit. Entweder es ist ein „heiliger“ Stoff, oder es wird z. B. das Leben Kaiser Heinrichs und Knnigundens bearbeitet, die „im Ehelichen Stand Jungfräwlich gelebet“; Caroli V gloriosus de se ipso Triumphus; Conradi Ducis Sueviae interitus, christiana mansuetudine vindicatus; Matthias Corvinus sev virtus coronata; Rndolphi I Grafen von Habſpurg mit dem römischen Kayſerthum belohnter Gottesdienst u. ä. m. [3]. Die vor der Stuarta zn Donai gedruckten Stücke sind sämtlich von der „heiligen“ Gattung: Salomon, Comoedia sacra (1564) [4]; Matthaeus & Machabaeus sive constantia: tragoediae sacrae (1587 und in 2. A. 1595) [5]; Magdalis, Tragoedia sacra (1589) [6]. Brachte nun Roulerius die im ketzerischen Eng-

1) Société des Sciences, de l'Agriculture et des Arts de Lille V, 1: Dehaisnes, Fêtes & marches historiques en Belgique & dans le nord de la France, Lille 1895, c. IV & VI.

2) Boysse, S. 30.

3) Vgl. E. Weller, Die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiete der dramatischen Kunst. Serapeum, Bd. 25—27.

4) Verfasser: Bernard Éverard von Armentières, (Duthillœul, S. 8).

5) Auctore Andrea Hoio Brugensi (Duthillœul SS. 26 u. 49).

6) Verf. Guillaume Gazet von Arras (1554—1612), Pfarrer bei St. Maria-Magdalena (Duthillœul S. 28).

land hingerichtete Witwe des französischen Dauphins auf die Bühne, so war das auch gewissermaßen eine nationale Heldin, die um ihres standhaft behaupteten Glaubens willen verherrlicht werden nnd vorbildlich wirken sollte. Zugleich aber wurde durch diesen Gegenstand der Zeitgeschichte die Schulbühne zur kirchlich-politischen Rednertribüne, von der herab dies tragicum Martyrii argumentum als ein mächtiger Kriegsruf erscholl gegen die verhaßte Widersacherin der katholischen Lehre und des spanischen Königs. Ja, Roulerius hätte wohl von seinem Werke sagen können, was der unglückliche Thomas Campanella vor den Richtern von seiner (verloren gegangenen) Stuart-Tragödie [1]) geltend machte: daß er sie „per Spagna contro Inghilterra" verfaßt habe [2]).

Möglicherweise ist aber Roulerius nicht der erste in den spanischen Niederlanden gewesen, der eine Gestalt der jüngsten Vergangenheit dramatisch und polemisch zu verwerten gewagt hat. Unter den Werken des mit ihm befreundeten Dichters und Historikers Panagius Salius von St. Omer († 1595) führt Sweertius eine Tragödie „Nassovius" an. Sollte dies nicht Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, gewesen sein, den guten Katholiken abschreckend geschildert im Tone der Grabschrift, die ihm ein seltenes anonymes Büchlein von 1584 [3]) zuteilt:

Cy gyt qui sé plaisoit au fer, au sac, au feu,
Effronté contempteur des hommes et de Dieu:
Herétique, tyran, sacrilége, parjure,
Peste de l'univers, le monstre de nature,
Ardant tison d'enfer, du grant Dieu le courroux.
Digne d'estre jecté aux corbeaux et aux loups — ?

Doch sei dem, wie immer, die Verse mögen nns wenigstens die vielseitige Verwendbarkeit damaliger Polemik vergegen-

1) „Mox in Calabriam reversus, iu patria mea Stylo composui tragoediam Mariae Scotiorum Reinae secundum poeticam nostram non sperueudam." Dies wäre die zweitälteste, geschrieben 1598.

2) Vgl. Amabile, L. Fra Tommaso Campanella. La sua Congiura, i suoi Processi e la sua Pazzia. Bd. II (Napoli 1882) S. 84.

3) Le Glorieux et Triomphant Martyre de B. Girard etc. Ensemble le tombeau de Guillaume de Nassau, jadis prince d'Orenge, terminé audict lieu, le X dudit mois de juillet audict an (Duthillœul S. 22).

wärtigen: Roulerius schleudert gegen Elisabeth fast wörtlich genau dieselben Beschuldigungen und Ehrentitel.

Eine andere Bestimmung jener ratio studiorum: „nec persona ulla muliebris vel habitus introducatur“ war von vorne herein nicht als streng verbindlich anzusehen, wollte man sich in der Stoffwahl nicht aufs äußerste beschränken und den Aufführungen jeden Reiz der Mannigfaltigkeit in Charakteren und Kostümen rauben. Es wurden denn auch überall und schon früh verheiratete Frauen, Mütter, Stiefmütter, christliche Jungfrauen, je nach den Erfordernissen der Fabel, auf die Bühne gebracht. Daß die jungen Leute die solche Rollen übernahmen, sich befleißigten, ihnen in Tracht, Sprache und Gebärde möglichst gerecht zu werden, führte freilich dann bisweilen zu Uebertreibungen, ja zu bedenklichen Ausschreitungen. So wird berichtet[1]), daß bei einer Pariser Vorstellung (1653) die heilige Suzanne

Avoit des moûches sur son teint,
De formes rondes et longuettes,
Ainsi qu'on en void aux coquettes,
Que mesme à l'heure du trépas
La dite sainte n'ôta pas . . .

und von einem jungen Hubert de Servien rühmt der Chroniqueur[1]), daß er (1656) als Prinzessin Cyané

Charma des cœurs en quantité;
On la trouva jolie et belle
Et l'on fit cent éloges d'elle.

Um jene Zeit geriet eben sogar bei den Verfassern dieser Dramen die Mahnung in Vergessenheit: argumentum sacrum sit et pium. Eine Schultragödie des Père La Rue von 1679, der Cyrus, gedruckt in seinen Werken, enthält eine richtige Liebesscene im Stile Racines. Boysse verweist ausdrücklich auf dessen Iphigénie[2]). Dem modischen Einfluß des hauptstädtischen Theaters konnten oder wollten sich die stets mit der Zeit gehenden Väter nicht entziehen.

In einer Provinzstadt und fast hundert Jahre früher traten des Roulerius Stuarta und ihre Jungfrauen gewiß

1) Angeführt von Boysse (S. 62 und 126) nach Edmond, Histoire du Collège Louis-le-Grand, Paris 1845. Der Versifex ist Loret.
2) Boysse, S. 172.

mit der dem Stoff angemessenen Würde und Züchtigkeit auf. Diese Puellae, die den Chor bilden, sind auch so unheimlich gelehrt, daß äußere Reize — ainsi qu'on en void aux coquettes — zu ihren Deklamationen in einem grotesken Gegensatz gestanden hätten. Ihrer zu gründlichen Bildung wegen fühlt sich der Dichter selbst zu der Entschuldigung veranlaßt: Maria Stuart habe sie während der neunzehnjährigen Gefangenschaft allerlei gelehrt. Proinde desine mirari, candide Lector, quod eas finxi scientiores.

3.

Dem Dedikationsschreiben sind zehn Lobgedichte auf die Tragödie und ihren Verfasser vorgedruckt. Das erste und längste von dem erwähnten Panagius Salius, das zweite von Simon Caulerius (Caulier) von Flinen bei Douai, der „viele Jahre am Gymnasium von Marchienne Rhetorik lehrte"[1]). Unter den übrigen Namen fällt „Gregorius Doultreman Vallen." auf, dessen Träger zur Familie des berühmten Geschichtschreibers François Henri D'Oultreman von Valenciennes gehört haben dürfte.

Die meisten Schultragödien sind natürlich nicht veröffentlicht worden und auch unser Dichter beteuert — seinen Lobrednern, die ihn der Unsterblichkeit versichern, zum Trotz — daß er seine Stuarta „nullam in ſpem perpetuæ lucis" darbiete. Die Begründung ist mitteilenswert: Nam et characteris dignitas cum argumenti majeſtate nondum coniuncta eſt, et à veterum, qui ſeueritatem tragœdiæ ornarunt, conſuetudine inuitus, et historiæ ſervantior nonnihil receſſi, quum ex probatorum ætatis nostræ hystoricorum iudicio, librisque perſcriptis excerptum thema componens in hoc vires intendi, vt artis leges, et præcepta non negligam, dum nimium ſtudeo veritati . . ."

1) Seine Rhetoricorum libri V erschienen ein Jahr nach der Stuarta in derselben Offizin zu Douai. Duthillœul (S. 48) hat das Werk nicht mehr vorgefunden. Val. Andreas (S. 717) fügt hinzu: Vivebat an MDCXV Parisiis nunc in Abbatia Landensi juxta Insulos; Sweertius weiß noch von einem andern Werke: Annales Ecclesiastici qui hactenus lucem non viderunt.

Aber nur der Dichter bekennt das in entschuldigendem Tone, der Polemiker ist eifrig darauf bedacht, die Wahrheit seiner Darstellung über jeden Zweifel zu erheben durch eine längere geschichtliche Einleitung mit Angabe seiner Quellen, betitelt: Argvmentvm Ex Leslæo Episc. Ros. Natali Comite Gilb. Geneb. alijſque paſsim Autoribus. Es hätten ihm also hauptsächlich vorgelegen: 1) die schottische Geschichte des Bischofs John Lesly von Ross: De Origine Moribus & rebus geſtis Scotorum u. s. w. Roma 1578, und etwa noch ein und die andere der Schriften dieses persönlichen Freundes und eifrigen Fürsprechs der Maria Stuart[1]; 2) des Natalis Comes Universae Historiae Sui Temporis libri XXX, Venedig 1581; 3) Gilberti Genebrardi . . . Chronographiae libri IV . . . , Köln 1584.

Schon die erste Seite des „Argumentum“ zeigt aber klärlich, und fast jede des Dramas bestätigt es, daß Roulerius seine genaue Kenntnis des öffentlichen und privaten Lebens der Maria Stuart und so manches anekdotischen Zuges andern Gewährsleuten verdanken müsse. Leslys Geschichte — ganz abzusehen davon, daß sie nicht bis zu den letzten, für den Dramatiker ergiebigsten Jahren der Gefangenschaft reicht — legt mehr Gewicht auf die politischen und religiösen Ereignisse, und die beiden Welthistoriker hatten ihm noch weniger, hatten ihm nichts als ein paar nackte Thatsachen zu überliefern. Er selbst nennt denn auch, am Ende des „Argumentum“, eine weitere inhaltreichere, von ihm viel benutzte Vorlage mit den Worten: „Actu quinto perficitur mandatum parricidium, modo, & ordine, quem ſcriptum datum Londini 27. Martij 1587 complectitur.“

1) De Titvlo Et Jvre Serenissimæ Principis Mariæ Scotorum Reginæ, quo Regni Angliæ ſucceſsionem ſibi juſtè vendicat u. s. w. Acceſsit ad Anglos et Scotos . . . Paraenesis, Rhemis 1580, und im gleichen Jahre ebenda gedruckt: De Illvstrivm Foeminarvm in Repvb. Administranda, Ac Ferendis legibus authoritate, Libellvs u. s. w., eine Verteidigungsschrift, an Katharina von Medici gerichtet, damit sie die Sache der Maria bei ihren Söhnen „betreibe, schütze und fördere“. Beide Schriften weisen dieselbe Titelblattumrahmung auf und sind zusammengebunden — wenigstens in dem Exemplar der Münchener Staats-Bibliothek, das außen auf dem Schweinsledereinband die schön geschriebene Widmung trägt: Sereniſsimo Vtriuſque Bauariæ Duci Dño Gulielmo Dño suo Clementiſsimo.

Ursprünglich englisch abgefasst, war dieser Bericht über Marias Tod auf dem Schaffott noch im Jahre 1587 ins Lateinische übersetzt und, versehen mit entsprechenden katholischen Anmerknngen, auf dem Festlande verbreitet worden, um die „heiligste und unschuldigste" Königin zu entlasten und die allgemeine Entrüstung zu steigern. Mir stehen zwei der, wie es scheint, zahlreichen Ausgaben zu Gebote: eine Kölner ohne Verfassersnamen von 1587[1]) und eine vermehrte Ingolstädter des Romoaldus Scotus von 1588[2]). Die 22 „animadversiones" stimmen — bis auf ein unwesentliches Wort — überein; den poetischen Beigaben am Schlusse: Mariæ Scotorum Reginæ Epitaphivm u. ä. sind in der zweitgenannten Ausgabe etliche hinzugefügt, in denen nicht nur Maria, sondern auch der jämmerliche Darnley als von den Ketzern getöteter Heiliger und Märtyrer gefeiert wird. Hingegen fehlt hier Brevis Chronologia Vitæ Et Gloriofi Per Martyrium Exitus Mariæ Stuartæ u. s. w.

In fließendem Latein sehr lebendig und eindringlich geschrieben, bringen die „animadversiones" mit advokatischer Findigkeit alles vor, was an dem Verfahren der Engländer gegen die Königin von Schottland mit Recht ausgesetzt werden konnte, und betonen kräftig, daß jene eben Calvinisten seien d. h. nicht besser als Scythen oder

1) Mariae Stvartae Scotorum Reginæ, Principis Catholicæ Nvper Ab Elizabetha Regina, Et Ordinibvs Angliæ, post novendecim annorum captiuitatem in arce Fodringhaye interfectæ Svpplicivm & Mors pro fide Catholica conſtantiſsima. In Anglia Vernacvla Lingua primùm conſcripta: ideoque multis aſperſa ex hoſtiū eius Reginæ ſententia, quæ nec ipſa vnquam confeſſa eſt, nec hactenus debite probita sunt. Nunc in gratiam Catholicorum fideliter, nullis planè omiſſis tranſlata & edita: vt ſanctiſſimæ Principis martyrii feruor, animique inuicta conſtantia, ipſorum aduerſariorum teſtimonio comprobata, toti mundo eluceſcat. Additis Svccinctis Quibvsdam animaduerſionibus & notis: breuique totius Reginæ eiuſdem vitæ Chronologia, ex optimis quibuſque auctoribus collecta. Coloniæ, Apud Godefridum Kempenſem Anno M.D.LXXXVII. (Eigentum der k. Bibliothek zu Bamberg.)

2) Svmmarivm Rationvm, Quibvs Cancellarivs Angliæ Et Prolocvtor Pvckeringivs Elizabethæ . . . perſuaſerunt occidendam eſſe . . . Mariam Stvartam . . . Vna Cvm Responsionbvs Reginæ Angliæ Et Sententia mortis . . . His Additvm Est Svpplicivm Et Mors Reginæ Scotiæ u. s. w. Opera Romoaldi Scoti. Ingolstadii, Ex officina Wolffgangi Ederi. Anno M.D.LXXXVIII.

Geten und überdies in der Kunst, falsche Zengnisse zu beschaffen, so geübt, „vt eorum nundinationes iam lippis et tonsoribus innotnerint". Dann heißt es wieder von einer englischen Beschuldigung Marias: „Noua calumnia ex eodem, quo præcedētes, veniens myropolio", oder der eifrige Verteidiger ruft aus: „Hic afinum prodũt aures!" Das Büchlein weist nicht nur gleich anfangs höchst nnvorsichtig auf belgische nnd holländische Verhältnisse hin, sondern führt anch recht naiv zur Belastung der Engländer an, daß die beiden Grafen Egmont und Horn bei ihrer Hinrichtung nicht wie Maria Stuart vom Henker mit Händen berührt worden seien.

Ich möchte als sicher annehmen, daß Ronlerius die Kölner Ansgabe — oder eine gleichen Inhalts — benützt, als wahrscheinlich, daß er die in der Ingolstädter mitgeteilten Dokumente nebst den „refutationes" vor Augen gehabt hat. Denn die Brevis Chronologia bernft sich stets auf die drei Geschichtschreiber Leslaeus, Natalis Comes nnd Genebrardus, und an den Wortlaut der „refutationes" klingt eine Stelle des dritten Aktes in kaum znfälliger Weise an. Den Bnchanan, auf den die Chronologia ebenfalls gelegentlich verweist, nm selbst „infenfiffimum Reginæ Scotornm hoftem" für sie zengen zn lassen, hat er wohl der Einfachheit halber nnd nm sich die Begründung zu ersparen, nicht mit erwähnt.

Indes auch damit ist ein sehr großer Teil des im Drama verarbeiteten Stoffes noch nicht belegt, und wir müssen den andern Autoren, die Roulerius „paffim" benützt haben will, weiter nachforschen. Man denkt zunächst an Thomas Stapleton aus Henfield (Sussex) — Doctor der Universität Douai und bis 1584 Lehrer am englischen Kolleginm, dann nach kurzer Abwesenheit wieder in der Stadt bis 1590 — den Roulerius persönlich gekannt haben wird und dessen Verteidigungs- oder vielmehr Anklageschrift in Sachen Philipps II. gegen Elisabeth, 1592 erschienen [1]), sich dem Tragödienschreiber als neueste

1) Apologia pro rege catholico Philippo II Hispaniæ rege contra varias & falsas accusationes Elisabethæ Angliæ reginæ u. s. w. authore Didymo Veridico Henfildano, Constanz 1592.

Veröffentlichnng empfohlen hätte. Oder man läßt sich durch eine beiläufige Bemerkung des Romoaldus Scotus[1]) an das öfter nachgedruckte nnd übersetzte Buch erinnern, auf dem jede zeitgenössische Schrift über die englische Kirchenumwälzung und die ganze Polemik jener Tage fußt, nemlich Nicolai Sanderi, De Origine Ac Progressv Schifmatis Anglicani, Libri Tres u. s. w. 1576. Dieser Nikolans Sanders (oder Sander), einer der kühnsten und verschlagensten Angreifer der Elisabeth, der sie um jeden Preis entthronen wollte und bei solchen Versuchen endlich in Irland das Leben verlor (1581), ist, wenn nicht der Erfinder, so doch der ansmalende Nacherzähler und Verbreiter der ungeheuerlichen Behauptung, Anna Boleyn sei eine Tochter Heinrichs VIII. gewesen. Er kann sich nicht genug thun in der Schilderung der verworfenen Allerweltsdirne und des entsetzlichen Incests, aus dem die Ketzerin Elisabeth, Tochter und Enkelin ihres Vaters, hervorgegangen sei. Da nun die vorher erwähnten geschichtlichen Werke und Pamphlete — anch Scotus — von einem solchen Gerüchte nichts melden, Roulerius es aber als Thatsache vorträgt und seinen Zuhörern einprägt, läge ja der Schluß nahe, daß er es, gleich so vielen, von Sanders, dem Blutzeugen, vertrauensvoll übernommen habe. Doch Sanders war schon in den achtziger Jahren, wie wir sehen werden, bis ins Einzelne von andern Polemikern ausgeschrieben, brauchte ihm also nicht unmittelbar gedient zn haben. Und was Stapleton anlangt, so können der dritte und vierte Akt der Tragödie nicht aus seinen Büchern, sie könnten höchstens aus persönlichen Mitteilungen des mit den englischen Dingen sicherlich gut vertrauten Mannes gewonnen sein.

Allein solcher Vermutungen und Schlüsse bedarf es glücklicherweise nicht: den Weg zu der Quelle, aus der er unzweifelhaft sein Wissen geschöpft hat, zeigt uns Roulerius selbst im dritten Akte. Das Gespräch zwischen Maria Stuart und Lord Buckhurst und was darauf folgt offenbart sich als eine getreue Nachbildung ihres eigenen

1) S. 4: „ex libris doctifsimis Sanderi . .“

Berichtes über die Vorgänge in Fotheringay, d. h. ihres Briefes vom 24. November (= 4. Dezember) 1586 an den Erzbischof von Glasgow. Diesen Brief versieht Labanoff in seiner Sammlung mit dem Vermerk: Imprimée. A. Blackwood, Martyre de la Royne d Escosse, 1587, — und Blackwoods Buch ist denn thatsächlich vor allen, ja, abgesehen von dem Londoner Berichte, vielleicht ausschließlich, die Quelle der Stuarta. Wohl nur aus Gelehrteneitelkeit hat Roulerius das französisch geschriebene, anonyme Buch verheimlicht, statt dessen drei gewichtige Foliobände an die Spitze seines Werkes gestellt nnd das scriptum datum Londini 27. Martij gerade noch erwähnt, weil es wenigstens schon ins Lateinische übertragen war.

Adam Blackwood, 1539 zu Dunfermeline in Schottland geboren, war von seinem Oheim, dem Bischof von Orkney, erzogen und um seiner hervorstechenden Begabung willen auf die Pariser Universität geschickt worden. Dort er möglichte es nach dem Ableben des Bischofs Maria Stuart, Gemahlin des Danphins, dem strebsamen Philosophen, Philologen, Mathematiker und Juristen, seine Studien zn vollenden, wofür er ihr sein erstes größeres Werk[1]) zuschrieb — eine Ermahnung an die Fürsten zur Ausrottung jeglicher Ketzerei. Vom Erzbischof James Beaton von Glasgow daraufhin warm empfohlen, erhielt er von Maria eine Stelle als Rat oder Richter im Parlament von Poictiers, einer jener urbes dotales, wie sie Roulerius öfter nennt, die ihr Heinrich III. statt eines Leibgedinges in Geld zugewiesen hatte. Nun setzte sich's Blackwood zur Aufgabe, George Buchanan zu bekämpfen und veröffentlichte 1581 seine „Apologia pro Regibus, adversus Georgii Buchanani Dialognm de Jure Regni apud Scotos (Pictavis &, 1588, Parisiis)". Wiederholt besuchte er Maria Stuart während ihrer Gefangenschaft, stets bedacht, ihr auf jede Weise Dienste zu erweisen. Ihr Andenken zu heiligen und ihr, wenn möglich, den Rächer zu erwecken,

1) De Vinculo; seu Conjunctione Religionis et Imperii libri duo quibus conjurationum traducuntur insidiae fuco religionis adumbratae Paris 1575.

ist der ausgesprochene Zweck seines leidenschaftlichen nnd mit einer Bitterkeit ohne gleichen geschriebenen Buches.

Der vollständige Titel der mir vorliegenden 2. Ansgabe[1]) lautet: „Martyre De La Royne D'Escosse, Dovairiere De France. Contenāt le vray difcours des trahisons à elle faictes à la fufcitation d'Elizabet Angloise, par lequel les menfonges, calomnies & faulfes accufations dreffees contre cefte tref-vertueufe, tref-Catholiqne & tref-illustre Princeffe hont efclarcies & fon innocence auerée. Auec fon oraifon funebre prononcée en l'Eglife noftre dame de Paris. Pretiofa in confpectu Domini mors fanctorum eius. A Edimbourg. Chez Jean Nafeild[2]). 1588.“ (8°.)

In der Vorrede „Av Lectevr“ erzählt der Verfasser, er habe in den Straßen Londons ausrufen hören und verkaufen sehen „des liures pleins de fcādalle & vilenie contre la majesté de noz Roys . . . Et ce pendant cefte nation de gens eft fi fuperbe & outrecuidée, qu'en denigrant par fes libelles, ontrageant par ses faicts, & meprifant tous les bons Princes de la Chreftienté, ils venlent que leur baftarde foit refpectée . . .“ Drum will er sich nun auch kein Blatt vor den Mund nehmen und der Elisabeth die ihr gebührenden Titel geben. Besonders aber will er mit seinem Buche gewissen Schriften entgegenarbeiten: „libelles femez par la France par l'artifice de l'Angloife“. Man sieht die ausgedehnte politische Verwertung und Bedeutung der Presse schon damals!

Auf diese Einführung folgt in lateinischer Sprache: Monvmentvm Mariæ Scotorvm Reginæ, ein Vorwort an den gelehrten Leser, der viator angeredet und zur Frömmigkeit ermahnt wird im Hinblick auf die allerstandhafteste

1) Eigentum der K. Bibliothek zu Berlin. Nach dem Dict. of Nat. Biogr. sind die 2. und die 3. Ausgabe von 1599 Antwerpener Nachdrucke. S. Jebb, De Vita & Rebus Gestis Ser. Princ. Mariae Scot. Reginae, Lond. 1725, hat den „vom Verf. verbesserten und erweiterten Text“ der S. W. des „Blacvodaeus“ (1644) in seinen 2. Band aufgenommen.

2) Blackwood schreibt à Edimbourg für à Paris, wie, nach seiner Angabe (S. 252), die Hugenotten ihre französische Uebersetzung des Buchanan „à Edimbourg, c'eft à dire à la Rochelle“ hatten erscheinen lassen, und wählt, wie sie, für den Drucker „un nom apofté & faict à plaifir“. (Nafeild = Nafield.)

Königin, die untergegangen sei „præcipuè Elizabetæ perfidia atque immanitate plus quam Britannica". Vor allen aber richtet sich das zweite Vorwort und das dritte, Monvmentvm Regale überschriebene, an die gekrönten Häupter. Wie jene Brevis Chronologia einmal ausruft: O arrogantiam & impudentiam à nullo principe Chriſtiano ferendam, ſed ferro & flamma excidendam! so klagt hier noch viel drastischer Blackwood: Heu, crudele & ſtupendum tumuli genus, in quo cum mortua viui includuntur: Siquidem cum vna Scotorum Regina omnes Europæ Reges . . . tanquam plebeij facti . . . morte ciuili mulctãtur.

Zwischen die beiden Monvmenta ist eine sehr kurze Vitæ Svmma eingeschaltet, deren Zweck nicht einleuchtet. Dem eigentlichen Texte gehen dann noch drei französische Gedichte[1]) voraus, die an Kraft des Ausdrucks nur durch zwei das Buch abschließende lateinische überboten werden. Von den „Tugenden der englischen Jezabel", in einem Sonett aufgezählt, hat Roulerius keine vergessen:

Maſſacrer ſes ſubiects qui ſont profeſſion
Du nom de Jeſus-Chriſt . . .
Leur arracher du ventre & le cœur & le foye, . . .
Se faire nommer chef de la religion, . . .
Deteſter hautement le ſacré mariage
Pour ſe brusler au feu d'vne impudique rage . . .
Cracher contre le Ciel, ſe bander contre Dieu,
Sont les rares vertus de Jeſabel Angloiſe.

John Knox hatte Maria Stuart eine Jezabel genannt[2]), das wird der Königin Elisabeth von den katholischen Schriftstellern mit Zins und Zinseszins heimgezahlt. Blackwood nennt sie außerdem immer wieder „baſtarde" oder „mechãte diableſſe", „ceſte vieille relique de Robert Dudely, & de pluſieurs autres", „vieille putain", „Agarenne" (Tochter der Hagar!), „tigresse", „miſerable dogue" und besonders

1) Von Jebb nicht mitgeteilt und also wohl schon in der Gesamtausgabe weggelassen. Oder in den Antwerpener Nachdrucken hinzugefügt?

2) Brevis Chronologia (D): Eo etiam Knoxij Miniſtri Caluiniani audacia proceſsit, vt publice pro concione Nobilitatem perſtrinxerit, quod Jezabelem (hoc nomine impudens illud os Reginam appellabat) è medio non ſuſtuliſſent . . .

gerne „loue", wie er auch in dem dritten Gedichte: Comparaison de Londres à Rome als einen der Vergleichungspunkte hervorhebt:

Bref vne louue morte en l'vne eſt admiree,
Une louue vivante en l'autre eſt adoree.

Nach solchen Proben ist die Versicherung nicht recht glaubhaft, mit der er die weitschweifige Geschichte des Incests beginnt: daß er sie nicht erzähle, um Elisabeth „zu beleidigen und mit Worten zu schmähen, sondern um hinzudeuten auf die Quelle und den Ursprung alles Unheils, das in den letzten vierzig, fünfzig Jahren über Europa gekommen". Er fügt ja auch selbst hinzu: Et pour le faire entendre à ceux qui n'ont jamais paſſé la mer pour l'ēquerir de telles choſes. Also den gemeinsten Londoner Klatsch zu verbreiten, war die eigentliche Absicht, und er wiederholt ihn nicht einmal aus eigener Erinnerung, sondern folgt so ziemlich Satz für Satz dem Meisterverleumder Sanders, dem er überdies die Entstehung des englischen Schismas nachschildert. Erst weiterhin wird sein stets langgedehnter, bald journalistisch frecher, bald im Predigtton gehaltener Bericht selbständig und für den Dramatiker wertvoll durch die Fülle intimer Kenntnisse und die unverkürzte (erste) Mitteilung von sechs Briefen Maria Stuarts — außer dem erwähnten umfang- und inhaltreichen an den Erzbischof von Glasgow vom 24. November 1586[1]), den wir als Grundlage der besten Scenen unseres Dramas noch eingehend betrachten werden.

Nicht zufrieden damit, alle Schimpfwörter auf Elisabeth gehäuft, alle passenden und nicht passenden Menschen- und Tierfabeln aus alter und neuer Zeit zusammengesucht zu haben, um sie als das unnatürlichste Geschöpf zu brandmarken, schleudert er ihr zuletzt noch in einem doppelten Epitaphivm Elisabethæ Titheræ, Anglæ Beschuldigungen

1) Labanoff, VI, 465 ff. Von den übrigen sind fünf an Elisabeth: 25. April, 1569 (Lab. II, 329); 26. April, 1569 (Lab. II, 334); 15. Mai, 1569 (Lab. II, 346); 28. November, 1582 (Lab. V, 319); 19. Dezember. 1586 (Lab. VI, 483); einer an Préau, 7. Februar, 1587 (Lab. VI, 483). Der Wortlaut stimmt so ziemlich mit Labanoffs Text überein; ausgelassen ist nur Unwesentliches.

zu, die sich, so gesteigert und mit solcher cynischen Deutlichkeit, kaum anders als lateinisch hätten aussprechen lassen.

1.

Quam natæ ſtupro ſuſcepit auunculus, & quam
   Inceſtu triplici pro genitrice ſoror
Nominis ancipitem cæli produxit in auras,
   Picquerino prolem quæ ſine matre tulit,
Multis foſſa viris, Veneris laſciua ſacerdos,
   At nexu caſti libera coniugij,
Ne male, cùm vellet, tribados foret æmula Sapphus,
— — —
Hic iacet Elisabet, ſi bene fecit, habet.

2.

Cui mater pellex auiæ, pellexque ſororis,
   Et fratris ſcortum perniciale ſui,
Vulgi proſtibulum, vitiati lerua pudoris
   Carnificis meritò iuſſa perire manu,
Quæ germana ſoror matris (quis talia credat?)
   Neptis & inceſti prodigioſa patris
— — —
Flagitiis animo, defunctáque corpore ſtupris
   Hic iacet Elisabet, quod male fecit, habet.

Ich führe die Verse an, weil sich nun, was Roulerius von all den schmutzigen Fabeleien in seinem Werke verwendet, nicht als ungewöhnlich stark, sondern eher im Gegensatz zur Vorlage und ähnlichen Schriften der Zeit als verhältnismäßig bescheiden ausnehmen wird, — wenn es auch, pädagogisch angesehen, immer merkwürdig genug bleibt, daß man ohne Bedenken die jungen Leute angeleitet hat, solche Dinge auswendig zu lernen und einem größeren Zuschauerkreise vorzutragen.

4.

Muster und Vorbild ist dem Roulerius — das bedarf kaum der Erwähnung — Seneca gewesen: ein Vorbild, das er nicht nur mit Eifer bis ins Einzelne nachzeichnet, sondern, wo es die Fabel erlaubt, einfach durchpaust.

Den Thyestes und Agamemnon Senecas eröffnen die der Unterwelt entstiegenen Schatten des Tantalus, des

Thyestes mit klagendem Bekenntnis ihrer Schuld und Strafe. Da fand es der Professor der Poesie für sein polemisches Vorhaben wie für die dichterische Ausführung sehr zweckmäßig, den Geist des verworfenen Schismatikers Heinrich VIII.[1]) aus der Hölle zu citieren und ihn den Monolog des Thyest, untermischt mit einzelnen Zeilen und Ausdrücken des Tantalus, noch einmal halten zu lassen. Gleich die ersten Zeilen sind aus beiden Gespenstermonologen zusammengestückelt.

Quis ex profundo manium cogit ſpecu
Adire ſuperos? meque tranſcribit malo
Ingentiori?

hebt Henricus VIII an. Tantalus beginnt: Quis me inferorum sede ab infausta extrahit; Thyestes stellt sich vor als profundo Tartari emissus specu[2]), und wiederum Tantalus fragt: In quod malum transcribor[3]). Die folgenden Verse (3—13) schließen sich in Gedanke und Wort möglichst genau an die Rede des Thyest an, weil von der des Tantalus zunächst nichts mehr zu brauchen war.

Henricus VIII.
3) . . . Iamne decretum est vtras
4) Timere genitor debeam partes magis,
5) Vtraeúe peiùs oderint noſtrum caput?

Thyestes.
incertus utras oderim sedes magis[4])

Henricus VIII.
6) Illic Bolena eſt: iſta Titheraeae loca,
7) Quae video, neptis & ſimul natae lares,

Thyestes.
video paternos immo fraternos lares[5]).

Henricus VIII.
8) Auguſta patrum tecta Londinæ domus,

Thyestes.
Hoc est vetustum pelopiae limen domus[6]).

Henricus VIII.
9) Unde auguratò regna mos maioribus
10) Fuit auspicari.

1) nicht „l' Ombre d'Henri VII", wie es bei Duthillœul (S. 48) heißt.
2) Agam. 2. 3) Thy. 13. 4) Agam. 3. 5) Agam. 6. 6) Agam. 7.

Thyestes.
hinc auspicari regium capiti decus
mos est Pelasgis [1]).

Henricus VIII.
10) Curiæ hic ſurgit locus

Thyestes.
locus hic habendae curiae [2]).

Henricus VIII.
11) Illic meum tribunal, hic miſcens auo,
12) Viroque patrem, et filiam nepti, thorus.

Thyestes.
avo parentem pro nefas patri virum
gnatis nepotes miscui nocti diem [3]).

Henricus VIII.
13) Liceat reuerti.

Thyestes.
Libet reverti [4]).

Heinrich zählt nun die Unthaten andrer großer Verbrecher auf und mißt seine Schuld an der des Herodes, des unkeuschen Ammon [5]), mit der Frage:

19) Sed ille noſtri portio inceſti quota · est?

wie Thyestes sich dem Tantalus vergleicht:

Sed ille nostrae pars quota est culpae senex [6])?

Neben biblischen Personen werden antike, neben Lot, der sich an den eignen Töchtern versündigte, wird Oedipus angeführt, der „seiner Kinder Bruder, seiner Brüder Vater“ war und zuletzt muß Heinrich gestehen: Wenn der Totenrichter — vmbrarum arbiter [7]) — alle im Phosphorpfuhl ewig Gepeinigten zwänge, ihre Verbrechen zu bekennen, so würde er als der Verdammungswürdigste dastehn,

27) . . . . qui veris pater
Adulterinam partubus natam grauans, —
Nefandus, inceſtificus, execrabilis!

Und doch, in ihm ist der Gipfel menschlicher Verruchtheit noch nicht erreicht — nec ipſa fruſtrà verſa natura est retrò [8]): Elisabeth, die Tochter ihrer Schwester, überbietet ihn, ob sie nun in Wollüsten erglüht, oder, dem Vater folgend, als

1) Agam. 8. 2) Agam. 11. 3) Agam. 35. 4) Agam 12. 5) Wohl Amon, der Sohn des Manasse 2 Kön. 21, 19—26; 2 Chron. 33, 21—25. 6) Agam 22. 7) Thy. 14 . . . umbrarum arbiter. 8) Agam. 34 versa natura est retro.

Hanpt der englischen Kirche gegen „die Guten“, d. h. die Katholiken, wütet.

> 44) Sic ergò nata, ſic ſuum vincat genus,
> Meque innocentem faciat, & inauſa audeat [1]).

Schaudernd vor dem, was sie schon vollbracht hat, und mehr noch vor dem, was sie demnächst, ein königliches Haupt nicht schonend, vollbringen wird, kehrt der Geist zurück „in die finstren Behansungen des Dis“, wo nicht so viele Frevel zu schauen sind, wie hier oben.

Bedenkt man, daß die Zuhörer jener Tage in ihren Gefühlen gewiß durch keinerlei Zweifel an der Wahrheit des Vorgetragenen gestört wurden, so dürfte der Versuch, von vorne herein für die Heldin einzunehmen und die Gegenspielerin in steter Steigerung schwärzer als schwarz zu malen, nicht als mißlnngen bezeichnet werden. Und auch wo Roulerins mit andern als polemischen Mitteln zu wirken, wo er zu charakterisieren oder Gemütsbewegungen anzudeuten strebt, hat er nur selten einen nngeschickten kindlichen Einfall. So, wenn beim Anblick des Pallastes und der „Spnren seines Schismas und Incestes“ Heinrich VIII., von äußerstem Entsetzen „verwirrt“, wie ein erschreckter Gymnasiast seine Kenntnisse durcheinanderbringt nnd die vier zum Vergleiche angeführten geschichtlichen Namen in falscher Reihenfolge hersagt. Damit aber der feine Zug dem Leser nicht entgehe und die Fehler nicht etwa gar dem Antor zugeschoben würden, stellt die Vorrede alles richtig: Vortiger enim Conſtantium, Dõaldus Duffum; non Duffum Vortiger, Conſtantium Donualdus trucidauit.

In der ersten Dialogscene berät Elisabeth nächtlich mit Leicester über Maria Stuarts endlich zu entscheidendes Los und die Königin, der Sorgen nm Thron nnd Reich den Schlummer verschenchen, zählt in längerer Rede (Vers 75—140) die mancherlei Gefahren auf, die ihr von der gefangenen Feindin drohen: daß sie sich mit Norfolk habe

---

1) Thy. 19 f.: e stirpe turba quae suum vincat genus
ac me innocentem faciat et inausa audeat.

vermählen wollen, heimlich Ränke schmiede, auswärtige Fürsten aufreize, ihr nach dem Leben trachte, sich immer noch Herrscherrechte über englische Unterthanen anmaße und den kirchlichen Verbesserungen Heinrichs VIII. ablehnend gegenüberstehe, kurz alles, was gegen Maria damals von Rat und Parlament vorgebracht worden ist. Nun aber solle den dringenden Bitten des Landes willfahrt, solle ohne Bedenken der üblen Nachrede, ohne Furcht vor Spanien oder den Guisen oder dem Könige von Frankreich das verdiente Urteil an der Gattenmörderin vollzogen werden. Die verschiedenen erfolglosen Andienzen des französischen Gesandten Bellièvre (Belliuerus) werden — nach Blackwood S. 456ff. — erwähnt, und sie spricht so höhnisch von ihm und seinem Herrn, wie sie beide in Wirklichkeit schnöde behandelt hat[1]).

Leicester mahnt zur Vorsicht: Quin sponte procerum potius, & fine te perit. Elisabeths Name müsse dem Auslande makellos, der Ruf ihrer Milde ungefährdet bleiben; gegen eine Blutsverwandte dürfe sie nicht grausam vorgehen und dem französischen Hofe nicht offen Trotz bieten; es sei rätlicher, Maria am Leben zu lassen und nur sonst unschädlich zu machen — also ungefähr die Einwände und Ansichten, die die unschlüssige Königin dem Andrängen ihrer Getreuen entgegensetzte. Und ihr wieder ist, zum Teil fast wörtlich, in den Mund gelegt, was jene in den veröffentlichten Aktenstücken zur Geltung brachten: die Verschwörungen gegen das Leben Elisabeths, die stete Hoffnung der Verbannten auf Maria, die ungenügende Haft u. s. w. Diese Vertauschung der Rollen geschah im Einklang mit dem Prolog: nicht getrieben, sondern treibend muß Heinrichs VIII. Tochter erscheinen, eben als die von ihm angekündigte kein göttliches noch menschliches Gesetz scheuende Verbrecherin. Daß die Abmahnungen gerade Leicester zngeteilt werden, wodnrch er sich dem Leicester Schillers (Akt II, Sc. 3) sogar im Wortlaute nähert, ist auf Blackwood (S. 334 ff.) zurückzuführen. „Le Sieur

1) Vgl. Froude, XII, 207 ff.

Vvalter Midelmy" [Mildmay] kommt da des Nachts zn Leicester ans Bett und lenkt seine Aufmerksamkeit auf das Gefährliche und Schädliche einer so unerhörten Hinrichtung. „Leceſtre ces propos biē examinez, y ſentant ſon höeur plns intereſſé que de nul autre, ponr eſtre le chef du conſeil, & l'entier gouuernemēt de ſa maiſtreſſe, ſe leue du lict, prend ſa robbe de chambre, — ob ihn wohl Roulerins auch im Nachtkleide hat auftreten lassen, wie es die Scene rechtfertigt? — va trouuer la Royne luy remonſtre les incōneniens qui poutroiēt enſuyure vne ſi ſanglante tragedie, ſi ſon commādement eſtoit executé". Während aber nach Blackwoods Bericht Elisabeth ängstlich wird nnd ihren Befehl widerruft, läßt Ronlerius den Dudelæus plötzlich erklären: Nun thue, wie dir gnt dünkt nil vltrà renoco, was wir wohl als Wirkung der königlichen Beredsamkeit auffassen sollen, und Elisabeth sendet Beale zu Shrewsbury mit dem Auftrage:

. . . . . . Tollatur rea,
Pronunciata judicum ſententia.

Dann rnft sie den Pluto nnd „die rächenden Göttinnen" zu Zeugen an nnd Gott im Himmel, „wenn es einen solchen giebt", sie schrecke vor nichts zurück, mit Blut wolle sie ihren Zorn löschen, wie Maria so alle züchtigen, die sich gegen sie erhöben. Den Akt schließt ein Trinmphgesang des „Chores der Engländer" jedes Alters und Geschlechts, dessen in lebhaften Rhythmen durchgeführtes Thema lautet:

Tympana campanis & buccina crebra per ædes
Londinas miſcento ſonos: pax altera nata eſt.

Zwischen die daktylischen Hexameter sind jambische Dipodien, alkäische und asklepiadeische Verse eingeschaltet, und je mit den Versmaßen wechselen die römischen Dichter, bei denen unser „grauis Tragoedns" Anleihen nimmt. Für die Hexameter bot Vergil manche brauchbare Wendung, die Einlagen in Odenform mußte Horaz beisteuern. Und Roulerius ist nicht schüchtern im Zugreifen!

Nunc est canendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus . . . .

stimmen seine Vergilischen puellae innuptae nuptaeque[1]) so unbekümmert an, als könnte die weihevolle Stimmung der Zuhörer durch keine Erinnerung gefährdet werden. Und das Folgende ist die sauberste Mosaikarbeit aus Teilen der fünften Ode des vierten Buches:

Horaz.

Longas o utinam, dux bone, ferias
Praestes Hesperiae!

Roulerius.

Longas ô vtinam præſtet amicior [sc. pax]
Heroïs choreas vrbibus Angliæ.

Horaz.

Tutus bos etenim rura perambulat,
Nutrit rura Ceres almaque faustitas;
Pacatum volitant per mare navitæ

Roulerius.

Tutum verna pecus prata perambulat,
Veſtit rura Ceres, & bona Fauſtitas,
Et pacata ſecant æquora nauitæ . . .

Horaz.

Quis Parthum paveat, quis gelidum Scythen?
Quis Germania quos horrida parturit
Fetus, incolumi Caesare? quis ferae
Bellum curet Hiberiae?

Roulerius.

Quis Gallum paueat, quis mala Belgiæ,
Et Germania quos hoſtica protulit
Fœtus, incolumi Principe? quis feræ
Regem curet Iberiæ?

Wie schön war hier Germania und Hiberia ohne weiters zu gebrauchen, wie leicht der incolumis Caesar in den Sohn Maria Stuarts zu verwandeln! Gewiß konnte Roulerius nicht erwarten, daß solche Entlehnungen unbemerkt blieben. Er wird sich im Gegenteil etwas zu gute gethan haben auf die unleugbare Geschicklichkeit, mit der er jeden Anlaß ausnützt, seine Schüler — accuratius formandae vocis studio! — wahrhaft klassisches Latein vortragen zu lassen.

Das Thema zu diesem Chorgesang war übrigens in der erwähnten Narratio Supplicii gegeben. Da heißt es

1) Vgl. Georg. IV, 476; Aen. VI, 307.

am Ende: poſtridie morte Reginæ Scotiæ Lõdini nunciata, ciues paſſim in plateis ignes excitarunt, & in lætitiæ ſignum campanas pulſarũt. Gaudebant enim ſe ab imminente periculo, cui eius cauſſa multo tempore expositi fuiſſent, liberatos. Blackwood erzählt auch von dem allgemeinen Jubilate und weist ihm zugleich für das Drama den Platz an mit der richtigen Zeitbestimmung[1]: „La pronõciation de ceſte ſentence ayãt eſté incorporée à Lõdres, en ſigne d'allegreſſe on ſonne les cloches" u. s. w.

Wie — ganz im allgemeinen, nach Inhalt und Stoffverteilung betrachtet, — der erste Aufzug dem zweiten Schillers, so entspricht der zweite dem ersten Schillers: er zeigt die Leiden der Gefangenen und das rauhe Benehmen ihrer Wärter. Eingeleitet wird er durch einen schier endlosen Monolog Marias. In 150 Versen schildert sie ihr kurzes Glück in Frankreich, die Wechselfälle ihrer Regierung in Schottland und ihre langen, unverschuldeten Prüfungen:

369) Priùs diei meta componat polum:
Quam quis malorum audire noſtrorum moras,
Ego ſumma poſsim perſequi veſtigia.

Das Einzige, worin sie gefehlt hat, ist: daß sie ihren Bruder, den Bastard, — nothum nennt sie ihn kurzweg — „einen Gott geweihten" Priester und Mönch, auf die Höhe des Thrones mit emporgenommen. Dieu s'eſt courroucé contr' elle d'auoir tant gratifié ce meſchant homme, meint auch Blackwood (S. 47). Was die treuvergessene, wortbrüchige Elisabeth ihr zur Last legt, die sie Wächtern schlimmer als Wölfen überliefert, das sind alles nur Vorwände; ihr einziges Verbrechen ist ihr katholischer Glaube. Den aber will sie bewahren und, wenn „der Donnerer" es so bestimmt, für ihn sterben.

Ihr Selbstgespräch ist im Freien gedacht, denn der Arzt[2]) unterbricht sie mit der Bitte, Schmerz und Sorge lieber im Hause, vor Lauschern sicher, durch Zwiesprache zu erleichtern, statt einsam grübelnd die Krankheit zu

1) Vgl. Froude, XII, 215.
2) Sein Name: Bourgoin wird nicht genannt.

mehren[1]). Hier wäre nun, technisch geschickt und psychologisch wohl begründet, ein Teil der Exposition in der Gegenfrage gegeben: „Was rufst du mich in den kahlen Raum, aus dem sie mir alles entfernt haben, was zum Gebrauche dient und zum Schmucke, jedes Andenken früherer Größe, und meine Schriften und Bücher?" — nähme sich nur der Dichter damit nicht vorweg, was er uns im vierten Akte erst noch vor Augen bringen wird. Betend erhebt sie dann ihr Herz zum Himmel, und der treue Arzt schließt sich an mit der Bitte, Gott möge Elisabeth von grundloser Furcht befreien und ihren Sinn zum Guten wenden.

Amias (Paulet) tritt herein und vernichtet — in gut berechnetem Gegensatze — diese Hoffnung sogleich wieder mit der brutalen Ankündigung, daß Marias Schuld von Tag zu Tag sich deutlicher offenbare. Er wiederholt sämtliche Beschuldigungen, und sie antwortet — stellenweise stichomythisch oder in Halbzeilen — mit einer Lebhaftigkeit, die dem Dialoge, trotz mancher schwulstigen Wendungen, dramatische Wirkung verleiht. Seine Begründungen und ihre Gegengründe sind bis ins Einzelne der Geschichte getreu, denn Blackwood war gut unterrichtet, und wenn die Zuhörer vielleicht auch die sehr kurzen Hinweise auf Norfolk, Howard[2]), Mariens Vertreter Hamilton u. ä. m. nicht so ganz erfaßten, mußten sie doch den Eindruck echter, nicht erdichteter Vorgänge empfangen und der gewandten, scharfsinnigen Selbstverteidigung Marias mit wachsender Teilnahme lauschen. Wie in der letzten Scene des ersten Aktes mit Elisabeths Beschluß, rückt hier mit der Meldung, daß der Gerichtshof gebildet sei und nächstens eintreffe, die Handlung doch wieder einen Schritt vorwärts und erregt zugleich neue Spannung für den folgenden Aufzug.

Der Chor der Gefangenen — „captivorum chorus iuuenum, & puellarum" — vergleicht in Anapästen nach der Art des Seneca — die Uebel, die jedesmal über das

1) Solam ſolatur ſolus medicus ſuus, sagt pretiös die Vorrede.
2) d. i. wieder Norfolk.

Gott vergessende Israel hereinbrachen, mit den Heimsuchungen Schottlands, diesen Strafen für den vernachlässigten wahren Glauben. Den Peinigern des auserwählten Volkes, einem Sisara und Eglon, werden als spretores sacri numinis und Gottesgeißeln Murray und Morton zur Seite gestellt, wobei offenbar die Ermordung Murrays durch James Hamilton für nicht weniger verdienstlich [1]) gilt, als die ebenfalls angedeutete That der Jael, die dem Heiden Sisara einen Nagel in den Kopf schlug.

627) Etenim regis
Nos ætherei iuſta fatigat
Ira merentes: quum Morauio
Authore mali funere merſo,
Amiltoni vindice dextra:
Subijt Scotiæ Mortonus atrox:
Quo sua noſtris auſpice miſit
Agmina terris, atque latrones
Angla virago.

Den dritten Akt leitet ein geheimes Gespräch der beiden „Præfecti arcis Foderingaiæ" ein, des Amias und Drurius [2]) Droury fürchtet für das Vaterland und die Religion, wenn Elisabeth in ihrer allzugroßen Milde der Ränke spinnenden Schottenkönigin immer wieder Spielraum gönne, die Guisen und Spanien und ihren Sohn gegen England ins Feld zu rufen [3]). Da erzählt ihm Paulet bis ins einzelne seine und Giffords, des abgefallenen Jesuiten, Anschläge, die nötigen

1) Blackwood sagt es aufs deutlichste (S. 276): C'eſt vn treſ-grand argument que le coup eſtoit agreable à Dieu, qui a voulu que la mort de ce trahiſtre non ſeulement demeuraſt impunie, mais auſſi que l'autheur d'icelle raportaſt honneur & loüange enuers tous les hommes de bon & ſain entendement.

2) In dem Londoner Briefe heißt es: zur Vollstreckung des Urteils seien die dem Schlosse zunächst wohnenden Grafen befohlen worden et alii Domini . . . ibi præſentes apud Dominum Amiā Paulet, & Drue Druyrij, quibus cuſtodia arcis commiſſa erat. — Maria Stuart schreibt „un Dreu [Drew] Droury".

3) Drurius spricht dieselben Befürchtungen aus, die in dem 1. von Rom. Scotus mitgeteilten Aktenstück dargelegt werden: Compendium Svpplicationis qvam Cancellarivs Angliæ Nomine Senatvs, Populique; Anglicani obtulit Reginæ Angliæ u. s. w. Auch da wird die zu große Milde Elisabeths hervorgehoben, die Gefahr für Staat und Religion, das Gerücht vom geplanten Einfall des Guise, die Briefe Maria Stuarts an auswärtige Fürsten, natürlich aber nichts von ihrem Sohne gesagt. Ein paar wörtliche Anklänge dürften kaum zufällig sein: hominum facinoroſorum machinationes — clien-

Schuldbeweise in die Hand zu bekommen. Er erwarte das Ende, fügt er hinzu, denn in den aufgefangenen Schriftstücken müsse sich irgend ein Grund zur Hinrichtung finden. Nur etwa in dem Verse:

719) Cum deprehendi principes fingent nefas

liegt eine historisch nicht zu begründende, doch von Maria Stuart selbst[1]) und manchem ihrer Geschichtschreiber erhobene Anklage; im übrigen deckt sich die Erzählung mit den — von Blackwood (S. 343 ff.) richtig verzeichneten — Thatsachen. Hier und in den folgenden Scenen ist auch die Sprache meist schlicht und natürlich — die Mühle hat eben Korn zu schroten, und nur jeweilen, wenn eine neue Person eintritt, sozusagen, ehe frisch aufgeschüttet wird, hören wir leeres Phrasengeklapper.

Ehe das Todesurteil veröffentlicht wurde, sandte Elisabeth, im November 1586, Lord Buckhurst und den Sekretär Beale mit einer Abschrift nach Fotheringay. Sie hoffte, Maria würde endlich ihre erwiesene Teilnahme an Babingtons Verschwörung u. s. w. eingestehen, ihre Begnadigung erbitten und durch das Geständnis ermöglichen. Statt dessen beharrte die Verurteilte — ein psychologisches Phänomen seltenster Art — bis in den Tod unerschütterlich auf ihrem Meineide und spielte meisterhaft nicht nur vor den Gegnern, sondern auch vor ihren Getreusten die Rolle des unschuldigen Opfers. Ihre Unterredung mit Buckhurst, Beale und Paulet schildert sie selbst im Briefe an den Erzbischof von Glasgow, und dieser Brief nebst einigen andern von Blackwood wortgetreu berichteten Aeußerungen ist nun in der Hauptscene des dritten Aktes so verwertet, daß die sämtlichen Nachfolger des Roulerius, Schiller nicht ausgenommen, sich keiner Scene von solcher geschichtlichen

---

um ipſius molitiones, heißt es in der Bittschrift (S. 9); Roulerius nennt in dieser Scene Maria malorum machinatrix facinorum (680) und läßt Amias verhüten ne clientes . . quid moliantur (720 f.). Im Kommentar zur Bittschrift (S. 35) werden die Richter beschuldigt, nach Gründen zu ihrer schleunigen Hinrichtung gesucht zu haben: si qua modò in ſpecie ratio inveniretur . . vltionem maturam; Amias (718): Nonne aliqua dabitur ratio maturæ necis.

1) Vgl. Froude, XII, 190.

Mache und Bedeutung zu rühmen haben. Und so weltenweit der Professor der Poesie von seinem Zeitgenossen Shakespeare absteht, er benützt doch, den klassicistischen Vorbildern zum Trotz, mit sicherem Blick seine Stuartbriefe, wie Shakespeare den Plutarch.

Maria ergeht sich erst eine Weile in Betrachtungen über ihr Los und den Verderb Englands, von dessen blutblutgetränktem Boden nun Luxuria, peſtis blanda, die vom Himmel auf die Erde gesandte Gerechtigkeit vertrieben habe, bevor sie die Botschaft des Buccartius (Buckhurst, im Briefe Boukharst geschrieben) gelassen entgegennimmt. Er kündigt ihr die Bestätigung des Urteils an und fordert sie dann zu Bekenntnis und Buße auf. Um das Verhältnis des Gesprächs zum Briefe darzuthun, schiebe ich die bezüglichen Stellen zwischen die Verse ein.

Buccartius.

787) Nunc vt priuſquam morte dimittas diem,
Fateare noxas, æquius pœnam feras,
Speres amicum numen: indulget duos
Regina myſtas, qui tibi auxilium afferant.

„ . . . m'exhortant à confeſſer & recognoiſtre vers elle, mes offences. Et pour ceſt effect, & pour m'inciter à patiemment & biẽ mourir deſchargeãt ma conſciẽce, elle m'enuoyoit vn Eueſque & vn Doyẽ . . .“

Maria[1]).

793) Si quo Tonantem ſcelere (quod factum pudet,
Pigetque) læſi, ſiue communem malo
Fortaſſe Chriſti Regis offendi gregem:
Noui ſatis, ſuperque.

„Quant à leurs Eueſques ie loue Dieu que ſans eux ie cognoiſſois aſſez mes offences vers Dieu & ſon Egliſe . . .“

Maria.

802) O me beatam, ſi ſacerdotem mei
Aliquem inſtituti dabitis! accipiam libens,
Et per parentis filium ſummi rogo:
Vt ſacra moriens myſtica extremum hauriam.

1) Nachdem — für die Zuhörer — gesagt worden ist, daß es anglikanische Geistliche seien.

„Mais si leur plaisoit me permettre vn prestre Catholique, tres-volontiers ie l'acceptois, & le requerois au nom de Jésus-Christ, pour pouuoir dispofer de ma conscience & participer aux faincts facrements partant de ce monde."

Amias.

806) Frustra superbos martyris titulos aues,
Nomenque diuæ.

Was sie hierauf erwidert, verträgt sehr wohl die Uebertragung in deutsche Jamben:

807) Warum beneidest du mir diesen Ruhm?
Habt ihr Gewalt, wie über meinen Körper,
Auch über meine Seele? Und kannst du
Mir wehren, meines himmlischen Vaters Huld
In süßer Hoffnung hier schon vorzukosten?
Auf sie, auf sie nur setz' ich mein Vertrauen.
Der einst für mich sein göttlich Blut vergoß,
Für sich, für seine heilge Kirche soll
Er nun das meine fließen sehen. Nicht
Um Kronen tauscht' ich diese Zier, um einstge Ehren,
Und gäb' der Erdball sich in meine Macht.
Denn was eracht' ich Reich und Herrschaft anders
Als leere Namen, eitlen Schmuck im Haar,
Den bald genug das Unglück raubt? Was ich
In langen Jahren alternd hier getragen,
Ruf' ich den Himmel nicht unwürdig an,
Die Buße sei's für meine Sündenschuld.

„Ils me dirent que i'auois beau faire si ne feroy-je pas faincte ne martyre . . . Je respondy que i'estois si presomptueuse que d'aspirer à ces deux honneurs, mais que bien qu'ils eussent puissance sur mon corps par permission diuine, . . . si n'auoient-ils puissance sur mon ame ny de m'empescher d'esperer que par la misericorde de Dieu qui est pour moy mort, il receura de moy mon sang & ma vie, que ie luy offre pour le maintien de son Eglise, hors laquelle ny ici, ny ailleurs ie ne desireray iamais commander à Royaume mondain pour perdre l'eternel, & que ie luy suppliroy que la douleur & autres persecutions tant de l'esprit que du corps soient en deduction de mes pechez."

Man sieht, die zwei schönen Wendungen: „des himmlischen Vaters Huld in süßer Hoffnung vorzukosten (erga me patris præcipere studium spe bona ætherei) und „den eitlen Schmuck im Haar" (& inani comam auro reuinctam) sind dichterisches Eigentum des Roulerius.

Es wird, nach solchen Beispielen, nicht nötig sein, die

ganze Scene weiter lateinisch und französisch auszuschreiben. Nur einige bemerkenswerte Stellen seien noch herausgegriffen.

Sie versichert, niemals geplant, geraten oder geboten zu haben, daß der Königin das Geringste zu Leide gethan — oder, wie der Brief sagt, daß ihr auch nur ein Nasenstüber gegeben würde. Wenn die Ihrigen etwa nach auswärts geschrieben hätten, um ihr Hülfe und Befreiung zu erbitten, so sei das ohne ihr Wissen geschehen.

894) Sed enim profectò quo loco reges forent
Qui cogerentur luere famulorum dolos?

ruft sie aus, wie beim ersten Verhöre in Fotheringay, im Oktober 1586:

„Car la vie l'hõnenr, la reputatiõ & les biẽs & facultez de tous Princes ſouuerains & grãds Seigneurs ſeroiẽt expoſez à grãd hazard, ſi la ſimple eſcriture de leurs ſecretaires les pouuoit obliger.“ (Blackwood, S. 352.)

Das folgende verstünde man schwer ohne den Brief:

Buccartius.

854) Es paſſa dici domina noſtratum hactenus,
Et ambiiſti, quod Lodouicus ſolet,
Quod ſic te Alanus cum ſuis inſcribere . .

„Ho, diſent-ils, vous auez ſouffert, conſeillé & permis que les Anglois vous nommaſſent leur ſouueraine, comme appert par les lettres d'Allain & de Louys & de pluſieurs autres . .“

Gemeint sind also William Allen und — Lewis [1])! Sie verteidigt sich mit dem Vorwand schuldigen Gehorsams gegen kirchliche Würdenträger, und der Dramatiker führt dann, stets mit Benutzung der eigenen Worte Marias und ihrer Richter, den dritten Akt zu seinem Höhepunkt und wirkungsvollen Abschluß, zu der Erklärung Lord Buckhursts: daß die so lange Gefangene jetzt vor allem um ihres katholischen Glaubens willen sterben müsse. „Nnnc occnbare, nunc iuuat!“ jubelt sie, „admisi ſcelus, Fatebor: obîci crimen hoc ſolum poteſt.“ So ist einst David mit dem Tode bedräut worden von dem rasenden Saul — mais que ie ne pouuois fuyr comme luy par la feneſtre —

1) Nach den Hardwicke papers I, 248 wurden ihr die Namen Allen, Parsons und Owen genannt.

904) . . . nulla captiuis patet
Nobis feneſtra, nulla quæ emmittat Michol.

In sapphischen Strophen fragt der Chor, ob denn kein Retter nahe, sei es von oben, sei es aus dem eigenen Volke?

Qui colunt reges populi beatos,
Deferunt idem folio cadentes:
Si qua regali quatit aura celſam
Fronte coronam.

Obwohl Roulerius Wiederholungen nicht überall zu vermeiden weiß — Wichtiges wohl auch mit Absicht des öfteren einprägt — hat er doch im allgemeinen mit dem Stoffe gut hausgehalten. Nur für den vierten Akt, der häufig gewandteren und nicht an ein starres Schema gebundenen Dramatikern Schwierigkeiten bereitet, versagten einigermaßen Rat und Mittel, und er mußte ihn schließlich durch den längsten Chorgesang der Tragödie zum genügenden Umfang strecken.

Die erste Scene zwischen Amias, Maria, Medicus und Chorus ist wiederum wort-wörtlich aus dem Briefe an den Erzbischof von Glasgow, der ja die Ereignisse mehrerer Tage berichtet und so ganz zweckmäßig auf den dritten und vierten Akt verteilt wird.

„Brief deuant hier Paulet reuint . . . me dire“, erzählt die Königin, „qne puis qu'eſtant aduertie de me preparer, confeſſer, & repentir de mes fautes vers leur Royne ie n'auois monſtré nulle repentance ny ſentimēt de ma faute, elle auoit commandé qu'on detendiſt mon days, me ſignifiant que i'eſtois vne femme morte, ſans aucun honneur ny dignité de Royne.“

Stolz und bestimmt widerspricht sie solchem Vorgehen: ihre Würde sei von Gott, kein Recht habe Elisabeth und ihr Parlament über sie.

974) Nolint, velint: regina decreui mori,
Regina moriar, & velint, nolint: ero
Semper, nec alia me poteſtate oppriment:
Quàm nemore cæco principem quemque optimnm
Sævi latrones.

Und bitter schließt sie: in diesem Lande sei es nichts

Neues, Könige zu töten; sie folge Canut, folge Richard II [1]). Barsch heißt Amias ihre Diener den Thronhimmel herunterwerfen, aber der Arzt und der Chor treten dem mit lautem Wehruf entgegen — „meſmes les panures filles criãt tout haut vengeãce ſur luy“. Da ruft er seine Satelliten (dasselbe Wort im Briefe), und während diese „die Kuppel aus Stoff“ niederlassen, kündigt er ihr engere Haft an und droht, wenn wiederum listigerweise ein Kamin in Brand gesteckt oder sonst ein Fluchtversuch gemacht würde, werde er sich ohne Zögern der blanken Waffe bedienen. Darauf

Amias.

1034) Quoniam hora luſus adimit hæc omnes tibi,
Tollenda menſa eſt iſta, qua nil nunc opus.

Maria.

Gratia Deo: ex quo tabula iuſſa eſt erigi,
Nullos dolori præbuit luſus meo:
Siquidem negotî ſuppetit per vos ſatis.

Was für ein Spiel gemeint ist, konnte der Zuschauer sehen, wir erfahren es nur aus dem Briefe:

„Et puis me dit qu'il n'eſtoit plus temps d'exercices & paſſetemps pour moy, & pource il falloit oſter vne table de billard. Je dis que graces à Dieu ie ne m'y eſtois iamais esbatu depuis l'auoit fait dreſſer, car i'auois aſſez par eux d'autres occupations.“

Zu allen diesen wirklichkeitsgetreuen Vorgängen und Worten stehen nur die zu langen Zwischenreden des Chors in störendem Gegensatze, die man sich aber damals nicht anders als im bombastischen Deklamationsstil ausführbar denken konnte.

Verdient Roulerius bisher und wieder im fünften Akte für den engen Anschluß an die Geschichte alles Lob: im hier Folgenden ist er hiſtoriæ ſervantior gewesen als dem dichterischen Vorhaben frommt. Wir empfinden es als leidige Wiederholung, daß, genau nach der Wirklichkeit, Shrewsbury der Heldin abermals den Tod ankündigt und die zwei Geistlichen anbietet, daß wir abermals, nur mit etwas andern Worten, ihre Abwehr vernehmen müssen. Einige noch nicht vorgebrachte Einzelheiten vermögen die

1) Im Briefe wird nur Richard genannt, und während Roulerius sonst seine gesamten Geschichtskenntnisse ebenfalls von Blackwood bezieht (den Vortigern, den Malcolm u. s. w.), hat er hier und noch einmal den Canut aus eigenem hinzugefügt.

Scene nicht zn heben. Maria erinnert daran, daß sie einst — was Blackwood drei-, viermal erzählt und auch Roulerius schon im Argumentum erwähnt — mit Elisabeth Freundschaftspfänder ausgetanscht habe.

1081) ..... dedit
Promiſſa ſimul, & pignus auratum ſuæ
Fidei, atque amoris nuncium, & cepit mei
Adamanta cordis mutuum.

Vn diamant de grand valeur taillé en forme de cœur [1]) sagt Blackwood (S. 49) und erklärt seinen Landsleuten, solche Geschenke nenne man in englischer Sprache „token", d. h. Symbol oder Pfand gegenseitiger Freundschaft und Hülfeleistung [2]). Dies Pfand erweist sich nun als wirkungslos, jeder weitere Aufschub, daß sie ihr Testament niederschreibe, wird ihr versagt. Während dann Paulet — hinter der Scene — das Schafott aufschlagen läßt,

1122) Altus duos, latuſque biſſenos pedes:
Quem ſæpimentum pariter æquale ambiat [3]),

tröstet und ermutigt Maria den fassungslos klagenden Chor, der nach ihrem Abgang mit einem großen Aufwand biblischer und andrer Weisheit in asklepiadeischen Versen, Glykoneen und Anapästen „de regnornm viciſſitudine & ambitu" handelt,

I nunc, eſſe nega perpetuum nihil,
Et ſentire vicem ſceptra potentium . . .

oder

Non ſemper tulit hoſpitem
Paſcentem hospitibus pecus:
Non qui ritè penatibus
Mactabat ferus impijs

1) Elisabeth dankt dafür in dem charakteristischen Briefe vom 15. Oktober 1562 (Froude VI, 612): „I nevertheless have such trust in this heart which I hold so precious, that I think the rivers will sooner run upwards to the mountains than it shall change towards me." Am 19. Dezember 1586 schreibt Maria an sie (Blackwood S. 390): „Vn ioyau i'ay receu de vous que ie vous renuoiray auec mes derniers paroles . . ."

2) Er vergißt auch nicht darauf hinzuweisen, daß Buchanan einst „ein schönes Epigramm in seinen Hendekasyllaben" darauf geschrieben (vgl. Jebb II, 196 A: Vid. Buch. in Poem. f. 97), aber in seinen liures de menſonges, qu'il appelle histoire d'Escosse wohlweislich davon geschwiegen habe (S. 67).

3) Nach Blackwood S. 406 oder wahrscheinlicher nach dem Londoner Berichte, der allein das ſæpimentum hat.

Nulla lege tamen ſibi
Iunctos ſanguinis aduenas . . .

nnd endlich:

O regnandi ſæva cupido,
Dirique metus, & mens ſpreti
Conſcia iuris, quanti semper
Fons, & origo ſecreto mali!

Auch hierzu sind noch Gedanken und Vergleiche aus Blackwoods Verteidigungsreden entlehnt, der unter anderm den Bruch des Gastrechts geißelt, auf Jupiters von jeder Nation geachtete drei Titel ξένως (!), ἱκετήσιος, φίλως (!) hinweist und Elisabeth zuruft „qne non ſeulement les hommes, mais auſſi les beſtes auoient ce ſentiment de raiſon, qu'elles reſpectent leurs hoſtes". —

In den ersten vier Akten sind keinerlei Bühnenanweisungen gegeben, im fünften nur zwei. Aus diesen geht hervor, daß das Schaffott nicht während des ganzen Aufzuges sichtbar ist, daß also anfangs nnd wiederum während der Katastrophe Vorderbühne und Hintergrund durch einen Vorhang getrennt werden.

Auf der Vorderbühne, die zunächst Marias Gemächer darstellt, erscheint erst Erbyus (Derby), dann Scheruſbericus (Shrewsbury), die Königin zur Hinrichtung abzuholen, wie auch in Wirklichkeit zweimal nach ihr geschickt wurde, ehe sie sich bereit erklärte. Das geschichtliche Gespräch mit ihrem Haushofmeister Andrew Melville — familiæ nobilis œconomus, hier, wie in der Londoner Narratio Svpplicii, Meluinus genannt — ist auf diese beiden Einleitungsscenen verteilt. Sie nimmt von ihren Dienern Abschied und wendet sich zu Meluinus: Obwohl sie einen Haeretiker in ihm vermuten müsse, so gebe es doch nur einen Christus, eine Kirche, und sie sei ihrer aller geborene und gesalbte katholische Königin. Er solle ihrem Sohne die Todesbotschaft bringen, ihn ermahnend, die römische Kirche nicht sinken zu lassen, und es ihm bezeugen, daß seine Mutter als gute Schottin, gute Französin und gute Katholikin gestorben sei. Darauf spricht sie dem eintretenden Amias (3. Scene) die Hoffnung ans, Elisabeth werde die kleinen Vermächtnisse für die Dienerschaft nicht verbieten und verlangt, daß ihr Kaplan — sacrificus i. e.

aumonier — und ihr gesamter Hausstaat sie geleite. Es werden ihr aber nur fünf Diener und zwei puellulæ[1]) erlaubt, für deren Selbstbeherrschung sie sich verbürgt. Kein kleinster Umstand, den der Bericht des Londoner Augenzeugen meldet, ist außer acht geblieben, und so dürfen wir gewiß auch die Bühnenanweisungen daraus ergänzen. Beim Erscheinen Kents und Beales (4. Scene) öffnet sich der Hintergrund mit dem Blutgerüst, denn er fordert sie auf: Adi theatrum, Domina, und befiehlt zwei Dienern Paulets, die von langer Krankheit Geschwächte zu stützen. Sie besteigt das schwarz ausgeschlagene Podium (v. 1124), auf dem ein Sitz für sie neben dem Block bereit steht (v. 1125), die beiden Grafen Shrewsbury und Kent nehmen ebenfalls Platz und Beale verliest clara voce das Urteil, das stark verkürzt und in Hexameter gebracht ist

1370) Heliſabe Anglorum felici numine Princeps
Celtarumque potens, Hybernorumque, paternæ
Aſſertrix fidei; regnorum iure propinquis
Sarsberio[2]) mittit, cui Kentius, Erbyus atque
Pembrocus comites, Comberlandoque ſalutem u. s. w.

Die Zudringlichkeit des anglikanischen Geistlichen, den die beiden Grafen ganz im Stile der Zeit bei seinen taktlosen Bekehrungsversuchen unterstützten, hätte Roulerius (Scene 5) zu seinem Zwecke nicht so kräftig zu unterstreichen brauchen: der Vorgang ist schon in der wörtlichen Ueberlieferung ärgerlich genug. Aus dem Dekan von Peterborough macht der Uebersetzer des Londoner Berichtes einen Decanus Petrus Borūgus: hier heißt er kurz Borumgus Hæreſiarcha. Auch er redet die Königin „Domina“ an und sie nimmt ihn beim Wort:

1392) Si Domina: iubeo; ſin ſecus quæſo, ſile.

Da er nicht gehorcht und sie sein „Bellen“ nicht hören will, mischt sich Kent ein mit der historischen Bemerkung über das Kreuz in ihrer Hand, das sie lieber im Herzen tragen sollte. Sie weist ihn zurück: dem sterbenden

1) In Wirklichkeit die beiden Kammerfrauen Elisabeth Kennedy und Barbara Mowbray.

2) In der Narratio Svpplicii heißt er Comes Schraſburij. Daraus ist hier Sarsbericus geworden, während R. sonst immer Scheruſbericus schreibt. Den Namen Derby legte er sich wohl als D'Erby zurecht deshalb Erbyus.

Christen gezieme es, zu heilsamer Erschütterung dies Zeichen vor Augen zu haben, und beginnt zn beten, jedenfalls, wie die Vorlage sagt, prædictam crucifixi Chriſti imaginē manibus tenens. Daß sie dabei das laute Beten des Dekans „clariori voce“ übertönen mußte, hat der Dichter als dem Ohre nnerträglich nnd leicht ins Komische fallend weggelassen.

Ans den ersten Zeilen der 6. Scene ist zn entnehmen, daß der Henker niederkniet und stumm ihre Verzeihnng erbittet, denn sie spricht:

1428) Tibi omnibuſque cædis ignoſco lubens
Autoribus (ſic numen ignoscat mihi)

nnd fügt — dies wieder nach Blackwood — abermalige Beteuerungen ihrer Unschuld nnd ihres Glaubens hinzn. Wie ein fremder nnd nicht hierher gehöriger Ton berührt nun — nnmittelbar auf die schlichten Worte nnd ein kurzes Gebet für den Papst, die Könige von Spanien und Frankreich und für Elisabeth — der phrasenreiche, bombastische Jammer der pnella prima, die in 10 Versen von Geten, Scythen nnd Alanen, von der Donau und dem Kaspischen Meer, von Diomedes und den wilden Colchern deklamiert und uns erst wieder daran erinnert, daß wir ein Drama des 16. Jahrhunderts vor uns haben. Beim Ablegen des Oberkleides weist Maria die Hülfe des Henkers zurück: sie sei solche Bediennng nicht gewohnt, noch solcher Handleistung vor männlichen Angen. Dann bittet sie ihn, einem der Mädchen das Crucifix für den dreifachen Wert in Gold zu überlassen und mahnt diese, die wiederum von den Oreaden und dem Pole anhebt, zur Rnhe. Ihre letzten Worte sind:

1478) Quid lictor, obuelare contendis caput?
Et me priuſquam morior attingis? mane.
Hoc tu, puella, fungere officio, atque abi!

also durchaus kein „Abgang“ für die Heldin, und man wundert sich billig, daß Roulerins der Narratio nicht folgt: „collum trunco impoſuit, clamans magna voce: In manus tuas, Domine, commendo ſpiritum meum.“

„Puella Ia & 2a egreſſæ“ ist die 7. Scene überschrieben, d. h. die beiden treten ans dem Innern der Bühne, das nun mit dem Vorhang geschlossen wird, nach vorn, um die Zeit der Hinrichtung mit Rhetorik auszu-

füllen. „O wir Zurückgebliebenen, wir Feigen! Warum erdulden wir das und fühlen uns nicht als Amazonen, als Camillen?“ Glücklicherweise unterbricht sie bald der Henker: „Lictor exerens Stnartæ caput“:

1509) En ora fraudulentæ & incanum caput . . .

Als der Kopf den zu Fotheringay ums Schafott Versammelten gezeigt wurde, fiel die Perücke ab, deren Schnüre das Beil durchschnitten hatte, und es kamen spärliche graue Haare zum Vorschein — incanum caput![1]

Im Exemplar der Stadtbibliothek zu Douai ist die Bühnenanweisung handschriftlich mit roter Tinte geändert: Borvg. lictore exerente Stuartæ caput. Ob das für die erste oder eine spätere Aufführnng maßgebend gewesen, oder ob nur ein Leser zn seiner persönlichen Genngthuung dem Hæresiarcha derart noch eine häßliche Rolle zuwies, entzieht sich natürlich der Entscheidung. Das Buch gehörte laut Vermerk einem Jesnitencollegium.

Die 8. und letzte Scene: „Pnellæ reliquo cum Choro duæ, Amias“ enthält an Thatsächlichem nur noch die Bitte um die Leiche der Königin und deren Verweigerung durch Paulet. Das Uebrige ist Deklamation, mit Geographie und Geschichte entsprechend ausgestattet. Der Schlußangriff auf Elisabeth geschieht mit Blackwoods Waffen:

1569) Decus illud orbis, atque lumen anreum,
Toti Stuarta flebilis mundo iacet.
Decreuit hnc Auguſta regnantum nurus:
Ex quo Morauius, Agaris Iſmaël ſatu,
Amplexus vrbes, & Caledoniam draco[2]
Caput Leonis preſſit impoſito pede:
Mox ceſſit odijs anima priuatis nocens,
Et Iezabeli præijt ad furuam ſtyga.

In dem ersten der „Stnarta“ vorangeschickten Lobgedichte verweist Panagins Salius die Bühnendichter an geschichtliche Stoffe:

1) Davon weiß die Narratio nichts; von hier an nach Blackwood S. 413 ff.

2) Schon im Argumentum: „ . . . Jacobus ex Monacho Comes Moraniæ, matris fretus inſomnio (quæ viſa ſibi fuerat draconem eniti qui Scoticum Leonem ſpiris inuolutum pedibus calcaret) . . . Vgl. Blackwood, S. 50.

Quid, ô, theatra, femper Ilium, Ilium
Domumuè prifcam Agenoris
Sonatis?

Und er fordert alle Talente auf, an „gleißenden Nichtigkeiten“ und leeren Fabeln vorüberzugehen und dem Roulerius in der Darstellung des „Wahren“ nachzueifern. Indes, wie oft auch Leiden und Tod der schottischen Königin, im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte, wieder nnd wieder zum Gegenstande dramatischer Versuche gewählt worden ist: keiner der Nachfolger — vor Schiller — hat sich, wie Ronlerins bemüht, seinem Werke aus geschichtlicher Ueberlieferung — „ex probatorum historicorum iudicio librisque perscriptis“ — Gehalt und Gestalt zu gewinnen, keiner ist über den Geschmack und Ungeschmack seiner Tage so weit hinausgekommen und so wacker auf ein Ziel zugeschritten, das als das Ziel tragischer Kunst zu erkennen so viel später Lebenden bestimmt war. Sein Maß dichterischer Begabung ist in der vorliegenden Skizze nur gering angeschlagen — aber keiner der französischen, italienischen, spanischen, holländischen, englischen, deutschen Stuart-Verherrlicher vor Schiller besitzt, oder erweist gerade an diesem Vorwurf, wie mich dünkt, mehr Kraft und Kunst; seine Ungeschicklichkeiten und Schwächen sind nicht verhehlt geblieben — aber sie erscheinen verzeihlich genug im Hinblick auf die Lächerlichkeiten und Mängel derer, die nirgend, gleich ihm, die Teilnahme fesselnde unbestreitbare Vorzüge als Ersatz zu bieten haben. Eine Uebersicht über die Stuart-Tragödien in der Einleitung der neuen Ausgabe der Stuarta von 1593, die ich vorbereite, soll das mit Beispielen im Einzelnen belegen. Einstweilen möge dem Adrien de Ronlers nur das verdiente Lob zugestanden werden, das schon der alte Sweertius als das bezeichnendste aus den Versen des Michael de Maulde „In Laudem Antoris“ genommen und in seinem Compendium dem Namen des Dramatikers hinzugefügt hat:

A veteri Seneca nouus hic diftinguitur vno:
Ficta vetus narrat crimina, facta novus.

ERZBISCHOF ALBERO VON TRIER UND DIE DEUTSCHEN SPIELMANNSEPEN.

Von Friedrich Panzer, Freiburg i. B.

Ein merkwürdiger und bedeutender Mann saß in den Jahren 1132—1152 auf dem erzbischöflichen Stuhle von Trier. Aus einer vornehmen, aber wenig begüterten Familie, die sich nach einer heute verschwnndenen Burg bei Toul benannte, war Albero von Montreuil hervorgegangen. Er mag zwischen 1070 nnd 1080 geboren sein. Seine Mutter entstammte nach einer allerdings anfechtbaren Notiz dem Hause der Grafen von Toul; nach ihrem frühen Tode hat die Mutter des Touler Chorherrn Hugo Metellus, der durch seine poetische Behandlung des Investiturstreits und seine Briefe bekannt ist[1]), ihn erzogen. Hier mag Albero bereits jene streng kirchliche Richtung erhalten haben, die er, als jüngerer Sohn in früher Jugend schon zum Geistlichen bestimmt, bald praktisch bethätigen konnte. Nachdem er schon Würden in der Tonler und Verduner Kirche bekleidet hatte, wurde er Archidiakon nnd Propst von S. Arnualis in Metz und hier eröffnete sich ihm rasch ein Feld zu intensiver Wirksamkeit.

Zwar hatte nach dem Tode des Bischofs Poppo um 1103 sein von einer starken kaiserlichen Partei aufgestellter Gegner als Adalbero IV. allgemeine Anerkennung gefunden. Aber das Wiederausbrechen des Investiturstreites erweckte die Gegensätze aufs neue, zudem entfremdete persönliche

1) Wattenbach, Geschichtsquellen 2, 130.

Mißwirtschaft dem Bischof den kirchlich gesinnten Teil seines Klerus. An dessen Spitze aber trat der Archidiakon Albero nnd er betrieb, obwohl er damit den Zorn des Kaisers auf sich lnd, energisch den Sturz Adalberos. Er unternahm es sogar (im Herbst 1116 scheint es), persönlich beim Papste auf die Absetzung seines mißliebigen Oberhirten zn dringen. Trotz aller Nachstellungen des Kaisers gelangte er glücklich nach Rom, erreichte von Paschalis II. wirklich die Absetzung Adalberos nnd schritt, glücklich heimgekehrt, sogleich mit seinen wenigen Parteigenossen zu einer Neuwahl, die auf seine Initiative den durch die Heiligkeit seines Lebenswandels berühmten Abt von St. Georgen, Theoger, zum Bischof von Metz erhob. Mit Gewalt ward der greise, kränkliche Mann aus seinem stillen Schwarzwaldkloster herausgeholt und trotz allen Sträubens im Juli 1118 konsekriert. Ihn wirklich nach Metz zu bringen, gelang seinen Wählern freilich nicht, da die kaiserliche Partei dort auch, nachdem Adalbero, anscheinend 1119, gestorben war, sich seiner Einführung aufs äußerste widersetzte, und Theoger starb nach längerem Hin- und Herziehen schon 1120, ohne seine Residenz gesehen zu haben. Albero lenkte die Wahl jetzt auf Stephan von Bar, den Bruder seines Freundes, des Grafen Reinald von Bar; diesem erst gelang es, Anerkennung in seiner Diöcese zu finden und er belohnte 1123 die Dienste seines getreuen Archidiakons durch dessen Erhebnng zum Primicerius von Metz.

Unter Heinrichs V. kirchlicher gesinntem Nachfolger gerät Albero bald wieder in frenndlichere Beziehnngen zum Oberhaupte des Reichs und tritt nnn mehrfach bedeutsam hervor. Bei der Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles in Magdeburg 1126 wird er als Kandidat genannt, verzichtet aber nnd betreibt selbst die Wahl Norberts, des Begründers des Prämonstratenserordens. Als er 1129 znfällig in Halberstadt weilt, begehrt der dortige Klerus ihn znm Bischof nnd nur dnrch schleunige Flucht vermag er sich der unangenehmen Wahl zu entziehen. Sein Biograph glanbt die Eile, mit der er Halberstadt verließ, nicht besser

charakterisieren zn können als durch die Erzählung, Albero habe darüber sogar das bereit gestellte Frühstück stehen lassen [1]).

Auch als er nach dem Tode des Erzbischofs Meginher von Trier, der 1130 im Kerker zu Parma gestorben war, zu dessen Nachfolger erwählt wurde, sträubte er sich heftig gegen die ihm zngedachte Würde, da er denn freilich ein heilloses Erbe antreten sollte. War die Erzdiöcese doch seit langem durch beständige Fehden verwüstet, das Kirchengut verschleudert, die letzten Erzbischöfe gehorsame Diener ihres eigenen Ministerialen, des Burggrafen Ludwig, der die Regierung völlig an sich gerissen hatte und seine Herren knapp genug hielt. Erst als der Papst mit Strafen gegen ihn einschritt, verstand Albero sich zur Annahme der Wahl. Im März 1132 ward er von Innocenz II. in Vienne geweiht, unter offenkundiger Verletznng des Wormser Konkordats vor der Belehnung mit den Regalien. Doch gelang es ihm recht rasch, die Anerkennung Lothars zu erhalten.

Der nene Erzbischof hat seine Wähler nicht enttäuscht. Noch auf derselben Reichsversammlnng zu Aachen, anf der er die Investitur erhalten, belegte er den Halbbrnder des Königs, Herzog Simon von Ober-Lothringen, als einen Kirchenräuber mit dem Bann und jagte ihn am Ostertage während der Verlesnng des Evangeliums aus der Kirche. Wie er auch späterhin seine Ansprüche gegen ihn durchsetzte, so hatte er überhaupt bald Ordnung in seiner Diöcese geschaffen; der Burggraf Ludwig war rasch seiner herrschenden Stellung beraubt, die Einkünfte des erzbischöflichen Stuhles wurden geregelt; in zahlreichen Fehden der lothringischen Großen und vielen Streitigkeiten geistlicher Körperschaften trat Albero als Schiedsrichter auf. Die Klöster wurden reformiert und bei aller Begünstigung in

1) Baldericus c. 10: *relicto prandio, quod iam preparatum ipsi fuerat in domo cuiusdam venerabilis personae, Conradi camerarii, quem rex Heinricus excecari fecerat tempore predicti scismatis, cum iam sui manus abluere cepissent ituri ad prandium, ex inproviso equum ascendit suosque se subito sequi precepit; et sic aufugit.*

strenger Abhängigkeit gehalten; durch jahrelange zielbewußte Thätigkeit gelang es Albero auch, einen alten Lieblingswunsch der Trierer Erzbischöfe zu verwirklichen, indem er die bisher reichsunmittelbare, durch einen gewaltigen Besitz höchst begehrenswerte Abtei S. Maximin vor Trier seiner Jnrisdiktion unterwarf.

Auch in Sachen des Reichs spielte er bald eine hervorragende Rolle. Er war im August 1136 mit Lothar nach Italien gezogen, hatte dort aber bei allen Verhandlungen so konsequent auf der Seite des Papstes gestanden, daß das deutsche Heer bei dem Aufruhr in Melfi neben dem Papst und den Kardinälen gerade ihn dafür verantwortlich machte, daß die Heerfahrt kein Ende nahm und er wäre erschlagen worden ohne das Dazwischentreten des Königs. Daß auch Lothar schließlich doch nicht in übermäßig freundlicher Gesinnung von dem Kirchenfürsten sich trennte, der ihm so wenig Beistand geleistet hatte, ist begreiflich genug. Der Papst aber belohnte die treuen Dienste des Heimkehrenden, indem er Albero den Primat über das belgische Gallien bestätigte und ihn zum Legaten des apostolischen Stuhles für ganz Deutschland ernannte. In seine Diöcese znrückgekehrt, strafte der Erzbischof mit gewohnter Energie blitzschnell ein paar adlige Herren, die ihm eine Burg weggenommen hatten, auf die empfindlichste Weise. Der Tod Lothars verschaffte ihm dann Gelegenheit, maßgebend in die große Politik einzugreifen; sein rasches und umsichtiges Handeln hob im März 1138 mit Konrad III. die Staufer auf den deutschen Königsthron.

Ueber seinen Sprengel kamen nochmals schwere Jahre, als er wegen der Abtei S. Maximin, die Konrad ihm dankbar abgetreten hatte, mit dem Grafen Heinrich von Namur in langwierige Kämpfe verwickelt wurde, die er doch zu günstigem Ende zu führen verstand. Die Welt sah ihn auf dem Höhepunkte des Glanzes und der Macht, als er 1147 den Besnch des Papstes Eugen III. in Trier empfing und ihn samt großem Gefolge durch mehrere Wochen mit unerhörter Pracht bewirtete. Bis in seine letzten Tage trotz der Gebrechen des Alters ein streitbarer Herr, gegen den

kein raublustiger Großer aufkam, starb Albero am 18. Januar 1152 hochbetagt in Koblenz.

Abgesehen von der Erzählnng seiner hier nur kurz angedeuteten politischen Wirksamkeit erhalten wir aus den beiden Biographien, die wir von ihm besitzen [1]), auch eine lebensvolle Schildernng seiner Persönlichkeit. Weniger allerdings aus den „Gesta metrica", die ein nnbekannter Verfasser, jedenfalls wohl Angehöriger des Trierer Klerus, in ungelenken Hexametern, anscheinend noch bei Lebzeiten Alberos (wenigstens führt er die Erzählung nur bis zum Ansgang der Fehde mit Heinrich von Namnr) verfaßt hat, als aus den nur wenig späteren prosaischen „Gesta Alberonis" eines gewissen Balderich. Ueber dessen Leben sind wir durch seine eigenen Angaben, einen Brief Wibalds von Stablo und einige nrkundliche Zeugnisse näher unterrichtet. Er stammte ans Florennes in der Lütticher Diöcese und war nachher Sachwalter am päpstlichen Hofe. Albero hatte ihn in Paris kennen gelernt, als er dort 1147 mit Papst Engen III. das Osterfest beging und nahm ihn mit sich nach Trier, da Balderichs geschickte Geschäftsführung sein Wohlgefallen erregte. Dort machte er ihn zum Leiter der Domschule; noch unter Alberos Nachfolger Hillin erscheint Balderich mehrfach als magister scholarum und Propst von S. Simeon in Urkunden; seit 1163 entschwindet er aus unseren Augen [2]).

Albero war in ein vertrautes Verhältnis zn seinem Günstling getreten, und so konnte dieser allerdings aus intimster Kenntnis über Leben und Thaten seines Helden berichten. Seine Darstellung ist trotzdem nicht ganz frei von einigen, znm Teil recht sonderbaren geschichtlichen

1) Beide herausgegeben von Waitz MG. SS. VIII, 234 ff. Ueber die Verfasser dieser Biographien nnd ihren Helden vgl. besonders R. Prümers, Albero v. Montreuil, Göttingen 1874; V. Huyskens, Albero v. Montreuil, Münster 1879; Giesebrecht, Gesch. der deutsch. Kaiserzeit 4. 393; Bernhardi, Lothar v. Supplinburg disp. (bes. S. 369 ff., 424 ff., 841 ff.); Derselbe, Konrad III., disp. (bes. S. 9 ff., 88 ff., 123 ff., 195 ff., 214 ff., 335 ff., 406 ff., 687 ff., 728 ff., 918 ff.).

2) Wenn er damals gestorben ist, so müßte der Tod ihn früh ereilt haben: *iuvenem etate* nennt er sich selbst, als er 1147 in Alberos Dienste trat, Gesta Alb. c. 22.

Irrtümern, auch nicht ganz ohne Tendenz; im ganzen aber ist sie zuverlässig nnd in gefälliger Form warm und lebendig geschrieben.

Wunderbar anschaulich tritt uns Alberos imponierende Persönlichkeit, sein scharf individueller, menschlich widerspruchsvoller Charakter aus Balderichs Schilderung entgegen. Schon durch sein persönliches Auftreten mußte dieser Mann allenthalben Aufsehen erregen. Denn er war in allem anders als andere Menschen [1]). Er ging auf seine Art und ritt auf seine Art [2]). Das mußte er schon wegen seines Leidens, die böse Welt aber behauptete, daß er es *pro raritate* thue, denn er liebte es auch zu wachen, wenn andere schliefen und schlief, wenn andere wachten: er verwachte die Nacht mit Beratungen oder Gastereien oft bis zum Hahnenschrei und selbst bis zur Morgendämmerung und schlief dann auch in den Tag hinein. Auch sonst hielt er die gewohnten Zeiten nicht ein; er kam spät zu Tisch, blieb dafür aber um so länger sitzen und so ließ er überall auf sich warten. Auch bei Hofe und bei Beratungen erschien er stets als letzter und ging zuletzt, äußerte auch klug erst dann seine Meinung, wenn alle anderen gesprochen hatten [3]).

Ueberhaupt war er langsam in seinen Bewegungen,

---

1) Baldericus, Gesta Alb. c. 26: *alienos in omnibus gerendis et valde inusitatos mores habebat.*

2) Ebd. c. 26: *Nec in ambulando nec in equitando, nec in dormiendo, nec in vigilando aliorum hominum consueta tenebat. In ambulando ad manus trahebatur, sciaticus enim erat; et propter eandem infirmitatem strepas in arcu sellae, cum equitaret, pendentes habebat et iambam sinistram super collum equi tenebat, quod cum morbi coactione faceret, ab aliis pro raritate facere videbatur.* In der That gilt dies Auflegen des Beines auf den Hals des Pferdes als ein besonders elegantes Reiterkunststück. Als Gahmuret überlegt, wie er auf recht höfische Art (Parz. 61. 20 f.) in Kanvoleis einreiten könnte, *dô leite der degen wert ein bein für sich ûfez phert* Parz. 63. 13. Vgl. auch die von Schultz, Höf. Leben 1. 502 A. 2 aus französischen Epen citierten Stellen.

3) Ebd. c. 26: *Noctu in consiliis sive in collationibus esse solebat usque ad conticinium sive ad galli cantum, sepe quoque usque in diluculum, dormiebatque sepissime usque ad duas diei horas. Ad mensam post horam consuetam tarde accedebat et diu valde in ea demorabatur . . . Novissimus et diu exspectatus ad curiam vel ad quelibet veniebat colloquia ultimusque recedebat; nunquam in singulis conventibus, nisi auditis aliis suum aperiebat consilium.*

im Handeln und Reden. Er überlegte alles sehr lange und wurde oft durch Zaudern beschwerlich; hatte er sich aber einmal entschieden, so brachte seine Klugheit und die ihm eigene Energie wohl auch eine verzweifelte Sache zu glücklichem Ende [1]).

Er war ein gescheidter Mann, der die Menschen kannte und jedem seine Gedanken schon aus dem Gesichte las [2]), aber auch in den Büchern sich umgesehen hatte. Er liebte es, gelehrte Leute um sich zu haben [3]), mit denen er bei Tisch über die heiligen Schriften und Aussprüche der Kirchenväter, wie sein Biograph sagt, vermutlich aber auch über weltlichere Dinge fröhlich disputierte. Seine Rede bewegte sich beständig in Gleichnissen und Sprichwörtern, die ihm in unerschöpflicher Fülle zu Gebote standen; hierdurch ward er auch dem König und den Fürsten ein gern gesehener Gesellschafter [4]). Beim Volke hatte er mit seinen Predigten dagegen keinen besonderen Erfolg, weil ihr Sinn zu hoch, seine Rede stockend, auch sein Deutsch mangelhaft war [5]); denn seine Heimat lag zwar innerhalb der Reichsgrenzen, aber auf französischem Sprachgebiet.

---

1) Ebd. c. 26: *Corpore tardus et opere et sermone erat. Omnia diutissime pertrahebat; nunquam vel admodum raro properando aliquid agebat, sed omnibus tantam moram innectebat, quod gravis valde et morosus omnibus videbatur et tedium tam suis quam alienis inferebat; et cum pro nimia sua tardatione res quelibet, quam incepturus erat, desperata esset, tamen optato fine terminabatur.*

2) Ebd. c. 26: *Phisionimiam admodum sciebat adeo, ut diversorum aspectu vultuum secreta discerneret mentium et morum.*

3) Ebd. c. 9: *Nostris temporibus nemo maiori intentione studuit religiosos viros et litteratos circa se attrahere et eos diligere et suis beneficiis largiter honorare.*

4) Bei Tisch unterhielt er sich *disputando et conferendo valde hylariter cum clericis suis de sacris scripturis et sanctorum patrum sententiis. Magnam enim multitudinem religiosorum et litteratorum secum habere solebat . . . In proverbiis et similitudinibus fere omnia dicebat; quorum supra omnes qui in nostram venerunt noticiam homines copiam tenebat . . . ioconda loquutione et hylarissima proverbiorum suorum interpositione tam regem quam principes letificare solebat.* Ebd. c. 26.

5) *Cum sermonem ad populum faceret, tunc quia tardus erat in sermone, tunc quia Gallica lingua natus in Teuthonica non erat expeditus, tunc quia nimis profunda tractabat, explicare vix poterat ea quae ceperat.* Uebrigens dient Albero 1136 dem Mailänder Akoluthen Landulf, Verfasser der bekannten Historia Mediolanensis, als Dolmetsch bei Lothar, der sonach wohl kein Latein verstand. Bernhardi, Lothar S. 658.

Ein wie treuer Sohn der Kirche Albero gewesen ist, wissen wir aus seinem politischen Verhalten. Er handelte hier gewiß nach innerer Ueberzeugung und Balderich berichtet, daß er auch vor dem Altar seine priesterlichen Obliegenheiten mit einer verzückten Andacht erfüllt habe[1]). Aber in der Brust dieses merkwürdigen Mannes fanden zwei Seelen Raum; kirchliche Gesinnung und religiöse Verzückung hinderten ihn keineswegs, auch weltliche Dinge mit derber Lust zu umfassen. In der Entfaltung eines gesteigerten Luxus und fürstlicher Pracht wollte er's immer möglichst allen anderen zuvorthun. Er zeigte sich außerordentlich freigebig und zwar nicht nur in bereitwilliger Bethätigung christlicher Barmherzigkeit[2]). Seiner Gastfreundschaft war jedermann sicher[3]) und durfte sich bei ihm für wohl aufgehoben halten; Balderich kann sich gar nicht genug thun in der Beschreibung[4]), mit welchem Aufwand der Erzbischof den Papst und sein ganzes Gefolge zwölf Wochen lang in seiner Residenz bewirtete, mit welchem Pomp er das Weihnachtsfest beging, wie er keinen der zahllosen Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Pröpste, Herzöge und Grafen, die zum Papst nach Trier kamen, ohne einen Beweis seiner Freigebigkeit ziehen ließ.

Und wie er andere gerne leben ließ, so mochte der hohe Herr sich selber auch gerne ein wenig zu leben gönnen. Es sind nns zwei sehr interessante Briefe von Hugo Metellus erhalten[5]), dessen Mutter, wie wir gehört

---

1(Ebd. c. 26: *Pontificalibus ornamentis indutus angelus Domini videbatur; angelico enim vultu relucebat, et tanta devotione celestia illa tractabat sacramenta, quod cum in secretis moraretur, contemplatione et oratione coelos penetrare videretur.*

2) Ebd. c. 26: *Elemosinas quam largissime et cotidie faciebat.*

3) Ebd. c. 9: *Hospitalis supra vires semper exstitit, et extraneos quosque dulciter et humane tractare solebat.*

4) Ebd. c. 23.

5) Abgedruckt bei Mascovius, Comment. de rebus imp. sub Loth. S. 344 ff. Es heißt da u. a.: *Langues, ut video. Deliciae Theutonicorum* (man beachte, wie er Albero als Franzosen reklamiert) *emolliunt Te. Salsamenta illorum Tuo palato sapiunt. Socius es sturionum et salmonum, nos vero socii strucionum et scorpionum.* S. 345. — *Solebas ferre labores, ferre dolores et in arena Christi triturare solebas. Solebas in dura terra pausare sub diuo et herbam habere pro thoro. Nunc langues in lecto eburneo et pro herba emollit Te culcitra serica* S. 346. — Er deckt den

haben, sich des verwaisten Albero angenommen hatte; in ihnen macht der Schreiber seinem Erzbischof die heftigsten Vorwürfe, daß er in Luxus und Schwelgerei die Pflichten seines Amtes und Standes versäume. Balderich berichtet mehrfach, mit welcher Pracht Albero öffentlich aufzutreten liebte. In so stattlichem Aufzuge wie er kam keiner an den Hof des Königs; er hatte es recht darauf angelegt, alle anderen auch hierin zu übertreffen [1]). Auf der Synode von Rheims im März 1148 zog er in einer prunkvollen Sänfte auf, die allgemeines Erstaunen erregte [2]).

Alberos irdische Neigungen blieben aber nicht bei den Freuden der Tafel und einer bequemen Prachtentfaltung stehen. Er führte auch das weltliche Schwert ganz so schneidig und kühn wie das geistliche, und mancher rauflustige Große seiner Diöcese bekam die Tapferkeit und Entschlossenheit ihres geistlichen Herrn zu spüren. Bis in die Tage höchsten Alters stellte der gebrechliche Mann sich in jeder Fehde persönlich an die Spitze seines Aufgebotes. Noch in dem Streite mit Hermann von Stahleck,

inneren Zwiespalt seiner Lebensführung auf: *Nondum vobis mundus crucifixus est, sed neque vos mundo. Confligunt enim in vobis animalitas et ratio, spiritus et caro. Quare, inquit ratio, anima conturbas me, dum negotiis secularibus implicas me? . . . Conturbas me, cum hortaris, ut sturiones et salmones deglutiam et pigmenta sapiam, ut in lucem dormiam et induar purpura et bysso et rubicundo croco bis tincto.* S. 347.

1) Gesta Alb. c. 26: *Ad regales curias quando veniebat, spectaculum omnibus erat; solus admiratione dignus videbatur; comitatus et expensae magnificentia omnes alios principes obscurabat.* Auf einen Hoftag Konrads III. in Frankfurt kam er einst *cum XL navibus cameratis, exceptis liburnis et honerariis atque coquinariis ratibus.* In seiner Begleitung hatte er acht Grafen, zwei Herzöge und eine erstaunliche Menge von Rittern und Klerikern. — Auf die Heerfahrt gegen Heinrich von Baiern 1149 hatte er außer 500 Rittern dreißig Fuder Wein und eine gewaltige Masse von Lebensmitteln auf unzählige Wagen verpackt, mit nach Sachsen geführt, ebd. c. 15.

2) Ebd. c. 24: *Ad quod concilium domnus archiepiscopus Albero tam magnifice pervenit, quod omnium oculos in se et ora aperuit. In camerula autem de corio facta, lineo panno intrinsecus decenter obducta, inter duos ferebatur equos, quod cunctis visu erat mirabile. Senectute enim iam laborabat, longisque fractus deficiebat laboribus.* Es war also eine sog. *rosbâre,* wie sie in den Epen für den Transport von Frauen, Kranken und Verwundeten öfter erwähnt werden, vgl. die Stellen bei Schultz, Höf. Leben 1. 488 ff., 2. 309; ZfdPh. 24. 547. Das Erstaunen der Zuschauer muß wohl vornehmlich die Ausstattung des Gerätes hervorgerufen haben.

Pfalzgrafen bei Rhein, zu Ende 1148 führte er selbst seine Mannschaft vor die Burg Treis an der Mosel, stellte sie in Schlachtordnung auf, rief die ihm Bekannten einzeln an, fragte die Unbekannten nach ihren Namen in jener echt fürstlichen Weise, die dem Befragten das Gefühl eines persönlichen Verhältnisses zu seinem Führer erweckt, hielt eine begeisternde Ansprache und stellte sich, während er dem Grafen von Namur die Fahne übergab, selbst mit dem Kreuz an die Spitze des Haufens. Und so gewann er die Schlacht, ohne daß sie geschlagen ward; denn sein Gegner suchte den Frieden, als er von der begeisterten Stimmung der erzbischöflichen Truppen gehört hatte [1]).

Neben der äußersten persönlichen Unerschrockenheit war listige Verschlagenheit Alberos vornehmste Waffe. Es werden uns aus seiner Metzer Zeit, da der jugendliche Eiferer mit allen Mitteln seinen Bischof bekämpfte, ein paar ganz besondere Stücklein erzählt, und die seltsamen Züge, die ein Teil dieser Berichte enthält, mögen den Germanisten rechtfertigen, der hier als ein Unberufener den Geist des kühnen Erzbischofs beschwört.

Ein mutiges Reiterstück überliefert Balderich im 8. Kapitel. Von den kaiserlich gesinnten Metzern aus der Stadt vertrieben, hatte Albero bei dem befreundeten Grafen Rai-

---

1) Vgl. die Erzählung Balderichs c. 25, in der noch die Begeisterung dieser Stunden zu leben scheint. Interessant ist auch soine Schilderung, wie Alberos Heer die drei Tage ausfüllt, während deren es auf den Anprall des Feindes wartet. *Illic videres galeas nitentes, loricas splendore diem superantes, clipeos coruscho sole circumpositos montes illustrantes.* (Vgl. etwa Gud. 1356. 3 von dem Heer vor Cassiane: *dô sach si l i u h t e n h e l m e u n d v i l d e r l i e h t e n s c h i l d e. diu burc was besezzen: v o n g e w æ f e n l û h t e a l d a z g e v i l d e).* *O quam intrepidos vultus virorum conspiceres! Quam impacienter moram hostis tardantis ferebant! Quae preludia militum cerneres pugnam simulantium in armis! Quam brevi spacio equum ferocem circumferri videres! Quales militum obviationes in equis, quali hastas fragore discindi perspiceres! Quales audires clamores horum insequentium, illorum terga vertentium! Qua arte simulatam attenderes fugam, quam subitas modo fugientium reflexiones et precipiti cursu versam fortunam eorum qui iam sequebantur terga impellentium! Ibi notares milites modo condensatos, modo subito sese aperire incursantemque hostem ingeniose quasi cedendo in sinum recipere, reflexisque cornibus eum concludere; mille ibi artes, mille fallendi modos discere dabatur.* Wir haben hier wohl die Schilderung eines Buhurd vor uns, die dann ausführlicher und anschaulicher wäre als jede andere.

nald von Bar auf der Burg Monzon einen Unterschlupf gefunden. Von da begab er sich einst heimlich nach Metz und verbarg sich im Hause einer Witwe. Am Morgen aber bestieg er ein Pferd und zeigte sich öffentlich in den Straßen. Kaum ist er erkannt, als in der ganzen Stadt ein gewaltiges Geschrei entsteht, und wer nur ein Pferd zur Hand hat, setzt dem Fliehenden nach. Albero lenkt seine Verfolger verabredetermaßen nach einer Richtung, wo er den Grafen Reinald mit einer Schar Gewaffneter im Hinterhalt verborgen weiß; der bricht im geeigneten Augenblick hervor, und zahlreiche Metzer werden gefangen.

Seltsamer als diese Geschichte, die wohl genau so sich zugetragen haben mag, lauten einige andere Anekdoten. Wo Balderich von den Bemühungen seines Helden gegen den Bischof Adalbero IV. erzählt, berichtet er zunächst im 4. Kapitel, wie es Albero gelungen sei, die Absetzung des Bischofs zu erreichen; auch sei auf sein Betreiben die Stadt mit dem Interdikte belegt worden. Da aber niemand sich getraute, den Brief in die Stadt zu bringen, so unternahm Albero selbst das Wagestück. Er that weibliche Gewänder an, die ihm Kopf und Antlitz verhüllten, und einen grauen Mantel darüber und legte so, in Gestalt einer Pilgerin, den Brief auf dem Altar nieder. Dann rief er die Domherren heran und ermahnte sie, von dem Briefe Kenntnis zu nehmen. Als diese den Verhüllten erkannten, schlugen sie sofort Lärm und zogen die Sturmglocke; Albero aber sprang auf ein schnelles Pferd, das er vor der Kirchenthür bereit gestellt hatte, und entfloh. Bis nach Arkenzei wurde er von einem Haufen Bewaffneter verfolgt; dort aber schwamm er mit seinem Pferde durch die Mosel und entkam so glücklich zu seinem Herrn, dem Bischof Poppo [1]).

---

1) Gesta Alb. c. 4: *Cum enim rex nullam ecclesiis eligendi pontifices permitteret libertatem, in Metensi quoque civitate, expulso de sede venerabili viro Poppone episcopo, quendam nobilem virum Alberonem nomine sua voluntate constituit episcopum; quem dominus Albero predictus, sepe Romam eundo, deponi fecit tandemque excommunicari, et in excommunicatione defunctum extra ecclesiam sepeliri, apostolicisque apicibus civitatem interdici fecit a divinis, ita quod etiam sepultura defunctis negabatur. Litteras*

Daß diese Erzählung der Wirklichkeit nicht genau entspricht, wird schon durch ihre offenkundigen geschichtlichen Irrtümer klar. Nach Balderich hätte das Einschreiten des Papstes gegen Adalbero IV. bei Lebzeiten Poppos stattgefunden, während es in Wahrheit mehr als ein Jahrzehnt nach Poppos Tode, der um 1103 starb, eintrat[1]. Ferner müßte man nach Balderichs Darstellung glauben, die Absetzung Adalberos und das Interdikt seien von demselben Papste und zu gleicher Zeit verfügt worden; in Wahrheit aber ward jene von Paschalis II., dieses erst zwei Jahre später von Gelasius ausgesprochen. Die in den Ereignissen dieser Jahre gut unterrichtete Vita Theogeri erwähnt auch das Interdikt, weiß aber nichts davon, daß es nötig gewesen wäre, den Metzern es auf so abenteuerliche Weise bekannt zu machen[2]. Immerhin ist wohl denkbar, daß Balderich allein hiervon unterrichtet sein mochte; aber sagenhaft ausgeschmückt ist dieser Teil seines Berichtes wohl schon deswegen, weil er in sich recht unwahrscheinlich ist: wie hätte es dem als Weib verkleideten Albero gelingen sollen, ein Roß vor der Kirchenthür bereit zu stellen, ohne damit allgemeines Aufsehen zu erregen? Und in der That ist die Art seiner Verkleidung ja ein recht verbreitetes Motiv;

---

autem domini papae interdicti sententiam continentes cum nemo Mettim timore crudelissime mortis auderet afferre, ipse clericali toga linea se induit et peplo muliebri caput et vultum involvit, et cappa de griseio panno se super induit atque in specie peregrinae mulieris, tamquam thus ad altare ferens, litteras domini papae altari imposuit. Indeque revertens, canonicos, quos in ipsa ecclesia beati Stephani vidit, ad se convocavit, et quod litteras domini papae in altari acciperent et reverenter legerent indixit. Illi autem, cum iam eum recognoscere inciperent, furere et constrepere, et sonitu campanae populum civitatis in eum concitare accelerabant. Ipse vero, antequam ipsum possent comprehendere, in equum, quem ante fores aecclesiae preparaverat, velocissimum ascendit et cursu citissimo auffugit. Quem cum homines civitatis illius, equites et pedites, usque ad villam quae dicitur Arkenzei insequerentur, ipse forti equo in quo sedebat transnatavit Mosellam fluvium et usque Rozeium castrum, in patrimonio ipsius episcopi Popponis situm, ad dominum suum pervenit. Consimili arte insidias regis multotiens evasit.

1) Vgl. Huyskens a. a. O. S. 12 ff. und 77 ff.

2) Vita Theogeri II. 25 (MG. SS. 12. 477): *Tandem vero Gelasius apostolicae sedis antistes . . . clero et populo Metensis ecclesiae litteras misit et ne quidem divinum servitium illic fieret interdixit.* Die Metzer erhalten das Schreiben zugleich mit einem Briefe ihres Metropoliten Bruno von Trier, der sie zum Gehorsam mahnt und erklären sich darauf bereit, ihren Bischof zu rufen.

wir denken an Hugdietrich und den Jarl Apollonius mit ihren zahlreichen Parallelen, welche die im DHb. IV. S. XLI gegebenen Nachweise noch nicht erschöpfen. Das Pilgergewand erinnert uns zugleich an die stehende Verkleidung in dies Kostüm in der Salomosage und ihren zahlreichen Ausläufern (vgl. Verf., Hilde-Gudrun S. 370 f.), die *cappa de griseio panno* aber an den grauen Rock Orendels (der ja nicht aus der Legende stammt, denn der heilige Rock ist purpurfarben) und die *grisa tunica* des Grafen Gosfrid von Anjou (Benezé Sagen- und litterarhist. Unters. II. 2 ff.).

Merkwürdiger noch ist, was uns von den Abenteuern erzählt wird, die Albero auf seiner ersten Romfahrt, da er ein Eingreifen des Papstes im Metzer Streite herbeizuführen trachtete, infolge der Nachstellungen Heinrichs V. erlebte. Balderich berichtet hierüber im 5. Kapitel:

Rex enim ipsi Romam eunti omnes vias obstruxerat, et de morte ipsius omnibus fidelibus suis preceperat. Adversarium enim et inimicum regni eum publice pronunciaverat; ipse autem transfigurando se in diversas formas, per medios hostes transibat incognitus. Aliquando enim servos suos suis vestibus induebat, et ipse servili habitu illis ministrabat, equos procurabat, cenam preparabat, calciamenta detrahebat, reliquias servorum comedebat; aliquando inter mendicos ut mendicus ibat, aliquando cum mercatoribus, tamquam merces ferens; atque innumeris aliis modis se transformabat, non solummodo vestes mutando, immo etiam vultum, capillos, barbam fuco colorando. Dicitur quoque, quod ego tamen nescio, quod aliquando regi et exercitui eius, formam simulans contracti et sedens in asino, occurrit et ab regina quinque solidos in elemosinam accepit. Additur quoque, sed ego nescio, quod in eodem itinere longius regis comitatus processum, sub specie mendici regis sub mensa locatus, audierit plurima ipsum regem cum regina et cum aliis suis fidelibus ocioso animo loquentem de his, quae contra papam machinatus erat, atque inter cetera de insidiis contra ipsum dominum Alberonem dispositis recitantem et quod et quae viae ipsi Romam tendenti essent interclusae. Quas regis insidias sic premunitus cum omnes evasisset, Romam perveniens, reginae remandavit multas et magnas gratias pro accepto ab ipsa beneficio; ipsum enim se esse mandavit, cui quinque solidos sedenti in asino dedisset.

Daß diese fabelhafte Erzählung des geschichtlichen Grundes nicht entbehrt, wird uns durch andere Quellen bestätigt. Die älteren Gesta metrica berichten im wesentlichen übereinstimmend V. 25 ff.:

Necnon pontificem propria de sede Metensem
Adalberonem, non equa sibi sapientem,
Officioque suo fecitque carere sepulchro.
Cui successorem sanctum primo Theogerum,
Huic Stephanum fieri, spreto satis imperiali
Obtinuit iure. Qua causa rege furente,
Mandatum multis eius de funere mortis;
Quod multis gratum fuit, et satis insidiatum
Romam pergenti seu per regnum gradienti.
Evasit vero mortis vicinia crebro.
Sepe per infestos veluti paraliticus hostes,
Impositus carro, iuncto protractus asello,
Transiit inmunis, sibi preduce paupere quovis.
Nam commentato facies superoblita fueo
Hunc abscondebat; agapes quoque suscipiebat
Illorum qui se meditabantur iugulare.
Sic Romam, sic ibat eo quocumque volebat.

Einen ausführlichen Bericht über die Gefahren, denen Albero ausgesetzt war, wie über die Art, in der er ihnen entging, bringt endlich noch die Vita Theogeri. Alberius, heißt es hier II. 2 (SS. 12. 466), hatte sich durch sein Verhalten die äußerste Feindschaft des Kaisers zugezogen, der ihm auf jede Weise nachstellte und ihn wo immer ergreifen hieß.

Sed cum nil minis procederet, promissis etiam onerat suos, quo diligentius virum, quem honori et regno suo insidiari aiebat, inquirerent, iurans per coronam et majestatem imperii, quingentis se talentis argenti Alberii oculos, si quis suorum suis praesentasset obtutibus, compensaturum. Quanta autem eius tunc persecutio fuerit, quis requirat, cum ad investigandum hominem unum ex imperiali edicto certatim plurimi moverentur; a quibus multas perpessus insidias, toto paene orbe profugus agitur, nec ei uspiam tutus ad latendum supererat locus iamque pes ei ubi requiesceret non invenit. Alberius vero adiutus oratione fidelium per terras et maria et per multa discrimina, per plana, per invia iens et rediens, permansit illaesus, cum tamen frequenter in manus inimicorum ipsis quidem ignorantibus incidisset, ita ut eadem navis simul utrosque transveheret. Sed perire penitus aut periclitari non poterat, quem Deus ecclesiae quandoque praeficere disponebat. Ille enim, uti solerti pollebat ingenio, pro loco, pro tempore modo habitum mutans, modo comam et barbam nutriens, modo per terram quasi debilis repens, intuentium oculos arte fefellit; interdum vero de manibus prosequentium fuga elapsus evasit; et Romam usque perveniens, Paschali, quam tandem ob causam advenerit vel quorum legatione fungeretur, innotuit.

Man sieht, die drei Ueberlieferungen stimmen im ganzen

wohl zusammen, erweisen aber durch Abweichungen im einzelnen und manches Plus oder Minus jede ihre Selbständigkeit. Ueber die Verfolgungen des Kaisers spricht am ausführlichsten die Vita Theogeri, von den Verkleidungen Alberos erzählt am detailliertesten Balderich, indem er zunächst drei Formen derselben anführt: I) als Diener, II) als Bettler, III) als Kaufmann und dazu noch zwei Anekdoten fügt: IV) Albero empfängt als Krüppel, auf einem Esel reitend, Almosen von der Königin, V) Albero mischt sich unter das Gefolge des Königs und belauscht, unter dem Tische versteckt, die Anschläge seiner Feinde gegen sein Leben. Die Gesta metrica bestätigen zunächst die Gefahren im allgemeinen, insonderheit aber Punkt IV: Albero, als *paraliticus* auf einem eselbespannten Wagen sitzend, empfängt Almosen von seinen Feinden. Die Vita Theogeri spricht allgemeiner nur von der Vielfältigkeit der Verkleidung, bestätigt insonderheit aber wiederum das IV. Motiv wenigstens zum Teile, da sie ausdrücklich hervorhebt, Albero habe *per terram quasi debilis repens* seine Feinde getäuscht. Die Geschichte von den Almosen erwähnt sie nicht; wenn sie dagegen berichtet, daß Albero, ohne erkannt zu werden, mit seinen Feinden auf einem Schiffe gefahren sei, so bezieht sich das auf die wiederum recht abenteuerliche Heimkehr des Geistlichen, von der Balderich am Schluß des 5. Kapitels ausführlicher erzählt [1]).

1) *Cumque rex ipsum Romam pervenisse intellexisset, non solum per terras, sed per mare quoque insidias illi preparavit, ne quo modo rediens evadere posset. Quod nec ipsum dominum Alberonem latuit; unde ipse Roma revertens cum Pisas venisset, sciens, quod rex Pisanis quoque de morte eius mandasset, portum navium non audebat per se ipsum adire, ne forte ab his, qui preparati erant insidiatores ibi expectaretur; sed servus eius pro se atque pro socio tamquam adhuc venturo navem conduxit. Die autem qua navis conducta a litore solvenda erat, servus eius cum rebus suis navem ascendit; ipse autem intrare navem non audebat, eo quod plurima turba in portu ad spectaculum staret, inter quos etiam insidiatores suos esse timebat. Unde alio loco in preparata navicula piscatoris mare ascendit, et vix eo die navem precedentem consecutus est. Quam cum ascendere vellet, lapsus est in mare et aliquandiu natans in equore, fune de puppe deiecto, tandem vix est attractus in navem. Qui cum in sero siccatis vestibus cum nautis commederet, ceperunt pulcherrimas manus eius considerare* (die verkleideten Vornehmen unserer Epen werden sonst gewöhnlich an den scharfen Augen erkannt) *et ex hoc perpendere quod*

Was diese Histörchen dem Germanisten nun besonders merkwürdig macht, ist der Umstand, daß er in ihnen lauter gute Bekannte begrüßt. Denn was hier von Albero erzählt wird, berichtet unser Spielmannsepos Salman und Morolf fast genau so von dem verschlagenen Bruder des Königs von Jerusalem. Morolf macht auf seiner zweiten Kundschaftsreise ganz ähnliche Verwandlungen durch wie Albero; um den Nachstellungen des Königs Princian und seiner Gattin, der entführten Salme, zu entgehen, verkleidet er sich erst als bettelnder Krüppel, dann als Pilger, als Spielmann, Metzger nnd Kaufmann [1]), so daß wir also die Stadien II—IV unserer historischen Berichte wiederfinden, nur das I., am wenigsten abenteuerliche und außer durch poetische auch durch geschichtliche Parallelen mehrfach belegbare [2]) Motiv von dem Tausch der Rollen zwischen

homo plebeius non esset. Coacti autem idem fuerant nautae a Pisanis fidem dare, quod nullum ferentem litteras apostolici in navem suam reciperent. Unde et dicebant, Alberoni se velle loculos eius respicere, ne forte litteras contra dominum imperatorem deferret; et referebant ei, qualiter mandatum super hac re a Pisanis accepissent fidemque dedissent. Ipse vero dominus Albero litteras absconderat in pixide eburnea serata, quam Tirio panno honeste involverat, tamquam rem sacram; dicebatque esse sanctorum reliquias, quas de transmarinis partibus afferret; addebat quoque illorum suffragio, cum in mari fluctuarat se a periculo liberatum. Unde illi conterriti, reverentiam sacrae rei exhibentes, aperire non audebant. Sic haec et multa alia evasit pericula. Daß diese Erzählung auf historischer Grundlage beruht, wird durch die *Vita Theogeri* wenigstens indirekt bestätigt. Sie erzählt zwar von Alberos Heimkehr nichts; berichtet aber ausdrücklich, daß der Kardinalbischof Cuno von Praeneste, der vom Papst als Legat zur Schlichtung der Metzer Frage mit Albero nach Deutschland abgeordnet wurde, sich als Schreiber verkleiden mußte, um den Nachstellungen des Kaisers zu entgehen; so kam er glücklich nach Rheims *(II. 2 nomen sibi habitumque scriptoris induerat et usque quo Remorum civitatem intraret, huius operis instrumenta ex humero eius suspensa pendebant, ut nihil minus quam Praenestinus episcopus putaretur).*

1) Als Kaufmann erscheint Morolf auch im Anhang zum Spruchgedicht 1715 ff. Daß er Haar und Bart veränderte, wird ebd. 1730 f. erwähnt. — Zur Verkleidung als Bettler vgl. auch Grimm, DS. 453: Wittekind schleicht sich als Bettler verkleidet in Karls Lager. Auch Raso (W. Mapes, Nugae curialium, Dist. III. Cap. IV) tritt in diesem Kostüm auf.

2) Nur ein Beispiel sei hier anzuführen verstattet, da es ein ziemlich genaues Analogon bietet. Eine ähnlich abenteuerliche Romfahrt wie Albero hat zu Ende des Jahrhunderts ein Lütticher Geistlicher gemacht. In Lüttich war es im September 1191 zu einer zwiespältigen Bischofswahl gekommen. Die Mehrheit hatte den Erzdekan Albert, einen Bruder des Herzogs von Brabant, gewählt, eine Minderheit dagegen

Herrn und Diener fehlt dem Gedichte. Nun gehören solche Verkleidungen freilich zu den allergewöhnlichsten Mitteln der landläufigen, mittelalterlichen Epik und besonders der Spielmannspoesie und das Angeführte würde gewiß nicht genügen, irgend welchen Zusammenhang zwischen den beiden Ueberlieferungsreihen zu beweisen. Aber es kommt dazu, daß die oben als IV bezeichnete und durch unsere drei Geschichtsquellen am besten bezeugte Anekdote mit allen Einzelheiten im Salman sich wiederfindet.

Als Morolf zum zweiten Mal auszieht, die entführte Salme zu suchen, läßt er (Salm. 617 ff.) sich das Haar abschneiden, Ringe durch Ohren und Nacken ziehen und giebt seinem Gesicht mit Hilfe eines Zauberkrautes das Ansehen eines Siechen; zugleich bindet er sich die Füße rückwärts an den Leib, um als ein rechter *schemelœr* zu er-

einen Verwandten des Grafen von Hennegau. Der Kaiser begünstigte zunächst letzteren, ernannte im Januar 1192 jedoch überraschend Lothar, den Bruder des Grafen Dietrich von Hochstaden, zum Bischof von Lüttich (näheres bei Toeche, Heinrich VI. S. 214 ff.). Albert von Brabant machte sich daraufhin nach Rom auf, um vom Papste die Bestätigung seiner Wahl zu erlangen. Die Vita Alberti ep. Leodiensis (hg. v. Heller MG., SS. 25. 135 ff.; auch von Gilles d'Orval in seine Gesta pontif. Leodiensium in überarbeiteter Gestalt aufgenommen, danach bei Chapeavillius 2. 134 ff.) berichtet c. 6 ff. Genaueres von seiner Fahrt. Da Heinrich VI. ihm die gewöhnlichen Wege verlegt hatte, zog er durch die Provence und von Montpellier auf unwegsamen Pfaden über die Alpen; über Genua, Pisa, Lucca erreichte er glücklich Rom. Wie Albero suchte er den Nachstellungen des Kaisers durch Verkleidung zu entgeben: *in omnibus locis, ubicumque hospicium erat ei, Albertus sese non dominum familie sue, sed servum vilem exhibebat, in stabulis equorum curam gerens, in coquina coquum se fingens.* C. 7 erzählt eine ergötzliche Geschichte, wie der verkleidete Fürst durch List sich dem Befehle eines *rudis homo* entzieht, ihm ein paar alte Stiefel zu schmieren; nur sie zu trocknen, läßt er sich bereit finden, *sed ut ungat, non sibi censet equum.* C. 8 giebt eine hübsche Anekdote, wie der verkleidete Geistliche bei einer Hochzeit als Spielmann fungieren muß; sie wird den meisten Fachgenossen aus einem gelegentlichen Hinweis Zapperts (Ueber das Fragm. eines Liber dativus WSB. 13. 154) geläufig sein. In Rom soll der Verkleidete, wie er ging und stand, vor den Papst getreten sein: *ut erat ex itinere adustus sole vultu pulveris ac sudoris fuligine obvoluto, lineo capello nigro et offuso, calceis grandibus duris et obrosis, veste vili atque grossa, balteo duro et informi, cui cultrum ingens dependebat, vagina scabra atque uncta, ut non hominem generosum, ut non pontificem electum, sed servum emptitium et coquine sordibus inquinatum estimares.* Albert wurde bald nach seiner Rückkehr, am 24. November 1192, vor Rheims von drei deutschen Rittern ermordet; die ausführliche Erzählung der Vita enthält auch hier manches kulturgeschichtlich Interessante.

scheinen: so hofft er, seinen Feinden unerkannt nahen zu können. In Akkers gelandet, reitet er in diesem Aufzug auf einem Esel vor König Princians Burg. Er kriecht auf allen Vieren zum Pförtner, der ihn tränkt, um dafür ausgehorcht zu werden. Danach nimmt der König selbst sich des armen Kranken an und schenkt ihm drei Mark Goldes und einen kostbaren Ring, und der schlaue Krüppel ist längst in Sicherheit, als man mit Bestürzung entdeckt, wer sich unter der Maske versteckt hatte. Man sieht, hier kehrt das Abenteuer unseres Albero genau wieder mit allen seinen Elementen: der Verstellung als Krüppel (*contractus* Bald., *paraliticus* Gesta metr., *debilis* Vita Theog.), dem Esel (Gesta metr., Vita Theog.), dem Kriechen auf der Erde (Vita Theog.), den Liebesgaben des getäuschten Feindes (Bald., Gesta metr.). Selbst der spöttische Dank, den Albero nach Balderichs Erzählung seiner unfreiwilligen Wohlthäterin, als er glücklich ans Ziel gelangt ist, entbietet, findet sich ähnlich im Salman wieder: als Morolf dort mit Heeresmacht vor Princians Burg eingetroffen ist, ruft er den König heraus unter der spöttischen Begründung, er wolle ihm den Ring zurückstellen, den er damals von ihm erhalten (Salm. 741 ff.).

Es mag in diesem Zusammenhange noch eine kleine Anekdote Erwähnung finden, die Balderich im 6. Kapitel so erzählt:

In episcopatu Argentinensi quadam vice, dum regalium insidias sibi sciret in via qua iturus erat preparatas, nec aliorsum iam declinare posset, clipeo et lancea et vestibus militaribus se adornans, forti sedens equo, per medium eorum ferebatur festinus, requirens subito ab eis, si Alberonem Metensem diabolum transeuntem ibi vidissent. Rex enim ad capiendum illum subito misisset ipsum maledicebatque ei dicens: Tam malas horas det ei Deus, sicut ego habui tota nocte insequendo illum[1]*. Sic mille artibus insidias regis eludere solebat.*

1) Diese Verwünschung kehrt ähnlich wieder in einer anderen Geschichte, die Balderich c. 20 erzählt. Als der Erzbischof einst den Grafen von Namur in der bekannten Fehde aufs hartnäckigste verfolgt, ruft der Gehetzte verzweifelt aus: *Deus non meliorem diem vel noctem ei (scilicet archiepiscopo) concedat, quam duas dies et duas noctes continue habui.*

Ein ähnliches Motiv findet sich mehrfach im Salman. Dort reitet König Princian (Str. 677 ff.) mit Gewaffneten aus, den Krüppel, der ihn getäuscht hat, zu fangen. Sie fragen unterwegs einen Pilger, ob er den Gesnchten etwa gesehen habe. Der bejaht es und weist die Reiter den Weg; der Pilger aber war niemand anders als Morolf selber. Am nächsten Tag jagt ein Kämmerer mit fünfzig Mann dem Pilger nach und fragt unterwegs einen Spielmann nach dem Verfolgten. Dieser giebt an, er habe den Gesuchten gesehen, hält die Reiter lange mit Saitenspiel auf und macht sich dann davon. Der Spielmann war Morolf. Am nächsten Tag wiederholt er das Spiel nochmals in anderer Verkleidung.

Nicht im Salman findet sich, was Balderich als V von Albero erzählt, der unter dem Tisch versteckt seine Feinde belauscht, wohl aber finden wir genau dasselbe in einem anderen Spielmannsepos, dem König Rother.

Als Rother vor Konstantinopel gelandet ist, um seine von Konstantin ihm entführte Gattin zurückzuholen (V. 3638 ff.), versteckt er sein Heer hinter Berg und Wald. Er selbst aber zieht, als Pilger verkleidet, mit zwei Genossen auf Kundschaft aus. Da Kaiser Konstantin gerade bei einem Festmahl sitzt, schleicht er sich zu seinem Tisch und versteckt sich darunter: *dô slouf Rôther under tisc unde sîn man, daz man ir nicheine war nenam. dô hôrter al daz Constantîn redite mit den gestiche sîn* (3857 ff.). Die heidnischen Könige drohen prahlerisch: käme jetzt Rother, er sollte im Meer ertränkt oder übel umgebracht werden. Rothers Anwesenheit im Saal wird nachher entdeckt nnd er tritt, bei seiner Ehre gepackt, selbst hervor, was uns nicht weiter angeht.

Die genaue Uebereinstimmung mit Balderichs Erzählung liegt auch hier auf der Hand. Die aufgeführten Zusammenhänge können nicht auf Zufall beruhen; es fragt sich nur, wie sie zu erklären seien und welche litterargeschichtlichen Schlüsse sie allenfalls ermöglichen.

Stellen wir zunächst fest, daß die Ueberlieferung von Albero zeitlich weiter hinaufreicht als unsere beiden Epen.

Denn das ältere von diesen, der König Rother, ist wahrscheinlich zu früh datiert, wenn man ihn ins 6. Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts setzen will; dagegen hat Balderich bald nach dem Tode seines Helden, jedenfalls vor 1163 (oben S. 307) geschrieben. Die Gesta metrica aber sind vermutlich noch bei Lebzeiten Alberos, wohl bald nach 1147 verfaßt (oben S. 307), die Abfassung der Vita Theogeri ist zwischen die Jahre 1138 und 1146 zu setzen (Jaffé, MG. SS. 12. 450). Besteht also ein direkter Zusammenhang zwischen den beiden Ueberlieferungsreihen, so könnte die Entlehnung nur auf Seite der Spielmannsepen stattgefunden haben [1]).

Einer derartigen Annahme stünden von Seite des Salman weder principielle, noch besondere Bedenken entgegen. Prinzipielle nicht, weil es auch sonst feststeht, daß dies Epos vielfach Elemente aufgenommen hat, die der alten Salomosage nicht angehört haben. Schon im ersten Teile des Gedichtes ist Morolfs Kundschaft mit solchen anderswoher geholten Stücklein aufgeputzt; es ist bekannt, daß der böse Streich, den er Salm. 308 ff. seinen Wächtern und dem König Fore spielt, einem weitverbreiteten Ueberlieferungskreise entlehnt ist (Vogt, S. CXX, Liebrecht, Germ. 21. 385 ff.), hesonders aber tritt im zweiten Teile, dem unsere Scenen angehören, der alte Sagengehalt ganz hinter solch anekdotenhaftem Aufputz zurück. Und im besonderen wäre die angenommene Uebertragung recht wohl erklärbar, weil das Spielmannsepos von Salman und Morolf nach Ausweis der Sprache am mittleren Rhein entstanden sein muß, wo Alberos Persönlichkeit und Abenteuer gewiß bekannt waren. Ein Gleiches aber gilt für den Rother, da auch dies Gedicht, in dessen Sprache und Inhalt Rheinisches mit Bairischem sich mischt, nach allgemeiner Annahme von einem rheinischen (und zwar mittelfränkischen) Spielmann in Baiern verfaßt ist.

Dabei bestünde denn guter Grund, noch eine Verein-

1) Wobei natürlich von vornherein nicht an Entlehnung aus Balderich, sondern aus der von Balderich fixierten mündlichen Tradition über Albero zu denken wäre.

fachung dieses Verhältnisses anzunehmen. Man weiß, daß der zweite Teil des Rother, in dem die Gattin des Helden zum zweiten Mal entführt und wieder gewonnen wird, nicht zur alten Sage gehört, sondern lediglich eine Bearbeitung der Salomosage darstellt, die hier auf Rother übertragen ist, wie sie sonst auf Loher oder Herwig, auf Wolfdietrich, auf Ramiro oder den Bastard von Bouillon u. s. w. übertragen wird[1]). Nun ist das Motiv, daß der Held sich verkleidet unter dem Tisch seines Feindes versteckt und dort dessen Drohungen belauscht, in unserem Salman ja nicht enthalten. Es wäre aber sehr wohl möglich, daß die vom Dichter des Rother benutzte Fassung der Salomosage den Zug bereits besessen hätte. Denn daß es in Deutschland eine ursprünglichere und vollständigere Ueberlieferung der Salomosage gegeben hat, als die in vielen Punkten trüb und lückenhaft gewordene Erzählung des Salman sie darstellt, wird schon aus dem Anhang zum Spruchgedichte und dem Rother selbst deutlich, konnte aber besonders durch einen Vergleich der Gudrun mit den romanischen und slavischen Versionen der Salomosage nachgewiesen werden (Verf., Hilde-Gudrun, S. 390 u. ö.). War dem wirklich so, so hätte also jener Ur-Salman, wie wir ihn nennen können, unsere beiden Anekdoten IV und V von Albero übernommen.

Diese angenommene Entlehnung wäre nun sicher, wenn diese beiden Geschichtchen historisch wären. Das ist aber nicht der Fall. Geschichtlich ist zweifellos, daß der Kaiser dem Metzer Geistlichen Nachstellungen bereitete, geschichtlich ist auch, daß Albero sich durch allerlei Verkleidungen ihnen zu entziehen verstand. Aber deren nähere Ansschmücknng ist fabelhaft: die Vita Theogeri enthält jene ausgeführten Anekdoten bezeichnenderweise noch nicht und Balderich ist sich ihres fabulösen Charakters sehr wohl bewußt, da er sie mit einem ausdrücklichen *Dicitur quoque, quod ego tamen nescio* und *Additur quoque, sed ego nescio* einleitet. Hiermit ist aber die Möglichkeit ge-

1) Vgl. darüber zuletzt Verfasser, Hilde-Gudrun S. 269 ff., 368 ff.

geben, daß diese Geschichtchen nicht erst für Albero erfunden, sondern nur auf ihn übertragen sind und daraus ergäbe sich weiter, daß auch jener Ur-Salman sie dann nicht notwendig von Albero übernommen haben müßte.

Hier weiter zu kommen, werden wir uns umsehen müssen, ob ähnliche Anekdoten denn anderweit nachzuweisen seien. Das ist nun bis zu einem gewissen Grade thatsächlich der Fall und zwar denke ich dabei vorzüglich an die Erzählungen von den berühmten englischen Outlaws, einem Herward, Fulke Fitz Warin, Wallace und Robin Hood.

Schon die älteste dieser Ueberlieferungen, die Gesta Herwardi Saxonis (zuletzt und mit allein brauchbarem Text herausgegeben in Lestorie des Engles solum la Translacion Maistre Geffrei Gaimar ed. by Hardy and Martin, London 1888. 1. 339 ff.), weiß von mancherlei Verkleidungen ihres Helden zu erzählen, der gelegentlich als Töpfer oder Fischer auftritt, aber auch in Weiberkleider sich steckt, wie unser Albero, da er das Interdikt nach Metz trägt. Als Herwardus aufbricht, seinen Bruder zu rächen (S. 366), *induit se sub tunica, loricam et galeam nigro panno detectam sub pallio quidem ancillae cum gladio accepit* und findet so Eingang zu seinen Gegnern. Als er aber in der erwähnten Verkleidung als Töpfer sich an den Hof des Königs schleicht, da gelingt es ihm dort (S. 385), ähnlich wie Albero und Rother, die Anschläge seiner Feinde zu belauschen. Der weitere Verlauf dieses Abenteuers ist wiederum nicht unähnlich einer anderen, oben S. 320 berichteten Alberoanekdote. Am Hofe des Königs äußert einer, der Töpfer sehe dem Herward merkwürdig ähnlich. Das Gesinde läuft darauf zusammen, alle finden aber, daß seine Statur für diesen Helden doch zu schwächlich sei Man fragt den Töpfer, ob er Herward denn kenne und der antwortet ganz wie dort Albero mit einer Verwünschung des Gesuchten: *Utinam ille vir Belial nunc huc inter nos adesset, mihi prae cunctis mortalibus infestus, vere ulciscerer ex eo. Nam mihi quandam vaccam abstulit et quatuor oves* u. s. w.

Auch Wallace verkleidet sich als Töpfer (The actis and deidis of William Wallace by Henry the Minstrel ed.



by Moir 6. Bnch, V. 435 ff.) und ebenso Robin Hood (Child Pop. Ballads 3. 108. No. 121, A. Grün, Ges. Werke hg. v. Frankel 5. 225). Dieser steckt aber auch gelegentlich in Weiberkleidern (Child 3. 191. No. 143, Grün, S. 257), wie Albero oder im Pilgergewand (Child 3. 117. No. 140, Grün, S. 278); daneben tritt er wie Morolf als Spielmann auf (Child 3. 172. No. 138, Grün, S. 288), nnd er schleicht sich als Metzger nach Nottingham, in die Stadt seines Todfeindes des Sheriffs, und verkauft dort sein Fleisch (Child 3. 115. No. 122), wie Morolf sich als Metzger nach Akkers schleicht und dort sein Fleisch absetzt. Als Bettler aber wie Albero tritt Robin Hoods trener Genosse, Little John, auf (Child 3. 188. No. 142, Grün, S. 297).

Die weitgehendste Aehnlichkeit mit den in Frage stehenden Ueberlieferungen zeigen aber die Abenteuer des Fulke Fitz Warin, der unter König Johann die Wälder des Grenzlandes von Wales als Geächteter durchzog. Seine Thaten wurden noch im 13. Jahrhundert, schon sagenhaft ausgeschmückt, Gegenstand eines umfangreichen anglo-normannischen Gedichtes, das leider verloren ist. Doch ist uns sein Inhalt gerettet in einer zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstandenen Prosaauflösung, die das Gedicht recht treu wiederzugeben scheint (abgedruckt in den Nouvelles françoises du XIV. siècle p. p. Moland et Héricault, S. 15—114)[1]). Als Kaufmann verkleidet wie Morolf schleicht Fulke sich einst nach Canterbury (S. 63), und sein getreuer Johan de Rampayne führt (S. 106 ff.) vollends die ganze vielbeliebte Kanfmannsformel durch, wie wir sie aus der Gudrun und vielen Salomosagen kennen (vgl. Verf., Hilde-Gudrun, S. 268 ff.). Er kommt in Kaufmannskleidern nach London, gewinnt durch reiche Geschenke die Gunst des Maire, der ihm die Bekanntschaft des Königs vermittelt. Der König sichert ihm freies Geleit und lädt ihn sogar zur Tafel; durch prächtige Geschenke weiß sich der Fremde den Herrscher und das Gesinde so geneigt zu machen, daß er bald freien Zntritt bei Hofe erhält. Da führt er denn einst seine Genossen, die sich als Matrosen verkleidet haben,

1) Die Ausgabe von Wright war mir nicht zugänglich.

aus seinem Schiffe mit an den Hof und befreit und entführt mit ihnen Fulkes Bruder, der dort in schmählicher Gefangenschaft gehalten wird: mutatis mutandis also alles wie in der Gudrnn, wo die als Kaufleute verkleideten Fremden durch den statrihtære dem König angezeigt, von diesem an den Hof geladen werden, durch nnerhörte Freigebigkeit sich alle geneigt machen und endlich des Königs Tochter entführen.

Näher zu Morolfs Streichen nnd einem Abenteuer Alberos stellt sich ein anderer Zug. Fulke flüchtet einst, als ihm die Verfolger hart auf den Fersen sind, mit den Genossen in eine Abtei (S. 61 f.). Während er sein Gefolge sich drin verstecken läßt, schlüpft er selbst in ein Mönchshabit, nimmt eine Krücke zur Hand und erwartet so, erbärmlich vor der Pforte auf und ab humpelnd, seine Verfolger.

Atant vindrent chevalers e serjantz ou grant pueple. Donque dit un chevaler: ‚Daun veylard moyne, avez-vus veu nuls chevalers armés passer par ycy?‘ — Oyl, sire; Dieu lur rende le damage qe il ont fet! — ‚Quey vus ount-il fet?‘ — Sire, fet-yl, je su viels, e ne me pus ayder, tant su defet; e si vindrent VII à chyvals, e entour XV à pié; e, pur ce qe je ne lur pooy hastivement voider le chemyn, yl ne me esparnierent de rien, mès firent lur chyvals coure outre moy, e ce fust pecchié dont poy lur fust. — ‚Tès-tey, fet-il, vous serrez bien vengé eynz huy‘. Les chevalers e trestous les autres hastivement passerent avant à pursyvre Fouke et furent bien tost esloygnez une lywe de le abbeye.

Wir finden also Verstellung als Krüppel wie Albero-Morolf und listige Ablenkung der Verfolger, wobei die Selbstverfluchung (wie oben bei Herward) näher zu Balderichs Erzählung stimmt als zu der entsprechenden Scene im Salman.

Bemerkenswert ist endlich noch ein Abenteuer, das wieder Johan de Rampaigne für seinen Meister besteht. Es handelt sich darum, einen Kundschafter zu Morys von Powys zn schicken, der sich auf Fulkes Erblehen Blanche-Ville festgesetzt hat. Bereitwillig übernimmt Johan die Sendung (S. 66 ff.). *Yl fist tribler un herbe e la mist en sa bouche; e sa face comença d'engroser et emflyr moult gros, e tu devynt si descolorée que ces compaignons demeyne à grant peyne le conurent.* Es klingt wie eine Uebersetzung

davon, wenn es im Salm. 618, als Morolf sich zn seiner zweiten Kundschaft znrecht macht, heißt *ein wurze leit er in den munt, dâ von er sich zurblâte, als er wêre ungesunt.* Daß die nächsten Freunde den Verwandelten nicht erkennen, steht im Salm. an dieser Stelle zwar nicht, wohl aber ist beim Auszug Morolfs zur ersten Kundschaft eine ganze Scene (Salm. 164 ff.) daranf gebaut, daß Salman den in eine Judenhaut verkleideten Bruder nicht erkennt. Johann aber kleidet sich nnn zugleich als Spielmann wie Morolf: *Johan se vesti asque povrement et prit sa male ou sa jogelerie et un grant bastoun en sa meyn*; so kommt er unangefochten nach Blanche-Ville und erfrent den Morys dnrch die falsche Nachricht, daß Fulke Fitz Warin getötet sei.

Johan de Rampaigne, heißt es weiter, *just molt led de vys e de corps; e pur ce les rybaudz de leynz ly escharnierent e defolerent et detrestreint par ces chevoyls e par ces pées. Yl leva son bastoun, si fery un rybaud en la teste, qe la cervele vola en my la place. ‚Malveys rybaud, fet le seignur, qey as-tu fet?' — ‚Sire, fet-il, pur Dieu mercy, je ne pus meez; j'ai une maladie qe trop est grevouse, e ce poez vere par la face qe j'ay si emflée. E cele maladie me tent certeygnes houres de jour tut le seen, dont je n'ay poer mey-meismes à governer.'*

Wie der als Kranker verkleidete Johann hier von einem aus Morys' Gesinde an den Beinen gezogen wird, so geht es Morolf in seiner Verkleidung als Krüppel. König Princians Kämmerer will nicht an seine Krankheit glauben, Salm. 645 ff. *Der kammerêre zû im ging, Môrolf er bî dem beine geving, er wolte ez im strecken dan.* Morolf aber überzeugt ihn auf so üble Art von seinem Siechtum, daß der Kämmerer sich schleunigst davon macht: *durftige, dû hâst wâr, dû bist an dem lîbe nit gesund. dîn hende, fûze und ouch dîn munt, dîn ougen, dîn houbet ist dir allez ungesunt, jêmerlich stânt dîr dîn brâwen an* u. s. w.; schließlich schenkt er ihm noch einen Schilling.

Und noch ein anderes Mal zieht Johann in Spielmannskleidern aus. Fulkes Vetter Audulf de Bracy ist in die Hände der Feinde gefallen und wird vom König in Salobures (Shrewsbury) in Gewahrsam gehalten. Fulke wünscht die Gelegenheit ansgespäht, S. 76. *Johan de Rampaygne savoit assez de tabour, harpe, viele, sitole e jogelerie; si se*

atyra molt richement, auxi bien come counte ou baroun. (Ganz so thut Morolf Salm. 688: *ein rôten sîden roc leite er an, ein harpfe er in die hant nam; hovelîch stûnden im sîn cleider an: er ging in allen den gebêrden, als obe er wêre ein spilman.*). Johann färbt sich auch noch schwarz bis auf die Zähne und giebt sich vor dem König für einen *menestral Ethiopien* aus. Am Abend aber, als der König schlafen gegangen ist, läßt Sire Henré de Audelée, der den Audulf gefangen eingebracht hatte, den Spielmann auf sein Zimmer kommen.

E fesoient grant melodie; et quant sire Henré avoit bien beu, donqe dit à un vadlet: ‚Va quere sire Audulf de Bracy, qe le roy velt ocyre demeyn, quar une bone nutée avera avant sa mort.‘ Le vadlet bien tost amena sire Audulf en la chambre. Donqe parlerent e juerent. Johan comença un chanson qe sire Audulf soleit chaunter; sire Audulf leva la teste si ly regarda en my le vys e à grant peyne le conust. Sire Henré demanda à beyvre; Johan fust molt servisable, saily legerement en piés, e devant tous servy de la coupe. Johan fust cointe, gitta un poudre en la coupe, qe nul ne le aparçust, quar yl fust bon jogelere; e tous qe burent devyndrent si sommylous qe bien tost après le beyre se cocherent dormyr. E quant tuz furent endormys, Johan prist un fol qe le roy aveit, si ly mist entre les deus chevalers qe devereynt garder sire Audulf, Johan e sire Audulf pristent les tuayles e lintheals qe furent en la chambre e par une fenestre devers Salverne (den Severn) *s'eschaperent e s'en alerent vers Blanche-Ville, que ert XII. lywes de Salobures.*

Das Stückchen ist interessant genng. Johann giebt sich dem gefangenen Audulf, den Henré aus dem Kerker bringen ließ, während des Gelages durch ein Lied zn erkennen, das dieser zu singen pflegte: da haben wir genau eine berühmte Scene aus dem König Rother. Constantins Tochter hat Rothers Mannen, die seit Jahr und Tag im Kerker ihres Vaters schmachteten, aus dem Gefängnis nehmen lassen. Ein herrliches Mahl wird ihnen angerichtet. Während sie essen, spielt Rother hinter dem Wandteppich einen seiner drei Leiche, und sofort wissen die Gefangenen, daß ihr Herr und Befreier in der Nähe ist (V. 2507 ff.). Wenn Johann aber dem Gesinde des Königs anfspielt, ihnen einschenkt, einen Schlaftrunk in den Wein mischt, danach mit dem Gefangenen den glücklich Eingeschläferten entflieht und sie noch dadurch verhöhnt, daß er den Hofnarren des Königs zwischen die zwei Ritter legt, die den Audulf be-

wachen sollten, so stimmt das wieder sehr genau zu einer Scene im Salman, wo Morolf seine Feinde in ähnlicher Weise bethört. Auf seiner ersten Kundschaft in Fores Gefangenschaft geraten, weiß er seine Wächter zu beschwätzen (Str. 308 ff.), daß sie ihm die Fesseln abnehmen, indem er ihnen zum Danke *fremde mêre* zu erzählen, sie also auf Spielmannsart zu unterhalten verspricht. Und er sagt ihnen solang seine *aventûren*, bis sie Durst bekommen. Darauf verabreicht er ihnen einen Schlaftrunk und entwischt, sobald sie eingenickt sind [1]). Dem einen seiner Wächter, einem königlichen Kämmerer, schlägt er noch das Haupt ab und steckt sich in seine Kleider, den Uebrigen aber schert er zum Hohne noch Platten. Am nächsten Abend geleitet er als Kämmerer mit zwölf Kaplanen das Königspaar zu Bett, verabreicht ihm einen Schlaftrunk, betäubt ebenso die Kaplane und schichtet sie auf einen Haufen an die Wand. Dann holt er den König aus dem Bett, schert ihm eine Platte, zieht ihm das Habit des ältesten Kaplans an und legt ihn zu einem jungen Kaplan an die Wand. Jenen Alten aber legt er an des Königs Stelle neben Salme. Das giebt dann am Morgen eine üble Ueberraschung, und der König kommt aus der fatalen Situation nicht heraus, ohne von dem jungen Kaplan, den er im Erwachen für die Königin gehalten hat, eine Maulschelle empfangen zu haben. Dieser Streich gehört zunächst allerdings in den Erzählungskreis von den drei Frauen, den Liebrecht Germ. 21. 383 ff. besprochen hat, zeigt aber besonders in seinen Voraussetzungen mehrfach engere Verwandtschaft mit der angeführten Scene in Blanche-Ville als mit den sonstigen Fassungen jenes Typus.

Neben den Thaten dieser englischen Outlaws bietet dann endlich der französische Abenteuerroman Wistasse le Moine (hg. v. Förster und Trost, Halle 1891) manches Hierhergehörige [2]). Schon in seiner ganzen Haltung zeigt

1) Einschläfern und Plattenscheren auch schon in einer früheren Scene Str. 283 ff. nach verbreitetem Motiv: Bolte LV. 208. 215.

2) Auch die teils dummen, teils boshaften Streiche Truberts bieten im einzelnen manches Vergleichbare. Sie stehen aber unter einer anderen Auffassung und gehören als Ganzes auch in einen anderen Ueberlieferungskreis.

er sich besonders dem Salman verwandt, indem die Verkleidungen hier (nur noch mehr als im dentschen Gedicht) ins Maßlose gehäuft sind, das Ganze auch mit einem burlesken Humor durchsetzt ist, der vor keinem Mittel zurückschent, um sein Publiknm lachen zu machen. Hier finden wir Verkleidung des Helden als Hirt, Pilger, Köhler, Töpfer, Bauer, Zimmermann, Kuchenbäcker, Fischhändler u. s. w., wie sie uns z. T. schon bei den englischen Abenteurern begegnet sind; es fehlt auch nicht die Verkleidung als Weib (V. 1186 ff.), sowie als Spielmann (V. 2166 ff. wieder mit Betonung des prunkenden Anzugs: *Wistasces, ki sot de faviele, Prist un archon od la viele, Comme menestreus s'en torna Et sa cotiele coveta. Une coife ot d'orfroi bendee et une verge foulolee*).

Oftmals nnterhält der Mönch Wistasce sich auf diese Weise unerkannt mit seinem Erzfeind, dem Grafen von Boulogne; mehrfach wird er denn auch wie Morolf und Albero von seinen Verfolgern um Auskunft über den bösen Mönch angegangen und hält die Krieger mit seiner Antwort zum Besten. Dabei zeigt eine Stelle (994 ff.) sich durch ihren Aufbau jener oben S. 321 angeführten Folge von Morolfscenen näher verwandt. Wistasce hat den Grafen als Köhler verspottet. Verfolgt, kleidet er sich rasch als Töpfer um, wird vom Grafen nach dem Köhler gefragt und zeigt ihm, wohin dieser sich gewandt habe. Ebenso wird Morolf, der den Princian als Krüppel getäuscht hat, von den Verfolgern in seiner neuen Verkleidung als Pilger nach dem Krüppel gefragt, am nächsten Tag als Spielmann nach dem Pilger u. s. w.

Endlich aber finden wir auch die Krüppelanekdote ans dem Salman in unserem französischen Roman genau wieder. Schon in der Verkleidung als Pilger hat der Mönch Gaben von seinem Feinde empfangen (V. 900 ff.). Späterhin tritt er gar als Aussätziger auf (V. 1398 ff.) und erhält vom Grafen und dessen Gefolge 28 Denare, gleich darauf aber als Krüppel, 1421 ff.: *Wistasces se fist escachier* (d. h. er läßt einen Stelzenmann aus sich machen); *sa jambe ot liié a sa nace* (Hinterbacke), *mout bien sot aler a escache.* Er verstellt sich also genau wie Morolf, der (Salm. 622) *die*

fûze an den lîp twanc; in eines schemelers wîse rûmte er Jerusalêm daz lant. Der Krüppel begiebt sich in das Münster und weist seine Krankheit vor wie Morolf. Er erbettelt und erhält dort vom Grafen und seinem Gefolge reiche Geldspenden und zwar (1448) *a ma cuisse faire garir*, ganz wie Morolf von Princian Geld erbittet, um einen Arzt bezahlen zu können, Salm. 642. Die Uebereinstimmnng mit dem Salman ist genau, zugleich aber haben wir in der Wistascescene eine zweite nnabhängige Parallele zn unserer Alberoanekdote IV erhalten.

Kehren wir aber nun nach so langem Umschweif zu der Frage zurück, die zu lösen wir an all diese Vergleichnngen gegangen waren, so ist ja eines klar: wir haben durch unsere Zusammenstellungen die Berechtigung verloren, ohne weiteres einen direkten Zusammenhang zwischen der Alberoüberlieferung und den beiden Spielmannsepen von Salman nnd Rother zu statuieren. Ein solcher wird durch die Uebereinstimmung der angeführten Scenen noch nicht notwendig vorausgesetzt, weil diese sich anch anderswo gleich oder ähnlich aufweisen lassen. Möglich bleibt ein direkter Zusammenhang natürlich trotzdem und wohl bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich; haben wir doch die Balderichs Erzählung und dem Rother gemeinsame Scene von dem unter dem Tische versteckten Lauscher sonst nicht nachweisen können nnd es ist ja auch immer an sich sehr wohl denkbar, daß die beiden rheinischen Dichtungen aus der sagenhaften Geschichte des berühmten Metzer und Trierer Geistlichen sich bereichert haben. Möglich ist freilich auch, daß beide aus einer dritten Quelle geschöpft hätten, indem landlänfige Anekdoten hier auf Albero, dort auf Morolf und Rother übertragen wnrden, wobei sich freilich immer noch ein Moment dafür anführen ließe, daß der Weg zu diesen über Albero geführt habe. Albero war Franzose und ist es immer geblieben. Zu den sagenhaften Zügen aber, die von seinem Biographen Balderich, ebenfalls einem Franzosen, aus seinem Leben überliefert werden und etwas später im Salman nnd Rother wiederkehren, haben wir Parallelen

nur aus französischen und anglo-normannischen Quellen beibringen können, während aus deutscher Ueberlieferung bisher nichts Entsprechendes aufgebracht ist und soweit meine Kenntnis reicht, auch nicht aufgebracht werden kann.

Sei dem nun wie immer, so wird unsere Untersuchung doch nicht ganz fruchtlos gewesen sein, da durch sie immerhin gewisse Elemente jener volkstümlichen Epen in helleres Licht gerückt worden sind; für den Historiker aber mag die genauere Festlegung der fabulosen Zuthaten in Alberos Biographie nicht allen Interesses entbehren. Ist dieser Fall doch auch prinzipiell lehrreich. Wir sehen geschichtliche Ereignisse noch bei Lebzeiten ihres Trägers sagenhaft ausgeschmückt nnd in dieser Gestalt von Leuten weitergegeben, die ihnen selbst nahe genug gestanden haben, und überzeugen uns so wieder einmal deutlich, wie leicht historische und poetische Ueberliefernng sich durchdringen, wie rasch und willig Geschichte sich in Sage verwandeln mag.

Frommannsche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena. — 2288.

Neuere Werke aus dem Verlag von Karl J. Trübner in Strassburg

mdccccii.



Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

GRUNDRISS
DER
VERGLEICHENDEN GRAMMATIK
DER
INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.

KURZGEFASSTE DARSTELLUNG

der Geschichte des Altindischen, Altiranischen (Avestischen und Altpersischen) Altarmenischen, Altgriechischen, Albanesischen, Lateinischen, Umbrisch-Samnitischen, Altirischen, Gotischen, Althochdeutschen, Litauischen und Altkirchenslavischen

von **KARL BRUGMANN**
ord. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft in Leipzig.

und **BERTHOLD DELBRÜCK**
ord. Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachkunde in Jena.

I. Bd.: EINLEITUNG UND LAUTLEHRE von **Karl Brugmann**, Zweite Bearbeitung. 1. Hälfte (§ 1—694). Gr. 8⁰. XL. 628 S. 1897. M. 16.—.
— — 2. Hälfte (§ 695—1084 und Wortindex zum 1. Band). Gr. 8⁰. IX u. S. 623—1098. 1897. M. 12.—.

Die beiden Hälften des I. Bandes zusammen in einen Band in Halbfranz geb. M. 31.—.

II. Bd.: WORTBILDUNGSLEHRE (Stammbildungs- und Flexionslehre) von **Karl Brugmann.** 1. Hälfte. Vorbemerkungen. Nominalcomposita. Reduplicierte Nominalbildungen. Nomina mit stammbildenden Suffixen. Wurzelnomina. Gr. 8⁰. XIV, 462 S. 1888. M. 12.—.
— — 2. Hälfte, 1. Lief.: Zahlwortbildung, Casusbildung der Nomina (Nominaldeklination), Pronomina. Gr. 8⁰. 384 S. 1891. M. 10.—.
— — 2. Hälfte, 2. (Schluss-) Lief. Gr. 8⁰. XII, 592 S. 1892. M. 14.—.
Die drei Teile des II. Bandes zusammen in einen Band in Halbfranz geb. M. 40.—.

INDICES (Wort-, Sach- und Autorenindex) von **Karl Brugmann.** Gr. 8⁰. V, 236 S. 1893. M. 6.—, in Halbfranz geb. 8.50.

III. Bd.: SYNTAX von **B. Delbrück.** 1. Teil. Gr. 8⁰. VIII, 774 S. 1893. M. 20.—, in Halbfranz geb. M. 23.—.

IV. Bd.: — — 2. Teil. Gr. 8⁰. XVII, 560 S. 1897. M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 18.—.

V. Bd.: — — 3. (Schluss-) Teil. Mit Indices (Sach-, Wort- und Autoren-Index) zu den drei Teilen der Syntax von C. Cappeller. Gr. 8⁰. XX, 606 S. 1900. M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 18.—.

(I. Band) „... Der Brugmannsche Grundriss wird auch in der zweiten Auflage, die wir als neues glänzendes Zeugnis der unermüdlichen Arbeits- und Schaffenskraft seines Verfassers, zugleich aber auch seines weittragenden und scharfen Blickes in alle Weiten und Tiefen unserer Wissenschaft und seines sichern und unparteiischen Urteils in den schier zahllosen Problemen und Streitfragen der Indogermanistik begrüssen, wo möglich in noch höherem Grade, wie in der ersten, ein Markstein in der Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft sein, als welchen ich ihn mit vollem Fug und Recht in der im Jahrgang 1887 Nr. 3 veröffentlichten Besprechung bezeichnet habe."

Fr. Stolz, Neue philologische Rundschau 1897 Nr. 21.

INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

von

KARL BRUGMANN und WILHELM STREITBERG

MIT DEM BEIBLATT:

ANZEIGER FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

REDIGIERT VON

WILHELM STREITBERG

I.—XII. Band 1891—1901. XIII. Band unter der Presse.

Preis jeden Bandes M. 16.—, in Halbfranz geb. M. 18.—.

Die Original-Arbeiten erscheinen in den Indogermanischen Forschungen; die kritischen Besprechungen, eine referierende Zeitschriftenschau, eine ausführliche Bibliographie sowie Personalmitteilungen von allgemeinerem Interesse werden als «Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde» beigegeben.

Die Zeitschrift erscheint in Heften von 5 Bogen 8°. Fünf Hefte bilden einen Band. Der Anzeiger ist besonders paginiert und erscheint in 3 Heften, die zusammen den Umfang von ungefähr 15 Bogen haben; dieses Beiblatt ist nicht einzeln käuflich. Zeitschrift und Anzeiger erhalten am Schluss die erforderlichen Register.

In Vorbereitung:

Die

Indogermanische Sprachwissenschaft.

Ihre Methode, Probleme, Geschichte.

Von

Wilhelm Streitberg,

a.-o. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft in Münster i. W.

Das Werk ist für weitere Kreise berechnet und zugleich als eine Art Vorschule zu Brugmann's Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen gedacht. Die Methode und die Aufgaben der indogermanischen Sprachforschung, deren Kenntnis dieser beim Leser voraussetzt, sollen hier in gemeinverständlicher Form dargestellt, erklärt und begründet werden. Das Buch will dazu beitragen, das Verständnis für die Bedeutung der jungen Wissenschaft bei allen auf unseren Gymnasien philologisch Geschulten zu wecken und zu fördern.

Soeben erschien:

REALLEXIKON

DER

INDOGERMANISCHEN ALTERTUMSKUNDE.

GRUNDZÜGE

EINER

KULTUR- UND VÖLKERGESCHICHTE ALTEUROPAS

VON

O. SCHRADER,

o. Professor an der Universität Jena.

Lex. 8°. XL, 1048 S. 1901. Broschirt M. 27.—, in Halbfranz geb. M. 30.—.

Die indogermanische Altertumskunde will die Ursprünge der Civilisation der indogermanischen Völker an der Hand der Sprache und der Altertümer, sowohl der prähistorischen wie der geschichtlichen, ermitteln. Was auf diesem an Ergebnissen und Streitfragen reichen Arbeitsgebiet bis jetzt geleistet worden ist, soll das vorliegende Reallexikon der idg. Altertumskunde zusammenfassen und weiter ausbauen. Zu diesem Zwecke stellt sich das Werk auf den Boden der historisch bezeugten Kultur Alteuropas, wo die Wurzeln und der Schwerpunkt der idg. Völker liegen, löst dieselbe unter geeigneten Schlagwörtern in ihre Grundbegriffe auf und sucht bei jedem derselben zu ermitteln, ob und in wie weit die betreffenden Kulturerscheinungen ein gemeinsames Erbe der idg. Vorzeit oder einen Neuerwerb der einzelnen Völker, einen selbständigen oder von aussen entlehnten, darstellen. So kann das Reallexikon zugleich als Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas bezeichnet werden, indem die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Zustände nicht sowohl Selbstzweck, als Hilfsmittel zum Verständnis der geschichtlichen Verhältnisse sein soll. Im allgemeinen begnügt sich das Werk damit, das erste Auftreten einer Kulturerscheinung festzustellen und ihre weitere Geschichte den Altertumskunden der idg. Einzelvölker zu überlassen, für die das Reallexikon eine Einleitung und Ergänzung sein möchte. Ein besonderer Nachdruck ist auf die Terminologie der einzelnen Kulturbegriffe gelegt worden, da es die Absicht des Werkes ist, den kulturhistorischen Wortschatz der idg. Sprachen, was hier zum ersten Mal versucht wird, als Ganzes sachlich und übersichtlich zu ordnen, sowie sprachlich zu erklären. Dabei sind ausser den eigentlichen Kulturbegriffen auch solche Begriffe als selbständige Artikel in das Reallexikon aufgenommen worden, welche für die Kulturentwicklung, die Wanderungen, die Rassenzugehörigkeit der idg. Völker sowie für die Urheimatsfrage, die einer erneuten Prüfung unterzogen wird, irgendwie von Bedeutung sein können.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Von

Gustav Meyer,

Professor an der Universität Graz.

I. Band. 8°. VIII, 412 S. 1885. M. 7.—, geb. M. 8.—

Inhalt: **Zur Sprachgeschichte.** I. Das indogermanische Urvolk. II. Die etruskische Sprachfrage. III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. IV. Das heutige Griechisch. V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland.

Zur vergleichenden Märchenkunde. I. Folklore. II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft. III. Aegyptische Märchen. IV. Arabische Märchen. V. Amor und Psyche. VI. Die Quellen des Decamerone. VII. Südslavische Märchen. VIII. Der Rattenfänger von Hameln. IX. Der Pathe des Todes. X. Rip van Winkle.

Zur Kenntniß des Volksliedes. I. Indische Vierzeilen. II. Neugriechische Volkspoesie. III. Studien über das Schnaderhüpfel. 1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel. 2. Vierzeile und mehrstrophiges Lied. 3. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels. — Anmerkungen.

II. Band. 8°. VI, 380 S. 1893. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Inhalt: I. Franz Bopp. — II. Georg Curtius. — III. Weltsprache und Weltsprachen. — IV. Etruskisches aus Aegypten. — V. Die Aussprache des Griechischen. — VI. Von der schlesischen Mundart. — VII. Zur Charakteristik der indischen Literatur. 1. Allgemeine Grundlagen. 2. Der Veda. 3. Kâlidâsa. — VIII. Zigeunerphilologie. — IX. Volkslieder aus Piemont. — X. Neugriechische Hochzeitsbräuche. — XI. Zur Volkskunde der Alpenländer. — XII. Finnische Volksliteratur. — XIII. Das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel. — XIV. Eine Geschichte der byzantinischen Literatur. — XV. Athen im Mittelalter. — XVI. Das heutige Griechenland. — XVII. Griechische Reisemomente. 1. Von Korfu nach Athen. 2. Athen. 3. Im Lande der Pelopiden. — XVIII. Zante. —XIX. Apulische Reisetage. 1. Von Brindisi nach Lecce. 2. Lecce. 3. Kalimera. 4. Tarent. — XX. Bei den Albanesen Italiens. — XXI. Das Jubiläum der Universität in Bologna. — Anmerkungen.

Urteile der Presse:

«Es kann gewiss nur willkommen sein, Fragen, die jeden Gebildeten interessiren sollten, von berufener Seite einem weiteren Leserkreis auseinandergesetzt zu sehen. Und gerade die vorliegende Sammlung verbindet in glücklicher Weise wissenschaftliche Strenge mit gemeinfasslicher Darstellung in fesselndem und vornehm elegantem Stile.» *Literarisches Centralblatt.*

«Das Ganze zeigt von einer bewundernswürdigen Belesenheit und ist dabei in einer so geistvollen und fesselnden Sprache geschrieben, dass wir überzeugt sind, das neue Buch werde sich bei allen, welche für den in Sprache, Märchen und Liedern sich offenbarenden Charakter eines Volkes Interesse haben, schnell viele Freunde erwerben.» *Deutsche Litteratur-Zeitung.*

Der wissenschaftliche Wert eines Werkes von Gustav Meyer ist stets über allem Zweifel erhaben; das vorliegende ist aber vermöge seiner glänzenden Darstellung von Anton Schönbach für würdig befunden worden, in seinem Buche „Über Lesen und Bildung, 4. Auflage“ unter den Werken aufgeführt zu werden, die einen Ehrenplatz in dem geistigen Haushalt jedes Gebildeten verdienen.

GRUNDRISS

DER

INDO-ARISCHEN PHILOLOGIE

UND

ALTERTUMSKUNDE

Begründet von
GEORG BÜHLER,
fortgesetzt von
F. KIELHORN,
Professor des Sanskrit an der Universität Göttingen.

In diesem Werk soll zum ersten Mal der Versuch gemacht werden, einen Gesamtüberblick über die einzelnen Gebiete der indo-arischen Philologie und Altertumskunde in knapper und systematischer Darstellung zu geben. Die Mehrzahl der Gegenstände wird damit überhaupt zum ersten Mal eine zusammenhängende abgerundete Behandlung erfahren; deshalb darf von dem Werk reicher Gewinn für die Wissenschaft selbst erhofft werden, trotzdem es in erster Linie für Lernende bestimmt ist.

Gegen dreissig Gelehrte aus Deutschland, Österreich, England, Holland, Indien und Amerika haben sich vereinigt, um diese Aufgabe zu lösen, wobei ein Teil der Mitarbeiter ihre Beiträge deutsch, die übrigen sie englisch abfassen werden. (Siehe nachfolgenden Plan.)

Besteht schon in der räumlichen Entfernung vieler Mitarbeiter eine grössere Schwierigkeit als bei anderen ähnlichen Unternehmungen, so schien es auch geboten, die Unzuträglichkeit der meisten Sammelwerke, welche durch den unberechenbaren Ablieferungstermin der einzelnen Beiträge entsteht, dadurch zu vermeiden, dass die einzelnen Abschnitte gleich nach ihrer Ablieferung einzeln gedruckt und ausgegeben werden.

Der Subskriptionspreis des ganzen Werkes beträgt durchschnittlich 65 Pf. pro Druckbogen von 16 Seiten; der Preis der einzelnen Hefte durchschnittlich 80 Pf. pro Druckbogen. Auch für die Tafeln und Karten wird den Subskribenten eine durchschnittliche Ermässigung von 20% auf den Einzelpreis zugesichert. Über die Einteilung des Werkes giebt der nachfolgende Plan Auskunft.

Band I. Allgemeines und Sprache.

1)*a. Georg Bühler. 1837—1898. Von *Jul. Jolly.* Mit einem Bildnis Bühlers in Heliogravüre. Subskr.-Preis M. 2.—, Einzel-Preis M. 2.50.
  b. Geschichte der indo-arischen Philologie und Altertumskunde von *Ernst Kuhn.*
2) Urgeschichte der indo-arischen Sprachen von *R. Meringer.*
3) a. Die indischen Systeme der Grammatik, Phonetik und Etymologie von *B. Liebich.*
  *b. Die indischen Wörterbücher (Kośa) von *Th. Zachariae.* Subskr.-Preis M. 2.—, Einzel-Preis M. 2.50. Indices dazu 20 Pf.
4) Grammatik der vedischen Dialekte von *A. A. Macdonell* (engl.)
5) Grammatik des klassischen Sanskrit der Grammatiker, der Litteratur und der Inschriften sowie der Mischdialekte (epischer und nordbuddhistischer) von *H. Lüders.*
*6) Vedische und Sanskrit-Syntax von *J. S. Speyer.*
Subskr.-Preis M. 4.—, Einzel-Preis M. 5.—. Indices dazu 25 Pf.
7) Paligrammatiker, Paligrammatik von *O. Franke.*

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Grundriss der indo-arischen Philologie (Fortsetzung).

*8) Prakritgrammatiker, Prakritgrammatik von *R. Pischel.* Mit Indices.
Subskr.-Preis M. 17.50, Einzel-Preis M. 21.50.
9) Grammatik und Litteratur des tertiären Prakrits von Indien von *G. A. Grierson,* (englisch).
*10) Litteratur und Sprache der Singhalesen von *Wilh. Geiger.* Mit Indices.
Subskr.-Preis M. 4.—, Einzel-Preis M. 5.—.
*11) Indische Paläographie (mit 17 Tafeln) von *G. Bühler.*
Subskr.-Preis M. 5.—1, Einzel-Preis M. 18.50.

Band II. Litteratur und Geschichte.

1) Vedische Litteratur (Sruti).
a. Die drei Veden von *K. Geldner.*
*b. The Atharva-Veda and the Gopatha-Brāhmana by *M. Bloomfield* (englisch).
(Subskr.-Preis M. 5.—, Einzel-Preis M. 6.—.) Indices dazu 40 Pf.
2) Epische Litteratur und Klassische Litteratur (einschliesslich der Poetik und der Metrik) von *H. Jacobi.*
3) Quellen der indischen Geschichte.
a. Litterarische Werke und Inschriften von *F. Kielhorn* (engl.).
*b) Indian Coins (with 5 plates) by *E. J. Rapson* (engl.).
Subskr.-Preis M. 5.—, Einzelpreis M. 6.—. Indices dazu 20 Pf.
4) Geographie von *M. A. Stein.*
5) Ethnographie von *A. Baines* (engl.).
6) Staatsaltertümer } von *J. Jolly* und
7) Privataltertümer } Sir *R. West* (englisch).
*8) Recht und Sitte (einschliessl. der einheimischen Litteratur) von *J. Jolly.*,
Subskr.-Preis M. 6.50, Einzel-Preis M. 8.—. Indices dazu 30 Pfg.
9) Politische Geschichte bis zur muhammed. Eroberung von *J. F. Fleet* (engl.).

Band III. Religion, weltl. Wissenschaften und Kunst.

1) *a. Vedic Mythology by *A. A. Macdonell* (engl.). Subskr.-Preis M. 7.50, Einzel-Preis M. 9.—. Indices dazu 70 Pfg.
b. Epische Mythologie von *M. Winternitz.*
*2) Ritual-Litteratur, Vedische Opfer und Zauber von *A. Hillebrandt.*
Subskr.-Preis M. 8.—, Einzelpreis M. 9.50.
3) Vedānta und Mīmāṁsā von *G. Thibaut.*
*4) Sāṃkhya und Yoga von *R. Garbe.* Subskr.-Preis M. 2.50, Einzelpreis M. 3.—. Indices dazu 20 Pf.
5) Nyāya und Vaiśeṣika von *A. Venis* (engl.).
6) Vaiṣṇavas, 'Saivas, Sauras, Sāṇapatas, Skāndas, Sāktas, } Bhaktimārga } von *R. G. Bhandarkar* (englisch).
7) Jaina von *E. Leumann.*
*8) Manual of Indian Buddhism by *H. Kern* (engl.). Subskr.-Preis M. 5.50, Einzel-Preis M. 7.—. Indices dazu 60 Pfg.
*9) Astronomie, Astrologie und Mathematik von *G. Thibaut.*
Subskr.-Preis M. 3.50, Einzel-Preis M. 4.—.
*10) Medizin von *J. Jolly.* Mit Indices. Subskr.-Preis M. 6.—, Einzel-Preis M. 7.—.
11) Bildende Kunst (mit Illustrationen) von *J. Burgess* (engl.).
12) Musik.

---

*NB. Die mit * bezeichneten Hefte sind bereits erschienen.*

«Auch diesem vierten in der Reihenfolge der Grundrisse möchte man, allen jenen zur Beherzigung, die im Zeitalter derselben ihre philologische Laufbahn antreten, das Wort mit auf den Weg gehen: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! Diese Grundrisse haben wie die Janusbilder zwei Gesichter, die nach entgegengesetzten Seiten schauen: rückwärts und vorwärts. Durch die Arbeiten der vorangegangenen Geschlechter, die sie zusammenfassen, legen sie Zeugniss ab von der geistigen Energie, die sich allmählich auf den verschiedenen Einzelgebieten, welche in ihrem inneren und äusseren Zusammenschluss die jedesmalige Philologie ausmachen, aufgespeichert hat. Unter diesem Gesichtspunkt bedeuten sie zugleich deren Reiferklärung gewissermassen durch den spontanen Act des Unternehmens als solchen, durch das in Voraussicht seiner Durchführbarkeit geplante Werk selber. Die kommenden Geschlechter aber, die es gebrauchen, werden in ihm eine gesicherte Grundlage ihrer Arbeiten finden, und stehen deshalb nicht bloss bleibend in Dankesschuld, sondern tragen auch die ernste Verpflichtung, ihrerseits die Summe der bereits vorhandenen Energie zu vermehren, der Forschung immer neue Wege zu eröffnen, günstigere Aussichtspunkte zu erschliessen. . . . . Mit dem ersten Hefte hat sich der indo-arische Grundriss vortrefflich inauguriert. Wünschen wir dem kühnen Unternehmen einen gleich vortrefflichen Fortgang».
Literar. Centralblatt 1896 Nr. 36.

GRUNDRISS

DER

IRANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

CHR. BARTHOLOMAE, C. H. ETHÉ, C. F. GELDNER, P. HORN, A. V. W. JACKSON, F. JUSTI, W. MILLER, TH. NÖLDEKE, C. SALEMANN, A. SOCIN, F. H. WEISSBACH und E. W. WEST

HERAUSGEGEBEN

von

WILH. GEIGER und ERNST KUHN.

Inhalt:

I. Band. 1. Abt.

I. Abschnitt. SPRACHGESCHICHTE.

1) Vorgeschichte der iranischen Sprachen Prof. Dr. *Chr. Bartholomae.*
2) Awestasprache und Altpersisch Prof. Dr. *Chr. Bartholomae.*
3) Mittelpersisch Akademiker Dr. *C. Salemann.*

I. Band. 2. Abt.

4) Neupersische Schriftsprache Privatdozent Dr. *P. Horn.*
5) Die übrigen modernen Sprachen und Dialekte.
   - A. Afγānisch, B. Balūčī — Prof. Dr. *W. Geiger.*
   - C. Kurdisch Prof. Dr. *A. Socin.*
   - D. Kleinere Dialekte und Dialektgruppen a) Allgemeines, b) Pamirdialekte, c) Kaspische Dialekte (Māzandarānī, etc.) d) Dialekte in Persien. Prof. Dr. *W. Geiger.*

II. Band.

II. Abschnitt. LITTERATUR.

1) Awestalitteratur Prof. Dr. *K. F. Geldner.*
2) Die Altpersischen Inschriften Dr. *F. H. Weissbach.*
3) Pahlavilitteratur Dr. *E. W. West.*
   Mit einem Anhang über die neupersische Litteratur der Parsi.
4) Das iranische Nationalepos Prof. Dr. *Th. Nöldeke.*
5) Neupersische Litteratur Prof. Dr. *C. H. Ethé.*

III. Abschnitt. GESCHICHTE UND KULTUR.

1) Geographie von Iran Prof. Dr. *W. Geiger.*
2) Geschichte Irans von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang der Sāsāniden Prof. Dr. *F. Justi.*
3) Geschichte Irans in islamitischer Zeit Privatdozent Dr. *P. Horn.*
4) Nachweisung einer Auswahl von Karten für die geographischen und geschichtlichen Theile des Grundrisses. Von *F. Justi.*
5) Die iranische Religion Prof. Dr. *A. V. W. Jackson.*

GESCHICHTE DER IRANISCHEN PHILOLOGIE Prof. Dr. *E. Kuhn.*
Anhang: Ossetisch Dr. *W. Miller.*

Bis jetzt sind erschienen:

I. Band, 1. Abteil., Lex. 8°. VIII, 332 S. 1901. M. 17.—
I. » 2. » Lex. 8°. VI, 535 S. 1901. M. 27.—
II. » 1. bis 4. Lieferung à M. 8.—.

Die Schlusslieferung des zweiten Bandes ist unter der Presse.

Nöldeke, Theodor, Das iranische Nationalepos (Separatabdruck) Lex. 8°. 82 S. M. 4.50

BERNEKER, DR. ERICH, DIE PREUSSISCHE SPRACHE. Texte, Grammatik, Etymologisches Wörterbuch. 8°. X, 333 S. 1896. M. 8.—

«. . . Es war wirklich schon an der Zeit, Nesselmann's «Sprache der alten Preussen» durch ein dem heutigen Stand der Wissenschaft mehr entsprechendes Buch zu ersetzen und Berneker hat seine Aufgabe im Ganzen mit Glück gelöst. Es wäre überflüssig, den grossen Fortschritt, welchen Bernekers Grammatik gegen Nesselmann bedeutet, besonders hervorzuheben: wir machen in dieser Beziehung auf seine Akzentlehre aufmerksam, welcher es gelungen ist, nach Fortunatow's Vorgang ein wirklich unerwartetes Licht auf das Preussische zu werfen.

Anzeiger f. indogerm. Sprach- u. Altertumskunde. VII. Band, 3. Heft.

BRUCKNER, W., DIE SPRACHE DER LANGOBARDEN. (Quellen und Forschungen, Heft LXXV.) 8°. XVI, 338 S. 1895. M. 8 —

«Eine sehr gründliche und gediegene Arbeit, die der Schule, aus der sie hervorgegangen, alle Ehre macht. Die vorliegende Arbeit erfüllt ihren Zweck nach allen Seiten, sie zeugt von guten Kenntnissen und glücklicher Verwertung derselben für die Grammatik wie für das Wörterbuch und die Namenkunde. Viel unbekanntes Material ist beigebracht und richtig gedeutet; weniges Dunkele wird wohl auch fernerhin dunkel bleiben.»

F. Kluge, Litteraturblatt für germ. und roman. Philologie 1895, Nr. 12.

BÜHLER, GEORG, ON THE ORIGIN OF THE INDIAN Brahma Alphabet. Second revised Edition of Indian Studies No. III. Together with two Appendices, on the Origin of the Kharosthi Alphabet and of the so-called Letter-Numerals of the Brahmi. With three plates. Gr. 8°. XIII, 124 S. 1898. M. 5.—

CAPPELLER, CARL, SANSKRIT-WÖRTERBUCH. Nach den Petersburger Wörterbüchern bearbeitet. Lex.-8°. VIII, 541 S. 1887. M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 17.—

«Der Verf. sucht mit seinem Werk einen doppelten Zweck zu erreichen. Einerseits will er zu Böhtlingks Chrestomathie und einigen andern wichtigern Texten . . . ein Spezialwörterbuch liefern, das für die ersten Jahre des Sanskrit-Studiums genügen soll, und hiermit kommt er einem entschiedenen Bedürfnis von Lehrenden und Lernenden entgegen. Anderseits will er aber auch dem vergleichenden Sprachforscher das für seine Zwecke dienliche Material in möglichst bequemer Weise an die Hand geben . . . Bei der Verfolgung dieses Doppelzweckes zeigt der Verf. überall die grösste Sorgfalt und Umsicht, und die gediegene Arbeit verdient in jeder Hinsicht volle Anerkennung . . .»

Deutsche Litteraturzeitung 1887 Nr. 16.

HÜBSCHMANN, H., PERSISCHE STUDIEN. 8°. 286 S. 1895. M. 10.—

«Der erste Theil bringt eine stattliche Anzahl von Nachträgen und Verbesserungen zu Horn's Grundriss der neupersischen Etymologie. Dem über dieses Buch gefällten durchaus sachlichen, Urtheile pflichtet Ref. vollkommen bei; trotz gewisser ihr anhaftender Mängel ist Horn's Arbeit von grossem Nutzen und wird anregend wirken. Ja, sie hat dies bereits gethan; denn auf ihr beruht zum grossen Theile die «neupersische Lautlehre», welche die zweite Hälfte des Hübschmann'schen Buches füllt. Diese «Lautlehre» ist ausserordentlich reich an Einzelergebnissen, ohne Zweifel wird sie auf lange Zeit hinaus die feste Grundlage für die fernere wissenschaftliche Erforschung der neupersischen Sprache bilden. Der Verf. hat (und dies ist vielleicht das Hauptverdienst unseres Buches) die Grundlagen für eine geschichtliche Betrachtung der persischen Sprache und ihrer Entwickelung geschaffen.» *Literarisches Centralblatt 1895 Nr. 23.*

HUTH, DR. GEORG, GESCHICHTE DES BUDDHISMUS in der Mongolei. Aus dem Tibetischen des Jigs-med nam-mk'a herausgegeben, übersetzt und erläutert.

I. Teil: Vorrede, Text, kritische Anmerkungen. Gr. 8⁰. X, 296 S. 1892. M. 20.—

II. Teil: Uebersetzung. Nachträge zum ersten Teil. Gr. 8⁰. XXXII, 456 S. 1896. M. 30—

«Man darf behaupten, dass mit der Uebertragung dieses bedeutenden historischen Werkes, das ein hoher geistlicher Würdenträger 1818 verfasste, unsrer Wissenschaft neue Bahnen und Ziele gewiesen werden in philologischer wie historischer Beziehung, dass hier bisher unbekannte und vertiefte Erkenntnisquellen für die gesamte Cultur der Völker Innerasiens im reichsten Masse zum erstenmal erschlossen werden.»

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1896. Nr. 238.

JENSEN, P., HITTITER UND ARMENIER. Mit 10 lithographischen Schrifttafeln und einer Übersichtskarte. Gr. 8⁰. XXVI, 255 S. 1898. M. 25.—

Inhalt: I. Das Volk und das Land der Hatio-Hayk'. — II. Die hatisch-armenischen Inschriften. A. Liste der bekannten Inschriften. B. Transscriptions- und Übersetzungsversuche. — III. Das hatisch-armenische Schriftsystem. A. Die Schriftzeichen und ihre Verwendung. Mit einem Anhang. B. Das ägyptische Vorbild des hatischen Schriftsystems. C. Palaeoarmenischer Ursprung der hatischen Schrift. IV. Die Sprache der Hatier und das Armenische. A. Grammatisches. B. Lexikalisches. C. Der Lautbestand der hatischen Sprache im Verhältnis zu dem des Indogermanischen und des Armenischen. — V. Zur hatisch-armenischen Religion. A. Hatische Götterzeichen. B. Hatische Götternamen. C. Hatische Götter. D. Einfluss des syrischen Cultus auf den der Hatier. E. Die Religion der Hatier und die der Armenier. — VI. Zur hatisch-armenischen Geschichte. — Nachträge. Verzeichnisse.

LUICK, K., UNTERSUCHUNGEN ZUR ENGLISCHEN Lautgeschichte. 8⁰. XVIII, 334 S. 1896. M. 9.—

«Der Verfasser hat schon durch kleinere Arbeiten seine hervorragende Befähigung für lautgeschichtliche Untersuchungen bewiesen; durch diese neueste Leistung thut er es in verstärktem Masse. In vielen Dingen stimmt man ihm sofort zu . . . Wir erkennen freudig an, dass jede Seite von gediegenem Wissen und grossem Scharfsinne zeugt, Vieles von neuen Standpunkten aus behandelt ist und sichere Ergebnisse in stattlicher Fülle gewonnen worden sind.»

Literarisches Centralblatt 1896 Nr. 49.

---

von **PLANTA, R., GRAMMATIK DER OSKISCH-UMBRI**schen Dialekte.

I. Band: Einleitung und Lautlehre. 8⁰. VIII, 600 S. 1892. M. 15.—

II. Band: Formenlehre, Syntax, Sammlung der Inschriften und Glossen, Anhang, Glossar. 8⁰. XX, 765 S. 1897. M. 20.—

«Nachdem die Sprachwissenschaft die oskisch-umbrischen Dialekte längere Zeit ziemlich abseits hat liegen lassen, herrscht jetzt auf diesem Forschungsgebiet wieder ein erfreulich reges Leben. Fast gleichzeitig sind drei grössere Arbeiten erschienen, die sich mit der Lautgeschichte dieser Mundarten beschäftigen. Davon ist die umfassendste und bedeutendste das uns vorliegende Buch eines jungen Schweizers. . . . Wir behalten uns vor, auf das Werk nach Erscheinen des zweiten Bandes etwas ausführlicher zurückzukommen. Für jetzt sei nur noch bemerkt, dass wir es mit einer auf gründlichstem Studium beruhenden, durchaus soliden und in manchen Beziehungen geradezu musterhaften Arbeit zu thun haben, die als ein die gesammte bisherige Forschung zusammenfassendes Handbuch für jeden, der sich mit den altitalischen Sprachen beschäftigt, unentbehrlich sein wird.» *Literarisches Centralblatt 1893 Nr. 1*

SAMMLUNG INDOGERMANISCHER WÖRTERBÜCHER:

I. **Hübschmann, H.,** Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache. 8⁰. VIII, 151 S. 1887. M. 4.—

II. **Feist, Dr. S.,** Grundriss der gotischen Etymologie. 8⁰. XVI, 167 S. 1888. M. 5.—

III. **Meyer, Gustav,** Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. 8⁰. XV, 526 S. 1891. M. 12.—

IV. **Horn, Paul,** Grundriss der neupersischen Etymologie. 8⁰. XXV, 386 S. 1893. M. 15.—

V. **Leumann, E. u. J.,** Etymologisches Sanskritwörterbuch. (In Vorbereitung.)

SCHUCHARDT, H., ROMANISCHES UND KELTISCHES. Gesammelte Aufsätze. 8⁰. VIII, 408 S. 1886. M. 7. 50, geb. M. 8.50

Inhaltsverzeichniss: I. Pompeï und seine Wandinschriften. — II. Virgil im Mittelalter. — III. Boccaccio. — III. Die Geschichte von den drei Ringen. — V. Ariost. — VI. Camoens. — VII. Zu Calderons Jubelfeier. — VIII. Goethe und Calderon. — IX. G. G. Belli und die römische Satire. — X. Eine portugiesische Dorfgeschichte. — XI. Lorenzo Stecchetti. — XII. Reim und Rhythmus im Deutschen und Romanischen. — XIII. Liebesmetaphern. — XIV. Das Französische im neuen Deutschen Reich. — XV. Eine Diezstiftung. — XVI. Französisch und Englisch. — XVII. Keltische Briefe. — Anmerkungen.

WIEDEMANN, O., HANDBUCH DER LITAUISCHEN Sprache. Grammatik. Texte. Wörterbuch. 8⁰. XVI, 354 S. 1896. M. 9.—

«Seit langen Jahren schon hat jeder, der Vorlesungen über litauische Sprache zu halten gezwungen ist, den Mangel eines passenden Handbuches aufs Schmerzlichste empfunden. . . . Wiedemann, der verdiente Verfasser der scharfsinnigen Monographie über das litauische Präteritum, darf des Dankes bei Lehrer wie Schüler gewiss sein . . . Ein ausführliches Wörterbuch macht den Beschluss, so dass der Band Alles umfasst, was der Anfänger nöthig hat. . . .» *Literar. Centralblatt 1897 Nr. 6.*

KARST, JOSEF, HISTORISCHE GRAMMATIK DES Kilikisch-Armenischen. 8⁰. XXIII, 444 S. Mit 2 Tafeln. 1901. M. 15.—

«. . . M. J. Karst ne pouvait que faire œuvre éminemment utile; le travail a été fait avec un soin extrême; quant à la méthode, il suffit pour en garantir la correction de rappeler que l'auteur est le digne élève de M. Hübschmann à qui l'ouvrage est dédié . . . . Son ouvrage marque un progrès important . . .» *Revue critique 1901. No. 25.*

WREDE, FERD., ÜBER DIE SPRACHE DER WANdalen. Ein Beitrag zur germanischen Namen- u. Dialektforschung. (Quellen u. Forschungen, Heft LIX.) 8⁰. VI, 119 S. 1886. M. 3.—

— — **ÜBER DIE SPRACHE DER OSTGOTEN IN ITALIEN.** (Quellen u. Forschungen, Heft LXVIII.) 8⁰. VII, 208 S. 1891. M. 4.—

Unter der Presse:

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

K. von AMIRA, W. ARNDT, O. BEHAGHEL, D. BEHRENS, A. BRANDL, O. BREMER, W. BRUCKNER, E. EINENKEL, V. GUDMUNDSSON, H. JELLINGHAUS, K. TH. von INAMA-STERNEGG, KR. KALUND, FR. KAUFFMANN, F. KLUGE, R. KOEGEL, R. von LILIENCRON, K. LUICK, J. A. LUNDELL, J. MEIER, E. MOGK, A. NOREEN, J. SCHIPPER, H. SCHÜCK, A. SCHULTZ, TH. SIEBS, E. SIEVERS, W. STREITBERG, B. SYMONS, F. VOGT, PH. WEGENER, J. TE WINKEL, J. WRIGHT

HERAUSGEGEBEN

von

HERMANN PAUL

ord. Professor der deutschen Philologie an der Universität München.

ZWEITE VERBESSERTE UND VERMEHRTE AUFLAGE.

Diese neue Auflage wird ebenso wie die erste in Lieferungen erscheinen und voraussichtlich Ende des Jahres 1902 vollständig werden. Die Käufer verpflichten sich mindestens zur Abnahme eines Bandes; einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.

Inhalt:

I. Band.

I. Abschn.: BEGRIFF UND AUFGABE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. Von *H. Paul.*

II. Abschn.: GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. Von *H. Paul.*

III. Abschn.: METHODENLEHRE. Von *H. Paul.*

IV. Abschn.: SCHRIFTKUNDE: 1. Runen und Runeninschriften. Von *E. Sievers* (mit einer Tafel). 2. Die lateinische Schrift. Von *W. Arndt.* Überarbeitet von *H. Bloch.*

V. Abschn.: SPRACHGESCHICHTE: 1. Phonetik. Von *E. Sievers.* 2. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Von *F. Kluge.* 3. Geschichte der gotischen Sprache. Von *F. Kluge.* 4. Geschichte der nordischen Sprachen. Von *A. Noreen.* 5. Geschichte der deutschen Sprache. Von *O. Behaghel* (mit einer Karte). 6. Geschichte der niederländischen Sprache. Von *J. te Winkel* (mit einer Karte). 7. Geschichte der englischen Sprache. Von *F. Kluge* (mit einer Karte). Mit Beiträgen von *D. Behrens* und *E. Einenkel.* 8. Geschichte der friesischen Sprache. Von *Th. Siebs.*

Anhang: Die Behandlung der lebenden Mundarten: 1. Allgemeines. Von *Ph. Wegener.* 2. Skandinavische Mundarten. Von *J. A. Lundell.* 3. Deutsche und niederländische Mundarten. Von *Fr. Kauffmann.* 4. Englische Mundarten. Von *J. Wright.*

II. Band.

VI. Abschn.: LITERATURGESCHICHTE: 1. Gotische Literatur. Von *E. Sievers.* Neu bearbeitet von *W. Streitberg.* 2. Deutsche Literatur: a) althoch- und niederdeutsche. Von *R. Koegel.* b) mittelhochdeutsche. Von *F. Vogt.* c) mittelniederdeutsche. Von *H. Jellinghaus.* 3. Niederländische Literatur. Von *J. te Winkel.* 4. Friesische Literatur. Von *Th. Siebs.* 5. Nordische Literaturen: a) norwegisch-isländische. Von *E. Mogk.* b) schwedisch-dänische. Von *H. Schück.* 6. Englische Literatur. Von *A. Brandl.*

Anhang: Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie: a) skandinavische Volkspoesie. Von *A. Lundell.* — b) deutsche und niederländische Volkspoesie. Von *J. Meier.* — c) englische Volkspoesie. Von *A. Brandl.*

VII. Abschn.: METRIK: 1. Altgerm. Metrik. Von *E. Sievers.* Neu bearb. von *Fr. Kauffmann.* 2. Deutsche Metrik. Von *H. Paul.* — 3. Englische Metrik: a) Heimische Metra. Von *K. Luick.* b) Fremde Metra. Von *J. Schipper.*

III. Band.

VIII. Abschn.: WIRTSCHAFT. Von *K. Th. von Inama-Sternegg.*

IX. » RECHT. Von *K. von Amira.*

X. » KRIEGSWESEN. Von *A. Schultz.*

XI. » MYTHOLOGIE. Von *E. Mogk.*

XII. » SITTE: 1. Skandinavische Verhältnisse. Von *V. Gudmundsson* und *Kr. Kalund.* 2. Deutsch-englische Verhältnisse. Von *A. Schultz.* — Anhang: Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart. Von *E. Mogk.*

XIII. Abschn.: KUNST. 1. Bildende Kunst. Von *A. Schultz.* — 2. Musik. Von *R. v. Liliencron.*

XIV. » HELDENSAGE. Von *B. Symons.*

XV. » ETHNOGRAPHIE DER GERMAN. STÄMME. Von *O. Bremer.* (Mit 6 Karten.)

NB. Jedem Bande wird ein Namen-, Sach- und Wortverzeichnis beigegeben.

Bis jetzt erschienen: I. Band (vollständig). Lex. 8°. XVI, 1621 S. mit einer Tafel und drei Karten 1901, Broschirt M. 25.—, in Halbfranz gebunden M. 28.—.
II. Band, 1.—2. Lieferung à M. 4.—. Die 3. Lieferung ist unter der Presse.
III. Band (vollständig). Lex. 8°. XVII, 995 S. Mit 6 Karten 1900. Broschirt M. 16.—; in Halbfranz gebunden M. 18.50.

Sonderabdrücke aus der zweiten Auflage

von

„Pauls Grundriss der germanischen Philologie".

AMIRA, K. v., **Grundriss des germanischen Rechts.** Mit Register. Der zweiten verbesserten Auflage zweiter Abdruck. VI, 184 S. 1901. M, 4.—, in Lwd. gbd. M. 5—.

„Das umfangreiche Material ist mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit zusammengestellt, mit Geschick und Einsicht verwerthet, weil vorzugsweise nur das wichtigste und Entscheidendste ausgewählt wurde; selbst die Schlussfolgerungen aus jahrelangen Forschungen sind öfters in einen Satz zusammengedrängt. Die neueren, rechtshistorischen Forschungen sind nach Gebühr berücksichtigt . . . Die Darstellung ist klar, gleich anregend, wie wissenschaftlich verständlich sowohl in der Wiedergabe der bereits vorliegenden, wie der eigenen neuen Ergebnisse . . . ."

Deutscher Reichsanzeiger 1891 Nr. 194.

BEHAGHEL, OTTO, **Geschichte der deutschen Sprache.** Mit einer Karte. IV und S. 650—780 und 9 S. Register. 1898. M. 4.—, in Lwd. gbd. M. 5.—

„. . . .Wie die bisherigen Arbeiten dieses Gelehrten, so zeichnet sich auch diese neueste durch die psychologisch-historische Behandlung ihres Gegenstandes aus; sie kann sehr wohl als Typus der sprachgeschichtlichen Darstellung gelten, wie sie die wesentlich psychologisch basierte neuere Sprachforschung fordert, und veranschaulicht auf's glücklichste die von Paul aufgestellten Theorieen. Wer sich mit den Problemen und der ganzen Disciplin der neueren Sprachwissenschaft an einem bestimmten Sprachobject bekannt machen will, kann dies an der Hand der Behaghel'schen Arbeit mit ihrem jedem Germanisten geläufigen oder doch fasslichen Material verhältnismässig mühelos erreichen . . ."

Zeitschrift f. d. Realschulwesen XV, 6.

BRANDL, A., **Geschichte der englischen Literatur.** (In Vorbereitung.)

BREMER, O., **Ethnographie der germanischen Stämme.** XII. 216 S. Mit 6 Karten. 1900. M. 6.—, in Ldw. gbd. M. 7.—.

„ . . . Ein Vorzug der Schrift Bremers ist die klare Anordnung und harmonische Durcharbeitung, wodurch sie sich vor weitschichtigeren Arbeiten, wie Müllenhoffs deutscher Altertumskunde, auszeichnet. Er bietet im Beginne eines jeden Abschnittes ein sehr reiches Literaturverzeichnis, welches jedem, der sich weiter in die Sache vertiefen will, zum Führer dienen kann. Namentlich viele zweifelhafte Fragen mit schwieriger Auslegung treten im Verlaufe der Arbeit hervor, wo man sich mit einem non liquet begnügen muss, und nicht immer entscheidet sich der Verfasser in der einen oder anderen Richtung, sondern stellt die widersprechenden Ansichten einfach einander gegenüber . . . . Wir wollen schliesslich darauf hinweisen, dass Bremers Arbeit in der ersten Auflage des Paul'schen Grundrisses nicht enthalten war, dass daher alle, welche die erste Auflage noch benutzen, gut thun werden, den Sonderabdruck sich zur Ergänzung zu beschaffen . . . " *Globus 1901, Nr. 10.*

JELLINGHAUS, HERMANN, **Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur.** IV, 56 S. 1902. M. 1.50.

KLUGE, FRIEDRICH, **Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte.** Mit einem Anhang: Geschichte der gotischen Sprache. XI und S. 323—517 und 10 S. Register. 1897. M. 4.50, in Lwd. gbd. M. 5.50.

„Mit Meisterschaft hat Kluge die noch schwerere Aufgabe gelöst, die „Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte" d. h. die aus der Sprachvergleichung erschlossene älteste (vorhistorische) Gestalt der germanischen Sprache auf 100 Seiten so darzustellen, dass neben den als sicher zu betrachtenden Ergebnissen der bisherigen Forschung auch noch schwebende Fragen und künftige Aufgaben berührt werden."
L. Tobler, Litteraturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1890 S. 135.

KLUGE, FRIEDRICH, **Geschichte der englischen Sprache.** Mit Beiträgen von D. Behrens und E. Einenkel und mit einer Karte. IV und (I. Band) S. 926—1148 und 14 S. Register. 1899. M. 5.50, in Ldw. gebd. M. 6.50.

„. . . Der Geschichte der englischen Sprache ist mit Recht ein erheblicher Raum überlassen worden. Kluge bespricht zunächst die Einwirkung fremder Sprachen, namentlich des Skandinavischen (über die Stellung des Französischen in England und die Elemente, die es der heimischen Sprache zugeführt hat, handelt die beigegebene Erörterung von Behrens eingehender) und die Schriftsprache und verfolgt dann im Einzelnen die Entwickelung der Laute und Flexionen durch die alt- und mittelenglische Periode bis zur Zeit Shakespeare's. Kluge's Arbeit, welche die Resultate der Studien Anderer bequem zugänglich macht und mit einer Fülle eigener Bemerkungen verbindet, verdient volle Anerkennung. Dankenswerth ist es, dass Einenkel eine Syntax beigesteuert hat, welche hauptsächlich auf der Sprache des 14. Jahrhunderts beruht . . ."
Literar. Centralblatt 1892, Nr. 8.

KOEGEL, RUDOLF, und WILHELM BRUCKNER, **Geschichte der althoch- und altniederdeutschen Literatur.** IV, 132 S. 1901. M. 3.—, in Lwd. gbd. M. 4.—.

LUICK, K., **Englische Metrik. a) Heimische Metra.** (In Vorbereitung.)

MOGK, EUGEN, **Germanische Mythologie.** VI, 177 S. 1898. M. 4.50.

„. . Hier haben wir es mit einer Leistung ersten Ranges zu thun. Bei gründlichster Sprachkenntnis nichts von philologischer Einseitigkeit, bei festen Grundanschauungen nichts von Liebhaberei für dieses oder jenes Erklärungsprinzip, überall vielmehr tiefes kritisches Erfassen der Mythologeme unter psychologischem — oder richtiger anthropologischem — Gesichtspunkte, überall strenge geschichtliche und morphologische Sichtung . . . Auch in der Auswertung der Literatur, wie in der Gliederung und Darstellung des Stoffes zeigt sich die Meisterschaft des seinen Gegenstand völlig beherrschenden Gelehrten . . ."
Zeitschrift f. d. Realschulwesen XVII, 10.

MOGK, EUGEN, **Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur.** (Unter der Presse.)

NOREEN, ADOLF, **Geschichte der nordischen Sprachen.** IV u. S. 518—649 u. 7 S. Register. 1898. M. 4.—, in Lwd. gbd. M. 5.—.

«Noreen's Behandlung des Nordischen kann als epochemachend für die nordischen Studien bezeichnet werden. Zum ersten Mal wird hier eine Geschichte des Nordischen gegeben, welche nicht nur die Literatursprachen berücksichtigt, sondern auch die Periode des Gemeinnordischen auf Grundlage der Runeninschriften behandelt. Noreen's Darstellung zeichnet sich durch genauestes Eingehen auf zeitliche und locale Unterschiede aus und liefert eine Fülle neuer Resultate.»
Literar. Centralblatt 1890, Nr. 9.

PAUL, HERMANN, Geschichte der germanischen Philologie. IV und S. 9—158 und 23 S. Register. 1897. M. 4.—.

„Die besonders in der neueren Zeit immer massenhafter heranflutende germanistische Literatur zum Zwecke einer geschichtlichen Darstellung zu verarbeiten, war keine leichte und wahrlich auch keine verlockende Aufgabe. Paul hat diese Aufgabe mit einer Geschicklichkeit bewältigt, die sich nur aus einer sichern und in den Kern der Dinge eindringenden kritischen Beherrschung des gewaltigen Stoffes ergeben konnte; er hat nicht nur Ordnung und Übersicht geschafft, sondern auch trotz der bio- und bibliographischen Fülle, der nicht aus dem Wege zu gehen war, eine Darstellung gegeben, die nicht nur lesbar, sondern durch ihren pragmatischen Aufbau mitunter sogar fesselnd, überall aber klar und lehrreich ist." *Zeitschrift f. d. Realschulwesen XV, 6.*

PAUL, HERMANN, Methodenlehre der germanischen Philologie. IV und S. 159—247. 1897. M. 2.—.

„Die Methodenlehre ist eine wahre Schatzkammer feinsinniger Beobachtungen und Erfahrungen. . ."
Zeitschrift f. vergl. Literaturgeschichte N. F. Band V, Heft 3.

PAUL, HERMANN, Deutsche Metrik. (In Vorbereitung.)

SCHÜCK, H., Geschichte der schwedisch-dänischen Literatur. (In Vorbereitung.)

SIEBS, THEODOR, Geschichte der friesischen Literatur. IV, 34 S. (Unter der Presse.)

SIEVERS, E., Altgermanische Metrik. Neu bearbeitet von Friedrich Kauffmann. (In Vorbereitung.)

SYMONS, B., Germanische Heldensage. Mit Register. VI, 137 S. 1898. M. 3.50.

« . . Die Darstellung des Verfassers zeugt überall von besonnener und eindringender Kritik und wird gewiss einen ebenso nutzbringenden als anregenden Studienbehelf abgeben. . .»
Zeitschrift für das Realschulwesen XV, 6.

VOGT, FRIEDRICH, Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur. IV, 202 S. 1902. M. 4.50, in Lwd. gebd. M. 5.50.

te WINKEL, JAN, Geschichte der niederländischen Sprache. Mit einer Karte. IV und S. 781—925 und 6 S. Register. 1898. M. 5.—.

„J. te Winkel hat eine Geschichte der niederländischen Sprache geliefert, die sehr geeignet scheint, in ein den meisten Germanisten fernstehendes Gebiet einzuführen; besonders ist die Entwickelung der Schriftsprache ins Auge gefasst, ihre verschiedenen Dialektbestandteile, die Orthographie, der Einfluss fremder Sprachen. Der grammatische Abriss behandelt zwar die Lautlehre nur kurz, geht aber ausser auf die Flexion auch auf die Wortbildung und den Wortschatz nach Herkunft und Bedeutungsentwickelung ein." *Literar. Centralblatt 1891 Nr. 8.*

te WINKEL, JAN, Geschichte der niederländischen Literatur. IV, 102 S. 1902. M. 2.50, in Lwd. gebd. M. 3.50.

Abriss
der
urgermanischen Lautlehre
mit besonderer Rücksicht auf die
nordischen Sprachen
zum
Gebrauch bei akademischen Vorlesungen
von
Adolf Noreen.

Vom Verfasser selbst besorgte Bearbeitung nach dem schwedischen Original.

8°. XII, 278 S. 1894. M. 5.—.

«Schon die schwedische Ausgabe, die vor mehreren Jahren erschienen ist, hat in diesem Blatte warme Anerkennung gefunden. In noch höherem Masse verdient die deutsche Bearbeitung das jener gespendete Lob. Sie ist eine überraschend reichhaltige, übersichtlich angeordnete und fast durchweg zuverlässige Darstellung eines der wichtigsten Kapitel der germanischen Grammatik. Die umfangreichen und sorgfältigen Literaturangaben sind besonders dankenswert; man wird kaum eine Stelle von einiger Bedeutung vermissen. Ausführliche Wortregister erhöhen die Brauchbarkeit. Schon die altisländische Grammatik in Braune's Sammlung und die Geschichte der altnordischen Sprache in Paul's Grundriss, beides Musterleistungen, haben das grosse Talent Noreen's für die Bewältigung spröder Stoffmassen gezeigt. Dieselbe Begabung bewährt sich auch in dem neuen Werke. Es zerfällt in zwei grosse Abschnitte, die Sonanten und Konsonanten überschrieben sind. Jedem dieser Teile geht ein kurzer Überblick über den idg. Lautstand voraus, der mit Hilfe des Indischen, des Griechischen und des Lateinischen erschlossen wird. Dann folgen die urgermanischen Lautgesetze. Den Beschluss macht jedesmal ein umfängliches Kapitel, das die Spuren idg. Lautgesetze im Germanischen verfolgt. . . .

Ref. bemerkt noch, dass die urgerm. Lautlehre ein im hohen Grade empfehlenswertes Buch ist, dem ein voller Erfolg im Interesse der germanischen Grammatik lebhaft gewünscht werden muss. . . .» *Liter. Centralblatt 1894 Nr. 35.*

TEXTE UND UNTERSUCHUNGEN ZUR ALTGERMANISCHEN RELIGIONSGESCHICHTE. Erster Band: Aus der Schule des Wulfila. Avxenti Dorostorensis epistvla de fide vita et obitv Wulfilae im Zusammenhang der Dissertatio Maximini contra Ambrosivm. Herausgegeben von Friedrich Kauffmann. Mit einer Schrifttafel in Heliogravüre. 4°. LXV, 135 S. 1899. M. 16.—.

Ankündigung: Der Verfasser hat sich das Ziel gestellt, die Probleme der deutschen Altertumskunde in anderer Weise, als es bisher geschehen ist, anzufassen und hegt die Hoffnung, dass sich von der Religionsgeschichte her manche Züge des altgermanischen Wesens und Lebens, die bisher auch nicht einmal geahnt werden konnten, aufhellen werden. Er sucht die strenge historische Methode, über welche die Gegenwart verfügt, auf das, was man seither Mythologie genannt hat, anzuwenden und so ein Forschungsgebiet zu Ehren zu bringen, das seit den Tagen eines Jacob Grimm fast brach gelegen hat. Er will eine ganz neue Disziplin der Germanistik erschliessen, die sich am engsten mit der Geschichte altgermanischer Sitte und altgermanischen Rechts berührt. — In dem ersten Band wird ein uralter lateinischer Text aus dem 5. Jahrhundert zum erstenmal vollständig herausgegeben. Derselbe hat die wichtigste Urkunde über das Leben und Wirken des Gotenbischofs Wulfila zum Gegenstand.

Unter der Presse:

II. Band: **DIE SKEIREINSBRUCHSTÜCKE.** Herausgegeben von Dr. Ernst Dietrich. 4°. ca. 10 Bogen.

Zeitschrift
für
Deutsche Wortforschung

herausgegeben von

Friedrich Kluge.

Erster Band. 8°. VI, 374 Seiten, mit dem Bildnis von Fedor Bech in Lichtdruck. 1901.
Zweiter Band. 8°. IV, 348 Seiten, mit dem Bildnis von K. Weinhold in [Kupferätzung. 1902.
Dritter Band. Erstes Heft. Unter der Presse.
Preis des Bandes, geheftet M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 12.50.

Wölfflins „Archiv für lateinische Lexikographie“ ist das Vorbild, dem unsere Zeitschrift nacheifern wird. Welche Aufgaben die neuere Wortforschung zu lösen hat, ist auf dem germanischen Sprachgebiet durch großartige Unternehmungen, wie das Grimmsche Wörterbuch, das New English Dictionary, das niederländische und das schwedische Wörterbuch veranschaulicht und durch Hermann Pauls bekannten Aufsatz „über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie“ begründet worden. Auch die Berichte, welche der Öffentlichkeit über die Vorbereitungen des Thesaurus linguae Latinae unterbreitet werden, zeigen der deutschen Sprachforschung, daß wir jetzt, wo das Grimmsche Wörterbuch seinem Abschluß naht, für unser geliebtes Deutsch Ziele und Aufgaben der Wortforschung erweitern und vertiefen müssen, wenn wir dem Thesaurus linguae Latinae nachstreben wollen. Unser neues Unternehmen will den altbewährten Zeitschriften keinen Abbruch thun, auch nicht die Zahl der allgemein germanistischen Fachblätter vermehren. Es will eine Sammelstätte sein, in dem die Nachträge und Berichtigungen zu unsern großen Wörterbüchern eine Unterkunft finden bis zu einer endgültigen Ausarbeitung. Es will durch Klärung über Wesen und Inhalt der Wortforschung die großen Aufgaben der Zukunft vorbereiten und einleiten. Es will der Gegenwart dienen, indem es *durch ernsthafte Einzelarbeit das Verständnis der Muttersprache belebt und vertieft.*

Wir beabsichtigen, die Geschichte der deutschen Wörterbücher in unsern Bereich zu ziehen, wichtige Sprachquellen neu zu drucken und Sammlungen zum deutschen Wortschatz unterzubringen. Aber wir wollen zugleich durch wortgeographische und wortgeschichtliche Aufsätze und durch kleinere Mitteilungen anregen, durch Zeitschriftenschau alle deutsch-sprachliche Arbeit buchen und über neue Erscheinungen berichten. — Zugleich stellen wir unsere Zeitschrift in den Dienst der Fachgenossen, indem wir immer Raum für „Umfragen“ zur Verfügung stellen: wir wollen den Mitarbeitern am Grimmschen Wörterbuch, dem großen Wenkerschen Unternehmen u. A. die Möglichkeit eröffnen, vorhandene Lücken in Sammlungen zu ergänzen oder Ungenauigkeiten richtig zu stellen. Wir hoffen, auch gelegentlich einzelne Spracherscheinungen durch Karten bildlich veranschaulichen zu können.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Lex. 8°. XXVI, 510 S. 1899. Preis broschiert Mk. 8.—, in Halbfranz gebunden Mk. 10.—

Vor dem Erscheinen der ersten Auflage von **Kluges etymologischem Wörterbuch** hat es eine lexikalische Bearbeitung der Etymologie unseres modernen Sprachschatzes nicht gegeben. Der Erfolg der seit dem Jahre 1884 erschienenen fünf Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zu Teil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung: den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und die slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine Verwandtschaft festzustellen vermag. Eine allgemeine Einleitung behandelt die Geschichte der deutschen Sprache in ihren Umrissen.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen oder Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Fortschritten der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen; sie unterscheidet sich von den früheren Auflagen besonders durch sprachwissenschaftliche Nachweise und Quellenangaben, sowie durch Aufnahme mancher jüngerer Worte, deren Geschichte in den übrigen Wörterbüchern wenig berücksichtigt ist, und durch umfänglicheres Zuziehen der deutschen Mundarten. Aus den ersten Buchstaben seien nur die folgenden Wörter, zum Teil Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts, angeführt, die neu aufgenommen worden sind: allerdings, Altkanzler, Anfangsgründe, Angelegenheit, Anschaulichkeit, anstatt, anzüglich, Aschenbrödel, Aschermittwoch, ausmergeln, Begeisterung, beherzigen, belästigen, bemitleiden, beseitigen, Beweggrund, bewerkstelligen, bildsam, bisweilen, Blamage, Büttner, Christ, Christbaum, Christkindchen; aus dem Buchstaben K nennen wir: Kabache, Kämpe², Kammerkätzchen, Kanapee, Kannengießer, Känsterlein, Kanter, Kaper², Käpfer, Kartätsche, Katzenjammer u. s. w. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur sechsten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 280, B: von 387 auf 520, D: von 137 auf 200, E: von 100 auf 160, F: von 236 auf 329, G: von 280 auf 330, K: von 300 auf 440, P: von 180 auf 236.

Proben siehe nächste Seite.

Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (Proben.)

Bauten Plur. bei Goethe 1809 Wahlverw. (Werke 20,248; der Singl. Baute Faust II V. 11157); darüber das lehrreiche Zeugnis von Hegewisch 1791 Regierung Kaiser Karls des Großen S. 146 Fußnote: „Bauten ist zwar ein Provinzialwort, aber es verdient in die Schriftsprache aufgenommen zu werden, wozu man schon zu Berlin das Exempel giebt": ein um die Mitte des 18. Jahrhs. in der Mark Brandenburg auftretendes Wort der Verwaltungssprache, zuerst von Heynatz 1775 Handbuch S. 207 (1796 Antibarbarus S. 199) verzeichnet, aber bei Adelung und Campe noch fehlend; Adelung unter Bau erwähnt Bauten als Plural zu Bau für das ndd. Norddeutschland. 1781 wird bûwte 'Baute' als pommer. Dialektwort verzeichnet.

Blamage F. eine in der 2. Hälfte des 18. Jahrhs. aufkommende, zunächst komische Analogiebildung nach frz. age-Worten innerhalb der Studentensprache (es gibt kein frz. blamage); früheste Belege in studentischer Litteratur: Fischer 1781 Komische Burschiade S. 9 und Laukhard 1804 Eulerkapper S. 113; vgl. Studentensprache S. 64 und Renommage.

Botschafter M. dafür in den Reichsabschieden vom Ende des 15. Jahrhs. bis zum Regensburger von 1654 Botschaft konkret als 'Gesandtschaft'; so auch oft bei Luther z. B. 2 Kor. 5, 20, wo neuere Bibelausgaben Botschafter eingesetzt haben. Dann tritt — zuerst bei Joh. Limnäus 1651 Capitulationes Imperatorum S. 577 — Bottschaffter 'nuncius' neben Pottschafft 'legatio' auf als Bezeichnung des einzelnen Mitgliedes einer Botschaft. Botschafter gebildet wie Kundschafter und Gesellschafter erscheint gleichzeitig vereinzelt (z. B. Vagantenhospital 1668 A 8ᵇ B 4ᵃ C 4ᵇ) 'wer mit einer Botschaft beauftragt ist'. Doch wurde das sich damals einbürgernde frz. ambassadeur allgemein gebraucht. Infolge der großen Streitigkeiten über die diplomatischen Rangklassen beim Nimweger Kongreß 1677 ff. scheint am Wiener Hof das Bedürfnis gefühlt worden zu sein, auch im Deutschen zwischen höheren und niederen Gesandten zu scheiden; dabei wurde für ambassadeur Botschafter, für envoyé Abgesandter gewählt (Belege einzeln seit 1696). Der Wiener Sprachgebrauch bürgert sich schließlich seit etwa 1711 (vgl. das im Juli 1711 am Regensburger Reichstag vereinbarte Projekt einer beständigen Wahlkapitulation Art. XXIII) auch im Reich allmählich ein für den mindestens kurfürstlichen Vertreter. Dazu stimmt C. G. Heräus 1721 Gedichte und lat. Inschriften S. 273, der das Wort als am Wiener Hofe gebraucht zur Beseitigung des verbreiteten Ambassadeur empfiehlt. A. Dove.

Chauvinismus M. (mit engl. chauvinism) aus frz. chauvinisme, das eigtl. 'idolatrie napoléonienne' bedeutet. Diese Benennung des Napoleonkultus soll auf einen Veteran Nic. Chauvin zurückgehen; nach diesem Napoleonschwärmer entstand seit Napoleons Fall die Benennung frz. chauvins, welche Bezeichnung bes. durch das beliebte Vaudeville La Cocarde Tricolore (1831) der Brüder Cogniard sowie durch Charlets Zeichnungen aus dem französ. Soldatenleben (wo Chauvin als typischer Name junger Soldaten auftritt) in Frankreich populär wurde. Vgl. Tobler Herrigs Archiv 86, 296. 393.

Christkindchen N. 'Weihnachtsgeschenk' zuerst in Kleins Provinzialwb. 1792 für die Pfalz und das nördliche Westfalen bezeugt (als Christkindel 1776 in Wagners Kindermörderin 9). Dafür im 18. Jahrh. „der heilige Christ" (öfters bei Goethe bezeugt), schon im 17. Jahrh. bei Weise Erznarren 369. 370 (zuerst 1661 in einer sächs. Polizeiordnung). In Pommern dafür Kindeken-Jês, in Holstein Kin-Jês; in Sachsen „heiliger Abend" oder „ein Weihnachten". Die Sitte der Weihnachtsbescheerung (in der 2. Hälfte des 16. Jahrhs. Christbürden das Geschenkbündel mit der Segensrute) ist eine protestantische Neuerung der Schenkungen an den Tagen des hlg. Martin und Nikolaus (10. Novbr. resp. 5. Dezbr.). Nach A. Tille's Schrift Geschichte der deutschen Weihnacht.

Estrich M. mhd. ẹsterîch ahd. ẹstirîh älteste Form astrîh (hh) M. = mndd. astrak esterck, ndl. estrik (alte Belege für die mndd. ndl. Worte fehlen). In Mitteldeutschland (auch im Schwäb.) fehlt das Wort, das Luther unbekannt war. Wahrscheinlich ist es eigtl. im Rhein- und Donauthal heimisch und durch röm. Kolonisten dort eingeführt. Die urdeutsch. Grundformen astrik — astrak decken sich mit frühmlat. astricus astracus 'Pflaster' = mailänd. astregh, sizil. astracu, ital. lastrico; nach G. Meyer Anal. Graec. S. 3 liegt spätlat. astracum (= gr. ὀστρακον) zu Grunde; über das Verhältnis von lat. astracum — astricum vgl. lat. monacus — monicus unter Mönch.

Fusel M. am Schluß des 18. Jahrh. als Dialektwort für Baiern, den Mittelrhein und Niederdeutschland bezeugt, aber zufrühst nur im Ndd. heimisch (1775 für Hamburg bezeugt), und auf ndd. Gebiet zeigt das Wort teilweise eine allgemeinere Bedeutung, indem es in Mecklenburg

DEUTSCHE GRAMMATIK

GOTISCH, ALT-, MITTEL- UND NEUHOCHDEUTSCH

VON

W. WILMANNS

ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Bonn.

Erste Abteilung: **Lautlehre.** Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8°. XX, 425 S. 1897. M. 8.—, in Halbfranz gebunden M. 10.—.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage:

„Diese zweite Auflage weicht von der ersten ziemlich stark ab, kaum ein Paragraph ist unverändert geblieben, manche ganz neu gestaltet. Bald gab die Form, bald der Inhalt den Anlass, bald eigene Erwägungen des Verfassers, bald die Arbeiten anderer. Auch der Umfang des Buches ist um einige Bogen [sechs] gewachsen, besonders dadurch, dass sehr viel mehr Beispiele für die einzelnen Lauterscheinungen angeführt sind. . . . .“

Zweite Abteilung: **Wortbildung.** Zweite Auflage. Gr. 8°. XVI, 671 S. 1899. M. 12.50, in Halbfranz gebunden M. 15.—

Die zweite Auflage beider Abteilungen ist, was die Zahl der Exemplare betrifft, eine erhöhte, um auf eine lange Reihe von Jahren hinaus die Notwendigkeit eines Neudrucks oder einer neuen Bearbeitung auszuschliessen und dadurch die Käufer vor allzu schnellem Veralten des Werkes zu schützen.

Das Werk wird in vier Abteilungen erscheinen: Lautlehre, Wortbildung, Flexion, Syntax. Eine fünfte, die Geschichte der deutschen Sprache, wird sich vielleicht anschliessen.

„. . . Es ist sehr erfreulich, dass wir nun ein Buch haben werden, welches wir mit gutem Gewissen demjenigen empfehlen können, der sich in das Studium der deutschen Sprachgeschichte einarbeiten will, ohne die Möglichkeit zu haben, eine gute Vorlesung über deutsche Grammatik zu hören: in Wilmanns wird er hierzu einen zuverlässigen, auf der Höhe der jetzigen Forschung stehenden Führer finden. Aber auch dem Studierenden, der schon deutsche Grammatik gehört hat, wird das Buch gute Dienste leisten zur Wiederholung und zur Ergänzung der etwa in der Vorlesung zu kurz gekommenen Partien. Jedoch auch der Fachmann darf die Grammatik von W. nicht unberücksichtigt lassen. Denn alle in Betracht kommenden Fragen sind hier mit selbständigem Urteil und unter voller Beherrschung der Literatur erörtert. Und nicht selten werden Schlüsse gezogen, die von der gewöhnlichen Auffassung abweichen und zum Mindesten zur eingehenden Erwägung auffordern, so dass niemand ohne vielfache Anregung diese Lautlehre aus der Hand legen wird. Besonders reich an neuen Auffassungen ist uns die Lehre von den Konsonanten erschienen. Aber auch die übrigen Teile, unter denen die bisher weniger oft in Grammatiken dargestellte Lehre vom Wortaccent hervorzuheben wäre, verdienen Beachtung . . .“ *W. B., Literarisches Centralblatt 1893 Nr. 40.*

Wilmanns, W., Deutsche Grammatik (Fortsetzung).

Probeseite aus der 2. Auflage der I. Abteilung.

Zweites Kapitel.

Hochdeutsche Lautverschiebung.

39. Die Consonanten, welche im Germanischen aus den idg. Verschlusslauten entstanden waren, geraten im Hochdeutschen von neuem in Bewegung. Diese hochdeutsche Verschiebung ist besonders interessant und lehrreich, weil sie sich zum grossen Teil vor unsern Augen vollzieht und genauere Einsicht in die stätig fortschreitende Änderung der Consonanten und die sie regelnden Kräfte gewährt; zu so einfachen und gleichmässigen Ergebnissen wie die ältere Verschiebung führt sie nicht. Die Laute der verschiedenen Articulationsstellen und -arten zeigen sich nicht gleich empfänglich für die Umwandlung; stärker als in der früheren Verschiebung macht sich der Einfluss benachbarter Consonanten geltend, und vor allem der Einfluss des germanischen Accentes, insofern der Inlaut der Änderung mehr ausgesetzt ist als der Anlaut, d. h. der Anlaut der schwach betonten Silbe mehr als der stark articulierte Anlaut der Stammsilbe.

Der Beginn der Verschiebung fällt in die Zeit vom 5. bis 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung und deshalb sind ihr auch viele romanische Lehnwörter, die bis zum 8. Jahrh. ins Deutsche aufgenommen sind, unterlegen. In Oberdeutschland zeigt sich die Bewegung zuerst; die Sprache der Langobarden, Baiern, Alemannen und eines Teiles der Franken wird von ihr ergriffen; je weiter nach Norden, um so schwächer wird die Wirkung[1]).

Germ. *p, t, k.*

40. Die entschiedenste Umgestaltung haben die germanischen Tenues durch die hochdeutsche Verschiebung erfahren. Tenuis — Aspirata — Affricata — Spirans bezeichnen die Bahn, in der sich die Laute bewegen. Im Anlaut kommen

1) Braune, PBb. I, 1—56; Litteraturnachweis bei Br. ahd. Gr. § 83 A. Verzeichnis altgermanischer Lehnwörter, Kluge, Grdr. I S. 309 f. — Über die normale Verschiebungslinie s. § 43 Anm.

GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN LITTERATUR
BIS ZUM AUSGANGE DES MITTELALTERS

VON

RUDOLF KOEGEL

ord. Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der Universität Basel.

Erster Band: **Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.**

Erster Teil: Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. 8°. XXIII, 343 S. 1894. M. 10.—

Ergänzungsheft zu Band I: Die altsächsische Genesis. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Dichtung und Verskunst. 8°. X, 71 S. 1895. M. 1.80

Zweiter Teil: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. 8°. XX, 652 S. 1897. M. 16.—

Die drei Teile des I. Bandes usammen in einen Band in Halbfranz gebunden M. 31.50.

Urteile der Presse.

« . . . . Koegel hat eine Arbeit unternommen, die schon wegen ihres grossen Zieles dankbar begrüsst werden muss. Denn es kann die Forschung auf dem Gebiete der altdeutschen Litteraturgeschichte nur wirksamst unterstützen, wenn jemand den ganzen vorhandenen Bestand von Thatsachen und Ansichten genau durchprüft und verzeichnet, dann aber auch an allen schwierigen Punkten mit eigener Untersuchung einsetzt. Beides hat K. in dem vorliegenden ersten Bande für die älteste Zeit deutschen Geisteslebens gethan. Er beherrscht das bekannte Material vollständig, er hat nichts aufgenommen oder fortgelassen, ohne sich darüber sorgfältig Rechenschaft zu geben. Kein Stein auf dem Wege ist von ihm unumgewendet verblieben. K. hat aber auch den Stoff vermehrt, einmal indem er selbständig alle Hilfsquellen (z. B. die Sammlungen der Capitularien, Concilbeschlüsse u. s. w.) durchgearbeitet, neue Zeugnisse den alten beigefügt, die alten berichtigt hat, ferner dadurch, dass er aus dem Bereiche der übrigen germanischen Litteraturen herangezogen hat, was irgend Ausbeute für die Aufhellung der ältesten deutschen Poesie versprach. In allen diesen Dingen schreitet er auf den Pfaden Karl Müllenhoffs, dessen Grösse kein anderes Buch als eben das seine besser würdigen lehrt. . . .»

Anton E. Schönbach, Oesterreich. Literaturblatt 1894 Nr. 18.

«Koegel bietet Meistern wie Jüngern der Germanistik eine reiche, willkommene Gabe mit seinem Werke; vor allem aber sei es der Aufmerksamkeit der Lehrer des Deutschen an höheren Schulen empfohlen, für die es ein unentbehrliches Hilfsmittel werden wird durch seinen eigenen Inhalt, durch die wohlausgewählten bibliographischen Fingerzeige und nicht zum wenigsten durch die Art und Weise, wie es den kleinsten Fragmenten ein vielseitiges Interesse abzugewinnen und sie in grossem geschichtlichen Zusammenhang zu stellen versteht. Wie es mit warmer Teilnahme für den Gegenstand gearbeitet ist, wird es gewiss auch, wie der Verfasser wünscht, Freude an der nationalen Wissenschaft wecken und mittelbar auch zur Belebung des deutschen Literaturunterrichts in wissenschaftlich-nationalem Sinne beitragen.»

Beilage zur Allgem. Zeitung 1894 Nr. 282.

«— Vorliegendes Buch . . . . nimmt neben dem Werke Müllenhoff's vielleicht den vornehmsten Rang ein. Es bietet den gesamten Stoff in feiner philologischer Läuterung, dessen eine Literaturgeschichte unserer ältesten Zeiten bedarf, um sich zum allseitig willkommenen Buche abzuklären. Dies hohe Verdienst darf man schon heute Rudolf Koegel bewundernd zuerkennen. Dass das schwerwiegende Werk seiner selten vergeblich bohrenden Forschung und mühseligen Combinationen und Schlussfolgerungen würdig ausgestattet ist, bedarf keiner Versicherung. Und so möge unsere Germanistik des neuen Ehrenpreises froh und froher werden.» *Blätter f. liter. Unterh. 1894 Nr. 48.*

Soeben erschien:

NEUHOCHDEUTSCHE METRIK.

EIN HANDBUCH

VON

DR. J. MINOR,

O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WIEN.

ZWEITE, UMGEARBEITETE AUFLAGE.

8°. XIV, 537 Seiten. 1902. M. 10.—, in Leinwand gebd. M. 11.—

Urteile der Presse über die erste Auflage.

« . . . Eine systematische und umfassende Behandlung der neuhochdeutschen Metrik zu liefern hat Minor im vorliegenden Werke unternommen. Und wir dürfen sagen, dass er seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise gerecht geworden ist. Nicht zwar, dass wir mit seinen Resultaten überall einverstanden wären und in ihnen Abschliessendes erblicken könnten. Das beansprucht er aber auch selbst nicht, sondern wünscht, dass sein Buch zu weiteren Untersuchungen anregen möge. Und gerade in dieser Hinsicht erwarten wir davon die fruchtbarsten Wirkungen. Denn M. hat für die nhd. Metrik einen festen Boden geliefert, von dem aus sie weiter gebaut werden kann. Ganz besonders die Grundfragen: Rhythmus, Quantität, Accent und Takt hat er in eingehender und vorurteilsfreier Weise unter Berücksichtigung früherer Ansichten allseitig untersucht und erwogen. Eine Fülle neuer und treffender Beobachtungen treten da zu Tage. Die Quantität im nhd. Verse, d. h. die wirkliche, nicht mit dem Accent verwechselte, ist unseres Wissens noch nirgends so objectiv untersucht worden. Aus dieser gründlichen Würdigung der Elemente ergeben sich denn auch für die Beurteilung des Versbaus wichtige Resultate. . . Mit dem Ausdruck des Dankes für reiche Belehrung wünschen wir, dass das Buch zum Aufblühen des wissenschaftlichen Betriebes der neuhochdeutschen Metrik Veranlassung geben möge. *W. B. im Literar. Centralblatt. 1894, Nr. 18.*

« . . . Eine reiche Fülle des Stoffes bietet und bewältigt Minor, er schildert ebenso die geschichtliche Entwicklung auch der auswärtigen Formen in Deutschland, wie er das Originaldeutsche der alten und neuen Zeit geschmackvoll würdigt. Und meine ganz besondere Freude sei noch ausgesprochen über die ganz vortreffliche Darstellung des sogenannten Knittelverses, jener freien Behandlung der durch den Reim verbundenen Zeilen mit vier Hebungen, die von zwei unsrer grössten Dichter in zwei ihrer herrlichsten Werke so volkstümlich, wie kunstverständig verwertet sind, von Goethe im „Faust", von Schiller in „Wallensteins Lager". Gerade hier zeigt sich die Meisterschaft des Verfassers in der Darlegung, wie der innere Sinn das Massgebende ist und aus dem lebendigen Gefühl des Dichters der Rhythmus in seiner Mannigfaltigkeit sich entwickelt, wie Freiheit und Ordnung innigst zusammenwirken.»

M. Carrière in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1894, Nr. 104.

Deutsche Studentensprache

von

Friedrich Kluge

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

8°. XII, 136 S. 1895. Geheftet M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.50.

Inhalt: I. **Über die Studentensprache.** Studenten und Philister. — Trunkenlitanei. — Antike Elemente. — Burschikose Zoologie. — Biblisch-theologische Nachklänge. — Im Bann des Rotwelsch. — Französische Einflüsse. — Grammatische Eigenart. — Ursprung und Verbreitung. — II. **Wörterbuch der Studentensprache.**

«Beim Lesen dieses Buches fühlt man sich oft von einem Hauche frischen, fröhlichen Studentenlebens berührt, und selbst das anscheinend so trockene Wörterbuch reizt durch seinen manchmal recht humoristischen Inhalt zu einem herzlichen Lachen. Es war in der That eine dankbare, freilich auch recht schwierige Aufgabe, das für die ältere Zeit so spärliche und vielfach sehr versteckte Material zu sammeln und daraus in grossen Zügen eine Geschichte der deutschen Studentensprache zu entwerfen, die um so grösseren Dank verdient, als sie nicht nur der erste umfassende und auf wirklichem Quellenstudium beruhende Versuch der Art ist, sondern auch mit grossem Geschick sich auf jenem Grenzgebiet zwischen populärer und streng wissenschaftlicher Darstellung bewegt, das einzuhalten nicht jedem Gelehrten gegeben ist. Gerade auf diesem Gebiet hat sich Kluge durch sein musterhaftes etymologisches Wörterbuch grosse Verdienste erworben; denselben Weg betritt er jetzt mit gleichem Erfolg auch in der vorliegenden Schrift, die ihre Entstehung zumeist den Arbeiten zu jenem anderen Werke verdankt. . . .»

Liter. Centralblatt 1895 Nr. 28.

«Prof. Kluge hat mit vielem Fleisse, wie die zahlreich eingestreuten Belegstellen beweisen, sowie gestützt auf eine ausgedehnte Lektüre und auf eigene Beobachtung die Sprache der Studenten in alter und neuer Zeit nach ihrem Ursprung und ihrer Verbreitung dargestellt und seiner Abhandlung ein reichhaltiges Wörterbuch der Studentensprache beigegeben. Ist das Buch als Beitrag zur deutschen Sprachgeschichte und Lexikographie von grossem Werte, so ist es auch für den Akademiker, der die eigenartige Sprache seines Standes nach ihrer Entstehung und Geschichte kennen und verstehen lernen will, ein interessantes Buch und besonders zu Dedikationszwecken geeignet, wofür wir es bestens empfohlen haben wollen.» *Akad. Monatshefte 1895 v. 26. Mai.*

«Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft ist diese neueste Arbeit des durch sein mustergültiges etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache bekannten Germanisten. Streng wissenschaftlich und dabei so gemeinverständlich geschrieben, dass jedermann sie mit wahrem Genusse lesen kann, wird sie in den Kreisen derer besondere Freude bereiten, die selbst eine fröhliche Studentenzeit verlebt haben und nun beim Lesen dieses anziehenden Büchleins aus den schnurrigen, sonderbaren Ausdrücken der studentischen Kunstsprache alte, liebe Gestalten der goldenen Jugend in der Erinnerung wieder auftauchen sehen. Wer hätte sich nicht manchmal schon gefragt, woher diese närrischen Wörter stammen mögen? Eine fast erschöpfende Antwort giebt uns Kluges Buch, eine Antwort, die uns zugleich ein ganzes Stück Kulturgeschichte vor Augen führt. Wir sehen, wie im 16. und 17. Jahrhundert die alte lateinische Gelehrtensprache, im 18. Jahrhundert das Französische Einfluss gewinnen, wie die Sprache der Bibel und das Rotwelsch oder die Gaunersprache viele Beisteuern liefern, wie aber vieles auch frei erfunden oder in fröhlicher Keckheit umgeformt, verstümmelt, in anderer Bedeutung gebraucht wird. Mancher seltsame Ausdruck, der in die Schriftsprache übergegangen ist, erhält hieraus seine Erklärung.»

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1896 Nr. 1.

WÖRTERBUCH

DER

ELSÄSSISCHEN MUNDARTEN

BEARBEITET VON

E. MARTIN und H. LIENHART

IM AUFTRAGE DER LANDESVERWALTUNG VON ELSASS-LOTHRINGEN.

Erster Band. Lex.-8°. XVI, 800 S. 1899. Broschirt M. 20.—, in Halbfranz gebunden M. 22.50.

Der II. (Schluss-)Band ist in Vorbereitung. Er wird in etwa 5—6 Lieferungen à M. 4.— erscheinen.

Dieses Wörterbuch ist die Frucht jahrelangen Sammeleifers und angestrengter wissenschaftlicher Thätigkeit. Es soll nach dem Vorbild des schweizerischen Idiotikons den Sprachschatz der heutigen elsässischen Mundarten, soweit diese sich zurück verfolgen lassen, zusammenfassen und nach dem gegenwärtigen Stand der Sprachwissenschaft erklären. Dabei wird die Eigentümlichkeit des elsässischen Volkes in Sitte und Glauben, wie sie sich in Redensarten, Sprichwörtern, Volks- und Kinderreimen kund gibt, so weit als möglich zur Darstellung gebracht werden. Das sprachliche Gebiet wurde nach den Bezirksgrenzen von Ober- und Unterelsass abgesteckt.

«Das grossangelegte Werk macht einen ausgezeichneten Eindruck und ist hinter der Aufgabe, die es sich stellte, und den Erwartungen, die man ihm entgegenbrachte, nicht zurückgeblieben. . . . Eine so ergiebige grammatische Fundgrube wie das schweizerische Idiotikon konnte es unter keinen Umständen werden. Bei dieser Sachlage thaten die Bearbeiter wohl daran, «die Eigentümlichkeit des elsässischen Volkes in Sitte und Glauben, wie sie sich in Redensarten, Sprichwörtern, Volks- und Kinderreimen kundgibt, so weit als möglich zur Darstellung» zu bringen. In diesem litterarischen und kulturgeschichtlichen, völkerpsychologischen Inhalte liegt das Schwergewicht des Werkes. . . . Wir zweifeln nicht, dass das elsässische Wörterbuch seinen Platz in der ersten Reihe unserer Mundartenwerke einnehmen wird. . . .»
Deutsche Litteraturzeitung 1897 Nr. 50.

« . . . Das elsässische Wörterbuch ist keine Aufspeicherung sprachwissenschaftlicher Raritäten. Es ist eine lebensvolle Darstellung dessen, wie das Volk spricht. In schlichten Sätzen, in Fragen und Antworten, in Anekdoten und Geschichtchen kommt der natürliche Gedankenkreis des Volkes zu unmittelbarer Geltung. Die Kinderspiele und die Freuden der Spinnstuben treten mit ihrem Formelapparat auf. Die Mehrzahl der Artikel spiegeln das eigentliche Volksleben wieder und gewähren dadurch einen wahren Genuss. Wenn man Artikel wie E s e l oder F u c h s liest, wird man bald verstehen lernen, dass in deren Schlichtheit und Schmucklosigkeit der Erforscher deutschen Volkstums eine sehr wertvolle Quelle für das Elsass findet . .» *Strassb. Post 1897 Nr. 344.*

«Cela dit*, je n'ai plus qu'à féliciter les auteurs de leur intelligente initiative, de l'exactitude et de la richesse de leur documentation, des ingénieuses dispositions de plan et de typographie qui leur ont permis de faire tenir sous un volume relativement restreint une énorme variété de citations et d'informations. Ce n'est point ici seulement un répertoire de mots: c'est, sous chaque mot, les principales locutions où il entre, les usages locaux, proverbes, facéties, devinettes, randonnées et rondes enfantines dont il éveille l'écho lointain au cœur de l'homme mûr.» *V. Henry, Revue critique, 31 Janv. 1898.*

* que j'ai en portefeuille une grammaire et un vocabulaire du dialecte de Colmar.

ENGLISH ETYMOLOGY.

A SELECT GLOSSARY
SERVING AS AN INTRODUCTION TO THE HISTORY
OF THE ENGLISH LANGUAGE
BY

F. KLUGE AND F. LUTZ.

8°. VIII, 234 S. 1898. Broschirt M. 4.—, in Leinwand geb. M. 4.50.

PREFACE.

Our primer of English Etymology is meant to serve as an introduction to the study of the historical grammar of English. However manifold the advantages which the student may derive from Professor Skeat's Etymological Dictionary, it cannot be denied that it does not commend itself as a book for beginners. Though it is a work of deep research, brilliant sagacity, and admirable completeness, the linguistic laws underlying the various changes of form and meaning are not brought out clearly enough to be easily grasped by the uninitiated. We therefore propose to furnish the student with a small and concise book enabling him to get an insight into the main linguistic phenomena We are greatly indebted to Professor Skeat, of whose excellent work we have made ample use, drawing from it a great deal of material, which we hereby thankfully acknowledge. As our aim has of course not been to produce a book in any way comparable to our predecessor's work in fulness of detail and general completeness, we have confined ourselves to merely selecting all words the history of which bears on the development of the language at large. We have, therefore, in the first place, traced back to the older periods loanwords of Scandinavian, French and Latin origin and such genuine English words as may afford matter for linguistic investigation. In this way we hope to have provided a basis for every historical grammar of English, e.g. for Sweet's History of English Sounds.

If we may be allowed to give a hint as to the use of our little book, we should advise the teacher to make it a point to always deal with a whole group of words at a time. Special interest attaches for instance to words of early Christian origin, to the names of festivals and the days of the week; besides these the names of the various parts of the house and of the materials used in building, the words for cattle and the various kinds of meat, for eating and drinking, etc. might be made the subject of a suggestive discussion. On treating etymology in this way, the teacher will have the advantage of converting a lesson on the growth of the English language into an inquiry into the history of the Anglo-Saxon race, thus lending to a naturally dry subject a fresh charm and a deeper meaning.

In conclusion, our best thanks are due to Professor W. Franz of Tübingen University, who has placed many words and etymologies at our disposal and assisted us in various other ways.

LIST OF ABBREVIATIONS.

acc. = accusative case, adj. = adjective, adv. = adverb, BRET. = Breton, CELT. = Celtic, conj. = conjunction, CORN. = Cornish, cp. = compare, Cymr. = Cymric (Welsh), Dan. = Danish, dat. = dative case, der(iv). = derived, derivative, dimin. = diminutive, DU. = Dutch, E. = modern English, f. (fem.) = feminine, frequent. = frequentative, FR. = French, FRIES. = Friesic, G. = modern German, Gael. = Gaelic, gen. = genitive case, GOTH. = Gothic, GR. = Greek, Icel. = Icelandic, inf. = infinitive mood, infl. = inflected, interj. = interjection, IR. = Irish, ITAL. = Italian, LAT. = Latin, LG. = Low German, lit. = literally, LITH. = Lithuanian, m. = masculine, ME. = Middle English, MHG. = Middle High German, n. (neutr.) = neuter, nom. = nominative, obl. = oblique case, ODU. = Old Dutch, OFR. = Old French, OHG. = Old High German, OIR. = Old Irish, ON. = Old Norse, ONFR. = Old North French, orig. = original, originally, OSAX. = Old Saxon, OSLOV. = Old Slovenian, pl. = plural, p. p. = past participle, prob. = probably, pron. = pronoun, prop. = properly, PROV. = Provençal, prt. = preterite, past tense, RUSS. = Russian, sb. = substantive, SKR. = Sanskrit, SPAN. = Spanish, superl. = superlative, SWED. = Swedish, TEUT. = Teutonic, vb. = verb.

Proben aus dem Wörterbuch siehe nächste Seite.

Kluge und Lutz, English Etymology (Fortsetzung).

Probeseite.

gar-LAT. *sola* has supplanted LAT. *solea*, whence GOTH. *sulja* 'sole' is borrowed.

sole[2] (a flat fish) ME. *sǫle* fr. FR. *sole*; ident. w. *sole*[1]; cp. LAT. *solea* 'sole-fish'.

some pron. ME. *sum som* OE. *sum* = GOTH. *sums*, ON. *sumr*, OHG. *sum*: ARYAN base *somo-* in GR. *ἀμόϑεν*, SKR. *sama*.

son sb. ME. *sone sune* OE. *sunu* = GOTH. *sunus*, ON. *sunr*, OSAX. *sunu*, OHG. *sun* G. *sohn* DU. *zoon*: Teut. base *sunu-*. An ARYAN base *sûnu-* is evident in SKR. *sûnu-*, OSLOV. *synŭ*, LITH. *sûnùs* 'son'. Cogn. w. GR. *υἱός* 'son' fr. an ARYAN base *suyu-* and w. OIR. *suth* 'foetus'. There occurs also a SKR. √ *sû* 'to beget, bear, bring forth'.

song vb. ME. OE. *sǫng*: Teut. base *sang(w)a-* also in GOTH. *saggws*, ON. *sǫngr*, DU. *zang*, G. *sang*. Cp. *sing*.

soon adv. ME. *sǫne* OE. *sǫna*; as shown by GOTH. *suns-aiw* 'soon', OE. *sǫn-a* is a compound of OE. *sǫn* (= OHG. OSAX. *sân*) and *á* (= GOTH. *aiw* OHG. *io*); cp. OHG. *sâr sâr-io* and GOTH. *suns* 'soon'.

soot sb. ME. OE. *sǫ̂t* = ODU. *soet*, ON. *sót*; derived fr. the TEUT. √*sêt* 'sit, set'; cogn. w. OIR. *suide* (base **sôdiâ*), LITH. *sódis*, OSLOV. *sažda* 'soot'.

sooth adj. 'true' ME. *sǫth* OE. *sǫþ* fr. a Teut. base *sanþ-* = ON. *sannr*, OHG. *sand*, OSAX. *sôth*; cogn. w. GOTH. *sunjis* (for **sundja-*). TEUT. *sanþ-* answers to SKR. *sat*, which is participle of the ARYAN √*es* 'to be' (SKR. *ásti*, GR. *ἔστι*, LAT. *est*, G. *ist*) with the suffix *-ont-* in GR. *φεροντ-* (cp. *tooth*). GOTH. *sunjis* 'true' corresponds to SKR. *satyá* 'true'.

sore adj. ME. *sǫ̂r* OE. *sár* fr. a TEUT. adj. *sai-ra-* in ON. *sárr*, OHG. *sêr*, DU. *zeer* 'sore, wounded'; cp. GOTH. *sair* sb. 'pain', OHG. *sêr* (G. *versehren* vb. 'to hurt'). Cogn. w. LAT. *sae-vus* 'wild' and OIR. *sai-th* 'pain'. Cp. *sorry*.

sorrel (plantname) fr. OFR. *sorel* (FR. *surelle*), which is derived fr. FR. *sur* 'sour' = OHG. *sûr* (see under *sour*).

sorrow sb. ME. *sorwe* OE. *sorg* infl. *sorge*: Teut. base *sorgô-* in GOTH. *saúrga*, OHG. *sorga* G. *sorge*, DU. *zorg*, ON. *sorg*: ARYAN √*sêrgh* in LITH. *sergėti* 'to heed' — *sìrgti* 'to suffer'.

sorry adj. ME. *sǫrý* OE. *sárig* earlier *sáreȝ*: Teut. base *sair-ag-*, deriv. fr. TEUT. *saira-* = *sore*.

sot sb. ME. *sot* late OE. (c. 1000) *sott*; borrowed fr. FR. *sot*, whence also DU. *zot* and MHG. *sot*; cogn. w. IR. *suthan* 'a dunce'.

soul sb. ME. *soule* prop. *sǫule* OE. *sáwol* infl. *sáwle*: TEUT. *saiwalô-* in GOTH. *saiwala*, OHG. *sêla* (for **sêwla*) G. *seele*, OSAX. *seula*, DU. *ziel*. Cp. GR. *αἰόλος* 'movable'.

sound[1] adj. 'healthy' ME. *sound* prop. *sound* OE. *ȝesúnd* = OSAX. *gisund*, OHG. *gisunt* G. *gesund*, DU. *gezond*; probably cognate w. LAT. *sânus* 'healthy'.

Geschichte
der
Englischen Litteratur
von
Bernhard ten Brink.

Erster Band: Bis zu Wiclifs Auftreten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Alois Brandl**, Professor an der Universität Berlin.
8°. XX, 520 S. 1899. Broschirt M. 4.50, in Leinwand gebunden M. 5.50, in Halbfranz geb. M. 6.50.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung. II. Buch. Die Übergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance. Anhang.

Zweiter Band: Bis zur Reformation. Herausgegeben von **Alois Brandl.**
8°. XV u. 647 S. 1893. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 10.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung) V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV u. S. 353—647. 1893. M. 5.—

Die Bearbeitung der zwei weiteren Bände hat Herr Professor Dr. Alois Brandl übernommen.

Urteile der Presse.

«. . . Bei allen Einzelheiten, die zur Sprache kommen, bleibt der Blick des Verfassers stets auf das Allgemeine gerichtet, und seine Gründlichkeit hindert ihn nicht, klar, geistvoll und fesselnd zu sein. Der gefällige, leicht verständliche Ausdruck, die häufig eingelegten, auch formell tadellosen Uebersetzungen altenglischer Gedichte verleihen dem Buche einen Schmuck, der bei Schriften gelehrten Inhaltes nur zu oft vermisst wird. Kurz, die englische Litteratur bis Wiclif hat in diesem ersten Bande eine reife, des grossen Gegenstandes würdige Darstellung gefunden, und sicher wird sich das Buch in weitesten Kreisen Freunde erwerben und der Literatur dieses so reich begabten germanischen Volksstammes neue Verehrer zuführen.» *Lit. Centralblatt 1877 Nr. 35.*

«Die Fortsetzung zeigt alle die glänzenden Eigenschaften des ersten Bandes nach meiner Ansicht noch in erhöhtem Masse; gründliche Gelehrsamkeit, weiten Blick, eindringenden Scharfsinn, feines ästhetisches Gefühl und geschmackvolle Darstellung.» *Deutsche Litteraturzeitung 1889 Nr. 19.*

«Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dieses Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein . . .» *Museum 1893 Nr. 7.*

«ten Brink hat uns auch mit diesem Buche durch die fesselnde Form der Darstellung und durch die erstaunliche Fülle des Inhalts in unausgesetzter Spannung gehalten. Der wissenschaftliche Wert des Buches ist über jede Besprechung erhaben; auch dieser Band wird, wie der erste, dem Studenten eine sichere Grundlage für litterarische Arbeiten bieten; aber hervorgehoben muss noch einmal werden, dass wir hiermit nicht nur ein fachmännisch gelehrtes, sondern auch ein glänzend geschriebenes Werk besitzen, das jeder Gebildete mit wahrem Genuss studieren wird.» *Grenzboten 1889 S. 517.*

NORDISCHE ALTERTUMSKUNDE

NACH FUNDEN UND DENKMÄLERN AUS DÄNEMARK UND SCHLESWIG

GEMEINFASSLICH DARGESTELLT

von

DR. SOPHUS MÜLLER

Direktor am Nationalmuseum zu Kopenhagen.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS BESORGT

von

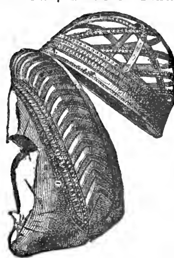
DR. OTTO LUITPOLD JIRICZEK

Privatdozenten der germanischen Philologie an der Universität Breslau.

I. Band: Steinzeit, Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. 8°. XII, 472 S. 1897. Broschirt M. 10.—, in Leinwand geb. M. 11.—.

II. Band: Eisenzeit. Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 8° VI, 324 S. 1898. Broschirt M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—.

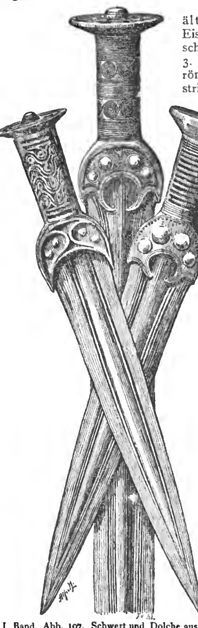
Inhalt: I. Steinzeit. 1. Wohnplätze der älteren Steinzeit. 2. Altertümer aus der Zeit der Muschelhaufen. 3. Chronologie der älteren Steinzeit. 4. Die Periode zwischen der Zeit der Muschelhaufen und der Steingräber. 5. Die kleineren Steingräber, Rundgräber und Hünenbetten. 6. Die grossen Steingräber oder Riesenstuben. 7. Das Innere der Steingräber, Begräbnisbräuche und Grabbeigaben. 8. Die jüngsten Gräber der Steinzeit: Kisten- und Einzelgräber. 9. Das Studium der Steingräber, eine historische Übersicht. 10. Altertümer aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Das Studium der Steinaltertümer, eine historische Übersicht. 13. Herstellungstechnik der Geräte und Waffen. 14. Wohnplätze, Lebensweise etc.


II. Band. Abb. 89. Altgermanischer silberner Helm aus der Völkerwanderungszeit (im Kieler Museum.)

II. Bronzezeit. 1. Aufkommen und Entwickelung des Studiums der Bronzezeit. — Die ältere Bronzezeit: 2. Ältere Formen aus Männergräbern, Waffen und Schmuck. 3. Toilettegerätschaften. 4. Männer- und Frauentrachten. Feld- und Moorfunde. 5. Die älteste Ornamentik im Norden und ihr Ursprung. 6. Die älteste Bronzezeit in Europa. 7. Beginn der nordischen Bronzezeit und Bedeutung des Bernsteinhandels. 8. Grabhügel und Gräber. 9. Der spätere Abschnitt der älteren Bronzezeit. 10. Die Leichenverbrennung, Ursprung, Verbreitung und Bedeutung des Brauches. — Die jüngere Bronzezeit: 11. Einteilung, Zeitbe-

Sophus Müller, Nordische Altertumskunde (Fortsetzung).

stimmung und Funde. 12. Gräber und Grabbeigaben. 13. Feld- und Moorfunde etc. 14. Innere Zustände, Handwerk und Ackerbau, Kunst und Religion.



I. Band. Abb. 107. Schwert und Dolche aus der ältesten Bronzezeit.

III. DIE EISENZEIT. Die ältere Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Die vorrömische Eisenzeit. Eine fremde Gruppe. 3. Zwei nordische Gruppen. 4. Die römische Zeit. Altertümer und Industrie. 5. Gräber und Grabfunde aus der römischen Zeit. 6. Die Völkerwanderungszeit. Fremde und nordische Elemente. 7. Die Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit. 8. Die grossen Moorfunde aus der Völkerwanderungszeit. 9. Die Goldhörner und der Silberkessel. Opferfunde aus der Eisenzeit. — Die jüngere Eisenzeit. 10. Die nachrömische Zeit. 11. Die Tierornamentik im Norden. 12. Die Vikingerzeit. 13. Gräber, Bestattungsarten, Gedenksteine. 14. Handwerk, Kunst und Religion. Schlussbetrachtung: Mittel, Ziel und Methode. Sach- und Autoren-Register. — Orts- und Fundstätten-Register.

«. . . . S. Müllers Alterthumskunde ist ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich. Es ist freudig zu begrüssen, dass dieses Werk in deutscher Sprache erscheint, und O. Jiriczek war eine vortrefflich geeignete Kraft, sich dieser Aufgabe der Uebersetzung zu unterziehen...

Die verschiedenen Anschauungen der Gelehrten über einzelne Erscheinungen werden in objektiver Weise dargelegt, wodurch in das Werk zugleich eine Geschichte der nordischen Archäologie verwebt ist. Dabei hat M. jederzeit seine Blicke auf die Parallelerscheinungen und die Forschung bei anderen Völkern gerichtet und dadurch den Werth seines Werkes über die Grenzen der nordischen Archäologie erweitert. Besondere Anerkennung verdient auch die klare und scharfe Erklärung technischer **Ausdrücke....»**

Literar. Centralblatt 1897, Nr. 2.

Deutsche Volkskunde.

Von

Elard Hugo Meyer,

Professor der germanischen Altertumskunde an der Universität Freiburg i. Br.

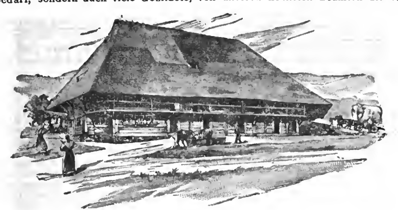
Mit 17 Abbildungen und einer Karte.

8°. VIII, 362 S. 1898. Preis broschirt M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 6.50.

Inhalt: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch; V. Die Volkssprache und die Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen.

Aus dem Vorwort:

«Dieses Buch bietet sich dem wachsenden Betriebe der deutschen Volkskunde als Führer an. Nicht nur fühlen die Germanisten, dass dieser Zweig ihrer Wissenschaft zu seinem Gedeihen noch weiterer besonnener Pflege und Leitung bedarf, sondern auch viele Gebildete, von unseren höchsten Beamten bis zu



Probe der Abbildungen.

Fig. 11. Der Gößhof in Oberried bei Freiburg i. B.

den bescheidensten Dorfschullehrern herab, namentlich alle die Männer, die berufen sind, dem Volk zu raten und zu helfen, und wiederum dessen Hilfe in Anspruch nehmen, ja alle wahren Volksfreunde empfinden immer dringlicher die Pflicht einer genaueren Bekanntschaft mit den Zuständen und Anschauungen des gemeinen Mannes. Das hat auch die zahlreiche Zuhörerschaft meiner akademischen Vorlesungen über deutsche Volkskunde in Freiburg bezeugt, aus denen das Buch hervorgegangen ist. Denn unser «Volk» im engeren Sinne des Wortes ist, wie unser Gesamtvolk, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine ganz andere Macht geworden, als es je zuvor war, und es ist in der gewaltigsten Umwälzung begriffen. Und mitten hinein tritt die Volkskunde, indem sie das Alte liebevoll der Erinnerung bewahrt und aus Älterem erklärt und zugleich aufmerksam die Vorbereitung und Wendung zum Neuen nachweist. Die Volkskunde hat eine wissenschaftliche und zugleich eine soziale Aufgabe.

Kuriositäten, wie sie viele zusammenhangslos aufhäufen, können der Volkskunde diensam sein, machen sie aber nicht aus; nicht in allerhand Überlebseln

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Meyer, E. H., Deutsche Volkskunde (Fortsetzung).

der Vergangenheit steckt ihr Hauptreiz. Über die Bücher hinweg erfasst sie zunächst mit ihren eigenen Augen und Ohren die lebendige Gegenwart und alle deren Volksäusserungen, mögen sie alt oder neu, hässlich oder schön, dumm oder sinnig sein. Im Wirrsal der Erscheinungen sucht sie das Gesetz oder den Zusammenhang, der denn doch zu allertiefst in der Volksseele ruht und dort seine Deutung findet. Und weil die Gegenwart so viel Unverstandenes, Entstelltes und Halbverschollenes mit sich schleppt, bemüht sich die Volkskunde nun auch in die aufklärende Vergangenheit einzudringen. Da thut sich allmählich ein mächtiger Hintergrund hinter unseren Zuständen auf, wie noch unser alter Wald hinter den modernen Rübenfeldern steht. Man wird begreifen, warum meine Darstellung durchweg die Zustände der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts wiederspiegelt, aber hier und da bei längst vergangenen Zeiten ruhig verweilt. . . .»

Amtliche Empfehlungen:

Vom Kaiserl. Oberschulrat für Elsass-Lothringen wurde das Werk gleich bei Erscheinen (am 6. Dezember 1897) den *Kreisschulinspektoren* und *Lehrerbildungsanstalten* zum Studium empfohlen.

Der Grossherzogl. Badische Oberschulrat hat laut Schreiben v. 12. Januar 1898 im Schulverordnungsblatt auf das Werk empfehlend aufmerksam gemacht.

Das Königlich Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat laut Schreiben v. 22. Februar 1898 die *Bezirksschulinspektoren* auf das Werk aufmerksam gemacht.

Das Grossherzogl. Hessische Ministerium des Innern, Abteilung für Schulangelegenheiten, hat durch Erlass vom 28. Januar 1898 das Werk den Grossherzoglichen *Direktionen der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen, Schullehrerseminarien u. Grossherzogl. Kreisschulkommissionen* zur Anschaffung für ihre Bibliotheken empfohlen.

Urteile der Presse.

« . . . Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs bloss Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht . . .

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unsern Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt... Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische, grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet...

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That». *Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.*

«Wer sich durch diese Zeilen Lust machen liesse, Meyers Buch selbst in die Hand zu nehmen, würde es nicht bereuen. Es ist natürlich wissenschaftlich zuverlässig gearbeitet, ausserdem aber ungewöhnlich fliessend geschrieben und, was uns am meisten wiegt, von einer ganz prächtigen Auffassung der Dinge belebt. Wie oft muss man sonst bei Arbeiten aus diesem Gebiete den schönen Stoff bedauern, der in die unrechten Hände gekommen ist. Hier ist er in den richtigen. Als ein deutliches Beispiel für die bewusst geschmackvolle, im besten Sinne feine Behandlung des Stoffes ist uns die Verwendung und die Art der Wiedergabe der Mundart erschienen... Das Buch enthält auch eine Menge Fragen und benutzt sie, den Leser zum Mitleben zu zwingen, der Verfasser nennt es selbst im Vorwort einen in die erzählende Form gegossenen Fragebogen. . . .» *Die Grenzboten 1898 Nr. 13.*

Geschichte
der
Italienischen Literatur
von
Adolf Gaspary.

Erster Band: Die italienische Literatur im Mittelalter.

8⁰. 550 S. 1885. M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.—

Inhalt: Einleitung. — Die Sicilianische Dichterschule. — Fortsetzung der lyrischen Dichtung in Mittelitalien. — Guido Guinicelli von Bologna. — Die französ. Ritterdichtung in Oberitalien. — Religiöse und moralische Poesie in Oberitalien. — Die religiöse Lyrik in Umbrien. — Die Prosa im 13. Jahrh. — Die allegorisch-didaktische Dichtung und die philosoph. Lyrik der neuen florentinischen Schule. — Dante. — Die Comödie. — Das 14. Jahrhundert. — Petrarca. — Petrarca's Canzoniere. — Anhang bibliographischer u. krit. Bemerkungen. — Register.

Zweiter Band: Die italienische Literatur der Renaissancezeit.

8⁰. 704 S. 1888. M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—.

Inhalt: Boccaccio. — Die Epigonen der großen Florentiner. — Die Humanisten des 15. Jahrhunderts. — Die Vulgärsprache im 15. Jahrh. und ihre Literatur. — Poliziano und Lorenzo dè Medici. — Die Ritterdichtung. Pulci und Bojardo. Neapel. Pontano und Sannazaro. — Machiavelli u. Guicciardini. — Bembo. — Ariosto. — Castiglione. — Pietro Aretino. — Die Lyrik im 16. Jahrhundert. — Das Heldengedicht im 16. Jahrhundert. — Die Tragödie. — Die Komödie. — Anhang bibliograph. u. kritischer Bemerkungen.

„Jeder der sich fortan mit der hier behandelten Periode der italienischen Litteratur beschäftigen will, wird Gaspary's Arbeit zu seinem Ausgangspunkte zu machen haben. Das Werk ist aber nicht nur ein streng wissenschaftliches für Fachleute bestimmtes, sondern gewährt nebenbei durch seine anziehende Darstellungsweise auch einen ästhetischen Genuss; es wird daher auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden." *Deutsche Litteraturzeitung.*

„Eine sehr tüchtige wissenschaftliche Arbeit. Empfiehlt sich das Buch einem grösseren Publikum durch seinen leicht verständlichen geschmackvollen Ausdruck, so findet auch der Gelehrte in den im Anhange gegebenen reichen Anmerkungen die bibliographischen Nachweise und die kritische Begründung bei schwierigen zweifelhaften Punkten." *Literarisches Centralblatt.*

„Die Darstellung von dem in die Anmerkungen verwiesenen Ballast befreit, schreitet festen aber elastischen Schrittes vorwärts; sie führt in die Mitte der Thatsachen und der an diese sich knüpfenden Fragen, aber ohne gelehrte oder schulmeisterliche Pedanterie, sodass der Genuss des Lesens sich mit dem Nutzen des Lernens zugleich und von selber darbietet. *Allgemeine Zeitung.*

„All' opera del Gaspary, che raccoglie abbastanza bene i risultati degli studi più recenti, auguriamo, perché ci parebbe utile á dotti e agli indotti, una edizione italiana." *Rivista critica della letteratura italiana.*

„Prof. Gaspary's history of Italian literature promises to be the ideal of a thoroughly useful introduction, occupying a middle position between an exhaustive work on the subject and a students manual. The accounts of Petrarca and Dante are very clear and instructive, but perhaps the most interesting part of the book is the picture of the early struggles of Italy to acquire a national language and literature." *The Saturday Review.*

Die Fortsetzung dieses Werkes hat Herr Dr. Richard Wendriner (Breslau) übernommen; ihm sind von der Gattin des verstorbenen Verfassers die Vorarbeiten, soweit sich solche im Nachlasse vorfanden, ausgehändigt worden.

Geschichte
der neuern
französischen Litteratur
(XVI.—XIX. Jahrhundert).

Ein Handbuch
von
Heinrich Morf.

Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance.
8⁰. X, 246 S. 1898. Broschirt M. 2.50, in Leinwand gebunden M. 3.—.

Inhalt: Einleitung: Mittelalterliche und humanistische Weltanschauung. — I. Kapitel: Am Ausgang des Mittelalters. (Die Zeit Ludwigs XII., 1498—1515.) — II. Kapitel: Die Anfänge der Renaissancelitteratur. (Die Zeit Franz' I., 1515—1548.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — III. Kapitel: Höhezeit und Niedergang der Renaissancelitteratur. (Die Zeit der letzten Valois und Heinrichs IV., 1547—1610.) Einleitung. Die Prosa. Die Dichtung. 1. Die Lyrik. 2. Die Epik. 3. Die Dramatik. — Bibliographische Anmerkungen.

Aus dem Vorwort: „Es soll hier die Geschichte des neuern französischen Schrifttums in vier Büchern, deren jedes einen solchen Band füllen wird, erzählt werden. Der zweite Band mag die Litteratur des Klassizismus, der dritte Band diejenige der Aufklärungszeit, der vierte die Litteratur unseres Jahrhunderts schildern. Die Arbeit ist von langer Hand vorbereitet und zum grossen Teil im Manuskript abgeschlossen.

Dieses Handbuch will den Bedürfnissen der Lehrer und Studierenden des Faches und den Wünschen der gebildeten Laien zugleich dienen.“....

Die *Beilage zur Allgem. Zeitung* urteilt in Nr. 10 von 1899 „ . . . Der vielverzweigten und komplizierten Aufgabe der Literaturgeschichte ist Morf in vollem Masse gerecht geworden. Er versteht es ebenso sehr, die Geschichte der einzelnen literarischen Gattungen von ihren ersten bescheidenen Keimen bis zur Blüthe und zum Verwelken zu verfolgen, als die literarischen Persönlichkeiten mit ihren Eigentümlichkeiten und Besonderheiten lebenswahr zu schildern. Dabei vergisst er auch nie, auf die kulturhistorischen Strömungen hinzuweisen, welche die Literatur nach dieser oder jener Richtung getrieben haben. Sein ästhetisches Urteil ist nicht von irgend einer aprioristischen Stellungnahme bedingt, sondern beruht auf gründlicher, verständnissvoller Würdigung aller massgebenden Faktoren. Endlich genügt die Form, in welche Morf seine Erzählung kleidet, allen ästhetischen Ansprüchen. . . .

Wer diesen ersten Band gelesen, wird das Erscheinen der folgenden mit Ungeduld erwarten. Die Erzählung der literarischen Geschehnisse schreitet rasch vorwärts und ist fesselnd geschrieben. Die literarischen Persönlichkeiten treten lebenswahr und plastisch hervor. Einige Beschreibungen kann man geradezu Kabinetsstückchen nennen. Morf besitzt überhaupt die Gabe der prägnanten Charakterisirung. Ein paar Worte genügen ihm, um ein lebensvolles Bild hervorzuzaubern. . . .

Morfs Literaturgeschichte ist eine ganz hervorragende Leistung. Wenn sich die folgenden Bände — wie es übrigens zu erwarten ist — auf der Höhe des ersten halten, werden wir in dieser französischen Literaturgeschichte ein Werk begrüssen können, das sich der italienischen Literaturgeschichte Gaspary's ebenbürtig an die Seite stellen wird...“

Der II. Band ist unter der Presse.

GRIECHISCHE GESCHICHTE

VON

JULIUS BELOCH.

Erster Band: **Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg.**
Gr. 8°. XII, 637 S. 1893. Broschirt M. 7.50, in Halbfranz geb. M. 9.50.

Zweiter Band: **Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens.**
Mit Gesamtregister und einer Karte.
Gr. 8°. XIII, 720 S. 1897. Brosch. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 11.—.
I. u. II. Band complet in 2 Halbfranzbände gebunden M. 20.—.

«. . . . Wir haben hier ein Buch vor uns, das unbedingt zu den bedeutsamsten Erscheinungen der geschichtlichen Litteratur der letzten Zeit zu rechnen ist. Beloch betont selbst, dass er das Gebäude fast überall von den Grundlagen neu aufgeführt habe und manche Gebiete, wie die Wirtschaftsgeschichte, bei ihm zum erstenmal zu ihrem Recht kommen; ebenso, dass er kein Nebeneinander von Sondergeschichten (athenische, spartanische u. s. w.) biete, sondern die Entwickelung der ganzen hellenischen Nation von einheitlichen Gesichtspunkten zu erfassen suche. Dabei hüte er sich, ein Phantasiegemälde der ältesten Zeit zu entwerfen, und richte seine Absicht vielmehr darauf, nur das mitzuteilen, was wir auf Grund des archäologischen Befundes, des homer. Epos, der sprachgeschichtlichen Forschung mit Sicherheit zu erkennen vermögen. Man wird nicht bestreiten können, dass alle diese Züge, in denen Beloch selbst die charakteristischen Merkmale seiner Art zu forschen und zu arbeiten erblickt, wirklich in dem Buche hervortreten.

. . . . Wir hoffen, dass das gediegene Werk den Absatz findet, den es verdient, und wüssten denen, welche sich in verhältnismässiger Kürze über den jetzigen ungefähren Stand unseres Wissens von griechischer Geschichte unterrichten wollen, nichts Besseres als Beloch zu empfehlen. In 2 Bänden wird der ganze Stoff völlig bewältigt werden und zwar so, dass neben einem anziehend, manchmal glänzend geschriebenen Text, zahlreiche Anmerkungen hergehen, die alle wesentlichen Quellen- und Litteraturnachweise darbieten . . . . Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich; der Preis von 7 M. 50 Pfg. für 40 Bogen ein überaus mässiger.»

Prof. G. Egelhaaf, Württ. Korrespondenzblatt f. Gelehrten- u. Realschulen, 1894 Heft 1.

«Der eigentliche Vorzug des Werkes liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und socialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grossartigen Umwälzungen, auch der geistigen und politischen Entwickelung vollzogen. Da B. gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht, wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten . . . . Glanzpunkte sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen . . . . Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträgnisse der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne etc. erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten. . . . Die Form der Darstellung ist eine ausserordentlich gewandte und fliessende.» *Bl. f. d. Gymnasialschulwesen, XXX. Jahrg. S. 671.*

GESCHICHTE
DER
GRIECHISCHEN PLASTIK
VON
MAXIME COLLIGNON
MITGLIED DES INSTITUTS, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT IN PARIS.

Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus. — Die grossen Meister des V. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, a. o. Professor an der Universität Strassburg. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 281 Abbildungen im Text. Lex. 8°. XV, 592 S. 1897. Broschirt M. 20.—, in eleg. Halbfranzband M. 25.—.

Zweiter Band: Der Einfluss der grossen Meister des V. Jahrhunderts. — Das IV. Jahrhundert. — Die hellenistische Zeit. — Die griechische Kunst unter römischer Herrschaft. Ins Deutsche übertragen von Fritz Baumgarten, Professor am Gymnasium zu Freiburg i. B. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 377 Abbildungen im Text. Lex. 8°. XII, 763 S. 1898. Broschirt M. 24.—, in eleg. Halbfranzband M. 30.—.

Urteile der Presse.

„Collignon's Histoire de la sculpture grecque . . . hat mit Recht überall eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der Verf. steht von vorn herein auf dem Boden, der durch die umwälzenden Entdeckungen der letzten Jahrzehnte geschaffen ist, und betrachtet von diesem neu gewonnenen Standpunkte aus auch die älteren Thatsachen und Forschungsergebnisse. Er beherrscht die einschlägige Literatur, in der die deutsche Forschung einen bedeutenden Platz einnimmt, und weiss die Streitfragen oder die Thatsachen in geschmackvoller Form und ohne ermüdende Breite darzustellen. Eine grosse Anzahl gut ausgeführter Textillustrationen, nach zum grössten Teil neu angefertigten Zeichnungen, dient dem Texte zu anschaulicher Belebung und bietet eine vornehme Zierde des Buches, sehr verschieden von jenen oft nichtssagenden Umrissen, welchen wir in ähnlichen Büchern so oft begegnen. So war es ein glücklicher Gedanke, Collignon's Werk dem deutschen Publikum, nicht blos dem gelehrten, durch eine deutsche Uebersetzung näher zu bringen. Der Uebersetzer, Dr. Ed. Thraemer, hat seine nicht ganz einfache Aufgabe vortrefflich gelöst: die Darstellung liest sich sehr gut und man wird nicht leicht daran erinnert, dass man eine Uebersetzung vor sich hat. Hier und da ist ein leichtes thatsächliches Versehen stillschweigend berichtigt, anderswo durch einen (als solcher bezeichneten) Zusatz ein Hinweis auf entgegenstehende Auffassungen, auf neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, auf neu erschienene Literatur gegeben . . . Im Ganzen jedoch handelt es sich um eine Uebersetzung, nicht um eine durchgehende Bearbeitung des Originalwerkes, so dass der Leser überall Collignon's Auffassungen ohne fremde Aenderungen kennen lernt . . . .

fs. Liter. Centralblatt 1894. Nr. 53.

„ . . . Es mag ja betrübend sein, dass gegenüber der Fülle von Einzelforschungen die deutsche Archäologie die Aufgabe ungelöst lässt, einmal das Facit aus dem gegenwärtigen Stande der Forschung zu ziehen (Overbeck's viel verbreitetes Buch hätte dazu einer weit durchgreifenderen Umarbeitung bedurft); man wird auch vielen Ansichten und Aufstellungen C.'s nicht beipflichten (wie könnte das in dem Fluss der Forschungen und Meinungen anders sein?); das aber wird sich nicht ableugnen lassen, dass C.'s Buch von allen vorhandenen

Fortsetzung siehe nächste Seite

Collignon, Geschichte der griechischen Plastik (Fortsetzung).

Darstellungen der griechischen Plastik am meisten den Anforderungen der Gegenwart entspricht, am besten über den Stand der Forschung orientirt und sich am besten liest. Wenn C. von der deutschen Forschung einen sehr ausgiebigen Gebrauch macht und ganz vorzugsweise auf deutsche Arbeiten verweist, so kann uns das ja nur freuen; es ist ein Beweis mehr dafür, dass wenigstens auf diesem Gebiete keine nationalen Schranken bestehen, sondern überall gemeinsame Arbeit herrscht . . . Die Ausstattung des Buches ist der der Originalausgabe durchaus ebenbürtig, und trotzdem ist, ein seltener Fall, der Preis nicht unerheblich geringer. . . " *Literar. Centralblatt 1897 Nr. 44.*



Probe der Abbildungen.

II. Band, Fig. 235. Dionysos. Marmorkopf aus den Caracallathermen. (Britisches Museum.)

„Das vorliegende Werk bedarf nach den in diesen Blättern zuletzt Band 33 (1897) S. 498 f. gegebenen Ausführungen für die Bibliotheken der Gymnasien und Gymnasiallehrer keiner Empfehlung mehr, doch ist es erfreulich, die Verbreitung desselben an bayerischen Gymnasien bereits feststellen zu können, und erwünscht, nochmals der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, dass durch die Anschaffung desselben die qualvolle Lectüre von Overbecks bekanntem Buche immer seltener wird. Denn es bleibt für jeden billig und unabhängig urtheilenden Archäologen die Thatsache bestehen, dass die deutsche archäologische Literatur eine so sachgemäss, klar und anregend geschriebene Darstellung der griechischen Sculptur nicht aufzuweisen hat und deshalb gerne dadurch die Freigebigkeit des Verlegers und die gewissenhafte Mühewaltung des Uebersetzers in seinem Werte erhöhte Buch des französischen Gelehrten Collignon in deutscher Uebertragung entgegennimmt . . ."

Heinrich Ludwig Urlichs, München,
Blätter für das bayr. Gymnasialwesen 1897 Heft 11/12.

„ . . . Schon die vier bisher erschienenen Lieferungen lassen die Wahrheit des [in der Ankündigung] Gesagten deutlich erkennen; der Herr Verfasser zeigt sich über das grosse Gebiet, das von der Kunstgeschichte eingenommen wird, wohl unterrichtet, er weiss einen festen Standpunkt innerhalb der noch auf- und abwogenden Meinungen zu gewinnen und, was er bietet, mit solcher Liebenswürdigkeit vorzutragen, dass der Leser sich von ihm gern durch das Labyrinth der verschiedenen Ansichten hindurchgeleiten lässt . . . Dem Buche ist weite Verbreitung zu wünschen." *Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1897 Nr. 10.*



Soeben erschienen:

BACHER, DR. WILHELM, Die Agada der Tannaiten und Amoräer: Bibelstellenregister. Nebst einem Anhange: Namen-Register zur Agada der babylonischen Amoräer. 8⁰. VIII, 94 S. M. 3.—.

JOLLY, JULIUS, Medicin (in Indien). Grundriss der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. III. Band, 10. Heft. Lex. 8⁰. 140 S. M. 7.—.

Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt. Herausg. von Dr. K. Trübner. XI. Jahrgang 1901/1902 mit einem Bildnis von Professor Oscar Montelius in Stockholm, radiert von Joh. Lindner in München. 16⁰. 83 Bogen. Gebunden M. 12.—.

Unter der Presse:

Bacher, Dr. Wilhelm, Die Agada der Tannaiten. Erster Band. Von Hillel bis Akiba. Von 30 vor bis 135 n. d. g. Z. Zweite Auflage. 8⁰. ca. 29 Bogen.

BECKER, DR. C. H., Beiträge zur Geschichte Ägyptens unter dem Islam. Erstes Heft. 8⁰. ca. 5 Bogen.

BERNEKER, DR. ERICH (Privatdozent an der Universität Berlin), Slavische Chrestomathie mit Glossaren. 8⁰. ca. 25 Bogen.

DIETRICH, DR. ERNST, Die Skeireinsbruchstücke. Text und Uebersetzung. (Texte und Untersuchungen zur altgermanischen Religionsgeschichte II. Band) 4⁰. ca. 10 Bogen.

FRANKE, OTTO, Geschichte und Kritik der einheimischen Pali-Grammatik und Lexicographie. 8⁰. ca. 10 Bogen.

ALEXANDER GIL's Logonomia Anglica. Neudruck der Ausgabe von 1621, besorgt von Dr. O. L. Jiriczek (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Heft 90.) 8⁰. ca. 16 Bogen.

KLINGLER, DR. OSKAR, Die Comédie-Italienne in Paris nach der Sammlung von Gherardi. Mit vier Abbildungen im Text und einer Tafel. 8⁰. ca. 16 Bogen.

SCHÖNFELD, DR. DAGOBERT E., Der isländische Bauernhof und sein Betrieb zur Sagazeit. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Heft 91.) 8⁰. ca. 16 Bogen. Preis ca. M. 7.—.

In Vorbereitung:

SAVJ-LOPEZ, DR. PAOLO (Privatdozent an der Universität Strassburg), Altitalienische Chrestomathie. 8⁰. ca. 12 Bogen.

Frommannsche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena. — 2288

